
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834W89
Ol1861
v. 3

Lust und Leid.

Geschichten aus unsern Tagen

von

Bernard Wörner.

Dritter Band.

Zweite verbesserte Auflage.

Augsburg, 1864.
J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Cincinnati, R
Joseph A. Hemann, Publisher of the Wahrheitsfreund and the Catholic Telegraph, Südwest-Ecke der Vine- und Longworth-Straße.



Sr. Hochwohlgeboren

Herrn

Ludwig Freiherrn von Brück,

Königlich Bayerischem Kammerherrn, General-Direktor der königlichen Verkehrsanstalten, Großkreuz, Comthur und Ritter höchster Orden etc. etc.

in tiefster Verehrung gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort

zur

ersten Auflage.

Wenn zwei ältere Brüder schon eine weite Reise durch die Welt machten, so ist es für den dritten jüngeren keine schwere Aufgabe, dieselbe Bahn zu betreten. Er hat durch seine Vorgänger Kunde bekommen über Weg und Steg, über Land und Leute. Zuversichtlich beginnt er seine Wanderung, beherzt klopft er an, wo jene gastfreundliche Aufnahme fanden und benützt Zeit und Gelegenheit, sich neue Bekannte und Freunde zu erringen. Dieses ist auch der Fall mit dem dritten Bande von **Lust und Leid**. Die freundliche Aufnahme, welche die zwei ersten Bände auf ihrer weiten Wanderschaft fanden und wofür hiemit der herzlichste Dank gesagt sei, die entschieden günstigen Urtheile, welche die ersten Blätter diesseits und jenseits des Oceans darüber fällten, haben das Erscheinen des dritten

Bandes wesentlich gefördert. Er wäre ohne diese sprechenden Thatsachen nie an's Tageslicht getreten. Aber auch innigen Dank den geehrten Herren und öffentlichen Organen, welche den Verfasser so theilnahmsvoll mit sachdienlichen Andeutungen, mit Rath und That unterstützten. Allen wurde nach Möglichkeit Rechnung getragen und sie sollen Leitstern und Fundament zugleich sein für künftige Erscheinungen.

Vielfach ausgesprochenen Wünschen zufolge erscheint der dritte Band ohne Illustrationen. Er bewahrt aber seine handbare Gestalt, seine elegante Ausstattung und ist für den Bilderschmuck um mehr als die Hälfte am Inhalte verstärkt worden.

So möge denn diese neue Einrichtung, dem Wunsche Vieler entsprechend, Beifall finden bei allen geehrten Lesern und möge das Buch, die alten Freunde befriedigend und neue gewinnend, sich fort und fort mit Gottes Führung Bahn brechen in allen Ländern, so weit die deutsche Zunge klingt! —

Bamberg, am Feste Allerheiligen 1862.

Der Verfasser.

Vorwort
zur
zweiten Auflage.

Als ich die Vorrede zur ersten Auflage dieses Buches schrieb, dachte ich wohl nicht daran, daß nach kaum Jahresfrist diese ehrende und angenehme Aufgabe mir zum zweiten Mal werden würde. Um so eifriger ergreife ich diese Gelegenheit, um all' den geneigten Lesern und der deutschen Presse in der alten und neuen Welt für die freundliche Aufnahme dieser schlichten Erzählungen den herzlichsten Dank zu sagen. Wenn auch keine derselben eine totale Umgestaltung erfuhr, so wurde doch die Feile, wo es geboten erschien, nirgends geschont.

So möge denn unser **„Lust und Leid“** in seiner zweiten verbesserten Auflage unter Gottes Schutz abermals die Rundreise durch die Welt antreten und überall so empfangen werden, daß ihm die Lust und der Muth zu stets erneuten Ausflügen nie entsinken! —

Bamberg, Ende December 1863.

Der Verfasser.

Inhalt.

Die Freiwilligen vom Spessart.

I.

— — — —
— — Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut. —
Th. Körner.

Ein mächtiges Wehen der Freiheit zog im Frühling des Jahres 1813 durch die deutschen Gauen. Die große, französische Armee, 610,000 Mann stark mit 182,000 Pferden und 1372 Kanonen, die größte, welche jemals ein herrschsüchtiger Eroberer zusammengeschleppt und in Feindesland geworfen hatte, war in den Eisfeldern Rußlands einem fürchterlichen Strafgerichte erlegen. Der Brand von Moskau leuchtete das Glück des Korsen zu Grabe. Entsetzt wich er vor der schauerlichen Leichenfackel mit dem blutigrothen Scheine zurück und begann mit seinen Scharen den denkwürdigen Rückzug von 1812.

Das Blatt wandte sich. Die Russen, welche seither auf allen Punkten systematisch zurückgewichen waren, wurden jetzt die Angreifer. Ihre leichte Reiterei, die Kosaken, umschwärmten mit ihren schnellen, ausdauernden Pferden Tag und Nacht die schwerfällige Heeressäule, welche durch öde, verwüstete Gegenden zog. Es fiel der erste Schnee. Die stolzen, mit Beute beladenen Krieger, welche noch vor wenigen Wochen nach dem Beispiele ihres Herrn und Meisters auf dem Durchzuge Freundes- und Feindesland mit brutalem, rücksichtslosem Soldaten-Uebermuth tractirt hatten, gingen nun Leiden und Entbehrungen entgegen, die keine Feder zu schildern vermag. Die Luft wurde so kalt, daß sich Eis an die Bärte der Soldaten setzte, daß den zu leicht Gekleideten die Glieder erstarrten und die Gewehre aus den Händen sanken. Mit jedem Tage wurde die Kälte grimmiger und drang in alle Poren. Die Natur schien bis zu diesem Jahre mit den äußersten Schrecken des Frostes gewartet zu haben, um die Franzosen im russischen Eise zu begraben. Vom langen Marsche gingen die Schuhe und Kleider in Fetzen. Man mußte Pelz und Lumpen um die Füße wickeln, und tapfere Haudegen steckten sich in Weiberpelze. Brod und Mehl gingen aus. Die Soldaten schlugen sich an den Bivouakfeuern mit thierischer Wuth um die letzten Reste. Das Fleisch gefallener Pferde, mit Schießpulver gewürzt, wurde für Tausende und Tausende das letzte Erhaltungsmittel. Die ekelhafteste Nahrung verschlangen die Heiß-

hungrigen mit Begierde. Viele sanken aus Ermattung hin, um nie mehr aufzustehen, Andere blieben zurück und fielen den Russen in die Hände, wieder Andere wurden vom Wahnsinn ergriffen. Unzählige erfroren in den kalten Nächten. Um die Feuer lag gewöhnlich des Morgens ein Kranz von Leichen. Wenn es stark geschneit hatte, zeigten nur die Erhöhungen des Schnees die Gestalten der Entseelten. Die Meisten hatten die Waffen weggeworfen und suchten blos das Leben zu retten. Durch die öden, unabsehbaren Schneefelder zogen die vermummten Krieger wie hohläugige Gespenster. Es waren nur noch Schatten von Menschen. Was in der Schlacht von Polozk, bei Malo-Jaroslawetz, Miloradowitsch, Krasnoi und an der Beresina nicht unter dem mörderischen Feuer und den Bajonetten der Russen blieb oder in Gefangenschaft gerieth, das warf grimmige Kälte, Hunger, Krankheit und Elend in's eisige Grab. Es war ein schreckliches Gericht Gottes, das über den stolzen Welteroberer erging. Bei Smorgoni ließ Napoleon den Rest seiner aufgeriebenen Truppen im Stich und eilte wie ein Flüchtling unbemerkt auf einem Schlitten durch Deutschland über den Rhein. Er wollte eine neue Kriegsmacht aufstellen und zur Schlachtbank führen, bevor Deutschland sein Unglück erkennen und sich erheben konnte. Es gelang ihm trotz seiner riesigen Thätigkeit nur theilweise. Mit Windeseile durchdrang die Kunde vom Untergange der großen Armee Deutschland. Man hörte sie mit Ent-

zücken, fiel sich in die Arme und athmete zum ersten Mal wieder frei auf. Es war kein lauter Jubel, sondern eine tief innerliche Freude, stumm und gefährlich, die kaum ein Mitleid mit den Opfern aufkommen ließ. Alle patriotischen Herzen stählten sich in Haß und Trotz. Jeder fühlte die Stunde der Erlösung nahen.

Zuerst ermannte sich Preußen zum Freiheitskampfe auf Leben und Tod, um Sein und Nichtsein, und reichte Rußland die Hand. Oesterreich folgte ihm bald. Die Rheinbundstaaten seufzten noch unter dem eisernen Drucke des Eroberers, der bereits frische Truppen über den Rhein warf und auf den verschiedenen Heerstraßen nach Norddeutschland vorschob. Er dictirte auch ihnen neue, starke Aushebungen. Die Fürsten gingen zögernd und mit schwerem Herzen daran, um nicht eine zweite Generation an das Messer des Henkers zu liefern. Deutschland war trotz der erlittenen Schläge noch nicht einig. Es mußte einem jeden Patrioten das Herz bluten, wenn er an sein zerrissenes Vaterland dachte, wenn er sah, wie der Bruder gegen den Bruder die mörderische Waffe schwang.

Doch mehr und mehr erwachte im Volke die Sehnsucht nach Freiheit, der Thatendrang, das Nationalgefühl, während die meisten seiner Gebieter unentschlossen zauderten. Hunderte und Hunderte von jungen Männern aus allen Ständen verließen in Süddeutschland ihre Heimath, um nicht mit und unter den verhaßten Franzosen kämpfen zu müssen. Sie eilten begeistert zu den

Fahnen Preußens und Oesterreichs, entschlossen, dem ersten Rufe ihrer Landesherrn gegen die Welschen zu folgen. Das Volk war arm, sehr arm; denn die fremden Schaaren hatten das Mark des Landes ausgesaugt, Krieg und Frieden hatten gleich tiefe Wunden geschlagen, der Ackerbau war gelähmt, der Handel vernichtet, das Land ein Raub der Verarmung; aber noch viel größer als die Armuth war die Kampfeslust und der Zorn gegen den corsischen Eroberer, der in Blut und Thränen badete. Wer nicht selbst kämpfen konnte, trug zur Ausrüstung Anderer sein letztes Scherflein bei.

Die große Heerstraße, welche von Würzburg nach Aschaffenburg durch den Spessart zieht, bot in diesen Tagen ein buntes, wechselndes Bild. Elende Karren, mit Blessirten und Maroden beladen und von abgetriebenen Kleppern gezogen, die man den Bauern gewaltsam abgenommen hatte, wanden sich langsam dem Rheine zu. Das schmerzliche Stöhnen der bleichen, abgezehrten Gestalten fand keinen Widerhall in den Dörfern, welche sie passirten. Der Ingrimm, daß auch nicht ein einziger Landsmann vom Spessart, deren man so viele nach Rußland geschleppt hatte, mitzurückgebracht wurde, erstickte das Mitleiden. Den Verwundeten entgegen kamen in kleinen Abtheilungen frische Truppen, die nach dem Norden zogen. Es waren zumeist bartlose, knabenhafte Gestalten, die kaum Tornister und Gewehr tragen konnten. Sie wurden von älteren Soldaten, die man während des

russischen Feldzuges in den Festungen zurückgelassen hatte, auf dem Marsche gedrillt. Wenn auch die Landleute sich freuten, daß Truppe um Truppe vorbeimarschirte, so sahen sie einer Einquartierung der gefürchteten Peiniger doch nicht mehr mit dem bangen Zittern entgegen, wie sonst. Die Nacht machte jedesmal den Zügen ein Ende. Die Franzosen, sie mochten auf= oder abwärts ziehen, suchten aus dem Walde zu kommen, den sie seit Jahren fürchteten. Sie gedachten der Kameraden, welche bei früheren Durchmärschen unvorsichtig hinter den Abtheilungen zurückgeblieben und nie mehr zum Vorschein gekommen waren.

Dieses Gefühl schien auch ein Häuflein französischer Krieger zu beherrschen, die, von Aschaffenburg kommend, in der Dämmerung am Eingange des Waldes Halt machten. Sie standen am Fuße der ersten bedeutenden Steigung, welche von da mit geringen Thalsenkungen mehrere Stunden lang nach den waldumkränzten Höhen des Spessart hinanführt. Die Soldaten, sechs an der Zahl, schienen von irgend einem größeren Corps zurückgeblieben und blickten, auf ihre Gewehre gestützt, finster in den jungbelaubten, rauschenden Forst. Ein bärtiger Grenadier=Sergeant, eine große, martialische Figur, machte den Anführer. An seiner Seite marschirte ein Tambour, der schon drei Capitulationen vergebens auf den Marschallstab wartete, und sich dafür, wenn die Kupferfarbe des aufgedunsenen Gesichtes nicht trügte, Entschädigung im Glase suchte. Vier

junge, schwächliche Leute, ohne Haltung und Dressur, in weiten Uniformen, die für ihre Väter gemacht schienen, horchten unterwürfig auf das barsche Commando des Führers.

„Kehrt!“ commandirte der Sergeant. „Wir haben uns nun einmal verspätet. Die Strafe bleibt nicht aus.“ Er warf sein Gewehr auf die Schulter, schwenkte, brach links von der Straße ab und marschirte querfeldein hinab in das Thal. Seine Begleiter folgten erfreut. Am Fuße der Bergrippen, um deren Mitte sich die Heerstraße geschmeidig wie eine Schlange windet, zieht sich lang gestreckt ein Dorf hin. Die Häuser besäumen vereinzelt den schmalen Thalweg. Nur gegen das ferne Ende, wo die Berge zurücktreten und das Thal weiter wird, hat sich ein dichterer Häuserkranz wie zum Schutze um die erhöht liegende Kirche gruppirt.

Einen Büchsenschuß vor dem Dorfe stießen die Soldaten auf ein kleines Anwesen. Man sah demselben an, daß es mehr zum Vergnügen, als aus Speculation gebaut war. Das niedliche Wohnhaus aus rothem Sandstein, an dem sich Epheu und wilder Wein emporrankten, umschloß von allen Seiten ein großer Garten. Durch diesen drangen die Soldaten in das Haus. Ein Kolbenstoß des Sergeanten schlug die Thüre zurück und sein brüsques „Bon soir!“ begrüßte beim Eintritte in's Zimmer die erschreckten Bewohner. „Ma fois, graues Musje, wir werden einquartiert sein for die Nacht bei Euch.“

Der Mann, dem diese Worte zugeherrscht wurden, war ein ehrwürdiger Greis mit blendend weißen Haaren, die in wenigen lichten Ringen um sein Haupt spielten. Er kam den Soldaten mit sichtlichem Erstaunen entgegen. Hinter seinem Rücken raffte ein junges Mädchen einige Zeitungsblätter vom Tische und betrachtete erschreckt die fremden Gestalten. Es war der verabschiedete Lehrer Platner und seine Tochter Regina.

„Sie werden Sich irren, meine Herren," erklärte der Greis höflich, „Ihr Billet kann unmöglich auf meine Hausnummer lauten."

„Sacre . . . !" knirrschte der Sergeant und stieß sein Gewehr auf den Boden. „Was da Billets? — Nix Billets! Wir sein von die große Nation."

„Das seh' und höre ich," seufzte der Lehrer.

„Eh bien! Achtong for der große Armee und nickt mechantes Manier gegen der Einquartierung! Oder aben auk schon gekostet von der böse Gift? Unser Kaiser wird wieder maken groß seinen Land und seine Ruf, und ein Soldat von unser Kaiser nikt aben nöthig der Billets. Er geht zu suchen Quartier, wo ihm gefällt."

„In Feindesland vielleicht, hier nicht. Dieses Dorf gehört zu den Rheinbundstaaten. Bei uns wird jede Einquartierung vom Vorsteher geregelt."

„Hier Quartier!" rief der Sergeant gedehnt. „Dagebleibt!"

„Sie sind im Irrthum, mein Herr, ich wiederhole

es," versicherte der Lehrer ernst. „Mir wurde bei der Niederlegung meines Amtes ausdrücklich von der Gemeinde das Vorrecht der Einquartierungsfreiheit zugestanden. Sie werden demnach einsehen, daß ..."

„Da .. da .. daß Kemeind, Rheinbond und die ganze deutsche Land nicht genirt den Soldat von unser Kaiser," unterbrach ihn der Sergeant hitzig. „Mille tonnerre! Hier Quartier! Allons, toute de suite! Geht zu schaffen der Souper, der Brod, die Bier, der Wein, von dem Fleisch!"

„Ga — ga — ga — gack!" machte der alte Tambour lachend, zum Zeichen, daß der Franzose auch ein Huhn und sonstiges Geflügel nicht verachte. Er ließ sich dabei in den Lehnsessel des Hausherrn nieder, hängte die leere Feldflasche ab und winkte der Tochter, sie zu füllen. Die Andern hatten ihre Gewehre im Hausplatze zusammengestellt, die Tornister abgeworfen und suchten sich da häuslich einzurichten, weil in dem kleinen Zimmer der Platz fehlte und sie dem Commando ihres Führers lieber fern blieben.

„Die Thüre besetzt, Niemand hinaus!" gebot dieser seinen Leuten und nahm eine drohende Stellung ein. Ike werde maken erstiken das Schrei."

Regina schmiegte sich furchtsam an die Seite ihres Vaters und bat leise: „Gib nach! Der Gewalt muß man weichen."

„Nein, mein Kind! Diese Leute stehen nicht in

Feindesland, sondern auf dem Boden ihrer Verbündeten. Es gibt noch Kriegsgesetze."

„Oui, Musje, für das deutsche Hund, nicht für den Soldat des Kaisers," höhnte der Franzose. „Donnerwetter — Ordre parirt! — Will Sie? — Ik sake: Marsch!"

Das Auge des Greises leuchtete drohend, Zornesgluth röthete sein Gesicht und er mußte sich Gewalt anthun, um seine Entrüstung zu bemeistern. „Nein!" entgegnete er fest, „ich lasse mir in meinem Hause nicht befehlen. Gehen Sie mit Ihren Leuten zum Vorsteher des Dorfes. Dort wird für Ihre Verpflegung gesorgt werden. Hier gibt's für Sie weder Logis, noch Kost."

Bei diesen Worten sprang der Franzose zurück, fällte sein Gewehr und drang wüthend auf den Hausherrn ein. Sacré nom ...! Ihr sein nicht das erste deutsche Lump, das ich erstech'. Diable!"

Mit einem lauten Schreie warf sich Regina zwischen beide und drückte das Bajonnet zur Seite. „Zurück!" rief sie dem Sergeanten mit einem durchbohrenden Blicke zu. „Schämen Sie Sich nicht, einen wehrlosen Mann anzufallen? Seit wann besteht die große, französische Armee aus Räubern und Mördern?"

Beschämt ließ der Angreifer seine Muskete sinken und wich zurück. Die hohe, schlanke Gestalt mit den dunkeln, brennenden Augen, die vernichtend auf ihm ruhten, mit dem schönen, tiefblassen Antlitz, das selbst die Erregung nicht höher färbte, mit den rabenschwarzen

Flechten, die gleich einer Krone das Haupt zierten, stand wie eine Königin vor ihm.

„Wir weichen der Uebermacht," setzte Regina bei. „Sie können Sich mit Gewalt nehmen, was Ihnen ein freundliches Entgegenkommen mit Vergnügen verschafft hätte. Geben Sie nach, Vater, ich bitte, damit kein Unglück heraufbeschworen wird."

„Bravo, schönes Mamselken, bravo!" lachte der Tambour ausgelassen und klatschte in die Hände. Mamselken aben der Courage. Musje der Sergeant aben verloren die Bataille."

Der Sergeant setzte sich verdrossen in eine Ecke. Der Lehrer und seine Tochter zogen sich an das Fenster zurück. Sie spähten beide hinaus, als ob sie Jemand erwarteten — Platner mit ungeduldiger Sehnsucht, die Jungfrau mit jener bangen Erwartung, die ein Unglück befürchtet und sich lebhaft in den gespannten Zügen ausprägt. Der Tambour ließ sich die Worte der letzteren nicht umsonst gesagt sein. Er ging hinaus und durchsuchte, von den Rekruten unterstützt, mit einer Virtuosität Küche und Keller, die auf langjährige Praxis schließen ließ. Die Früchte seiner Entdeckungsreise, Brod, Butter, Käse und ein Rest Dürrfleisch, wanderten durch die Rekruten auf den Tisch. Er selbst kehrte in's Zimmer zurück, bedächtigen Schrittes, in beiden Armen Weinflaschen schleppend, so viele er umfassen konnte. Platner machte bei diesem Anblicke eine unwillige Bewegung.

Der Wein, seit Jahren gespart, war die einzige Labung seiner alten Tage. Die bittenden Blicke Regina's besänftigten ihn wieder und er wandte sich ab. „Vive l'Empereur!“ rief der Sergeant, schon im Voraus begeistert, und half die köstliche Beute abstellen, welche der Tambour in einem Kellerwinkel hinter alten Brettern erbeutet hatte.

Die welschen Freiheitsbringer, welche an dem kleinen Tische kaum Platz fanden, sprachen dem deutschen Imbiß tapfer zu und brachen Flasche um Flasche den Häls. Bei jedem frischen Glase ertönte ein neues Hoch auf ihren „Lamperöhr." Der Tambour, ihr geschäftiger Kellermeister, verproviantirte sie mit einer zweiten Ladung aus dem Keller, die mit lautem Jubel begrüßt wurde. Der starke, feurige Wein, in raschen Zügen genossen, stieg den Soldaten in die Köpfe und löste die Zungen. Ihre Unterhaltung wurde lebhafter und lärmender, je stiller sich absichtlich die Hausbewohner verhielten. Der Sergeant erzählte den Recruten mit hochtönenden Worten und heftigen Gesticulationen von seinen Heldenthaten. Der Tambour machte eine Halbwendung nach Regina und lächelte ungläubig, als seien diese Bravourstücke niemals passirt. Vom Kriege kam der redselige Anführer der kleinen Schaar auf die Politik. Er schien es absichtlich darauf anzulegen, den Hausherrn zu kränken und zu reizen, während der Tambour seinen Stuhl rückte und sich mit Regina zu unterhalten suchte.

„Wir gehören zu der Empire, zu die Nation grande," prahlte der Sergeant, „wir sein les vrais français. Diese dumme deutsche Land sein gewesen immer barbare, ondankbar, ongerekt. Onser Kaiser sein ein großer Freund der Völker und den deutschen Fürsten old, sehr old. Sein das lauter mignon-Fürsten von die kleine race, die er lassen bestehen fort aus großer Gnad! Ah, diese dummen diables Allemands sollten halten von großer Ehr', wenn sie aben en visite les français. Wir, wir, la grande nation, aben Euern Herrn gemakt zu einer König. Notre Empereur wollen nix als vertheidigen der deutsche Ohnabhängigkeit. Was sein der Dank? Alsstarrigkeit von dieser onwürdige Nation, schlekte Saken, Complots. So geht zu kommen die Nothwendigkeit von der Krieg. Wir werden vernichten das Feind all. Victoire! Vive notre Empereur! Wir schneiden durk der deutsche Herz mitten durk."

Die junge Mannschaft lauschte ehrfurchtsvoll auf die bramarbasirenden Phrasen ihres Führers, wiewohl sie wenig davon verstand; der Tambour aber, dem diese Worte nicht zu seinen Absichten paßten, wehrte mit Hand und Wort:

Non, non, mon ami, wir retten das Land, das Leut. Wir bringen Freiheit, gloire. Der Franzos sein Gutfreund der deutsche Land, eine gute Soldat, brav, sehr brav und artik gegen Damens."

Der Sergeant verstummte, einem heimlichen Winke des Tambours gehorchend. Dieser wandte sich mit zu-

dringlicher Freundlichkeit an Regina. Er machte Platz und lud sie ein, an der Gesellschaft Theil zu nehmen. Die Tochter antwortete ihm eben so wenig, als der Vater auf die Herausforderungen des Sergeanten. Er wiederholte seine Einladung immer wieder und immer frecher, von den Winken und Zurufen seiner Kameraden ermuntert. Statt zu antworten, schmiegte sich Regina ängstlich an ihren greisen Vater, dem fürchterliche Ahnungen im Geiste aufstiegen. Ein Entkommen aus der drohenden Gefahr war unmöglich, die Thüre von den Soldaten versperrt, er selbst mit seinem Kinde macht- und waffenlos der Willkür einer brutalen Bande preisgegeben. Jeder Hülferuf mußte bei der weiten Entfernung der nächsten Häuser ungehört verhallen und konnte die angetrunkenen Krieger nur reizen. Regina spähte in ihrer Noth durch das Fenster. Der Garten lag still und dunkel. Kein Blatt regte sich. Der Lehrer folgte in tödtlicher Beklemmung den stechenden Blicken, den anzüglichen Spottreden der Franzosen.

„Musje der Tambour wird verlieren der Bataille," prophezeihte der Sergeant, spöttisch die früheren Worte desselben unter dem Beifallsgelächter der Andern wiederholend, und entflammte so die Leidenschaft des erregten Menschen noch mehr.

„Mamselken kommt nicht von selbsten," versetzte dieser aufstehend. „Jk muß gehen, sie zu führen." Er trat vor das todtenbleiche Mädchen und machte eine tiefe

Verbeugung. „Ik will maken der Bekanntschaft von die Mamsell.“

Regina drückte sich fest an die Wand. Der Greis suchte mit beiden Händen sein Kleinod zu schützen. Er bat mit flehenden Worten um Schonung, aber umsonst; er drohte in seiner Angst mit einer Beschwerde beim Commandeur — und wurde verlacht.

„Wollen maken stumme Taub'?“ spottete der Tambour, keck vordringend. „Ik werde maken reden der Taub'.“ Mit dieser Drohung packte er die widerstrebende Jungfrau am Arme und suchte sie an den Tisch zu ziehen.

Regina entwand sich mit äußerster Anstrengung dem rohen Griffe, von ihrem greisen Vater unterstützt, der sich entrüstet und mit dem Ungestümm eines Jünglings auf den Soldaten warf und ihn zurückdrängte. Der Tambour, beschämt ob seiner Niederlage, gerieth in Wuth. Abermals vorstürzend stieß er gräuliche Flüche und Verwünschungen aus. Der Sergeant stimmte mit ein und eilte ihm zu Hülfe. „Zurück, graues Hund!“ donnerte er und versetzte dem Greise einen Stoß auf die Brust, daß dieser gegen die Wand taumelte. Du nicht sein nöthig hier. Marsch in die Prison! Allons, Kameraden!“

Die Recruten verstanden den Befehl, umringten lärmend den Lehrer, hielten ihm die Hände fest und suchten ihn mit Gewalt aus dem Zimmer zu schleppen. Re-

gina war in die Kniee gesunken, umklammerte die Füße ihres Vaters, der laut um Hülfe rief, und hielt ihn mit der Kraft der Verzweiflung fest. In der höchsten Noth empfahl sich die Jungfrau mit einem heißen, flehenden Aufblicke der Himmelskönigin, dem mächtigen Schilde der Bedrängten und Verfolgten, während sie der Tambour an den Schultern packte und vergebens wegzureißen suchte. Die Soldaten drängten und schoben mit Gewalt vorwärts, schon bewegte sich der ganze Knäuel nach der Thüre, die Kräfte des Angefallenen schwanden. Ein Recrut stieß die Zimmerthüre auf. In diesem Augenblicke zuckte ein Blitz durch's Zimmer, ein gewaltiger Knall erschütterte das Häuschen, die Fenster klirrten, eine Kugel pfiff über den Köpfen der Soldaten weg und schlug in die Wand. Die Rotte fuhr entsetzt auseinander und stürzte nach den Waffen. Betäubt vom Weine sprangen sie in dem engen Raume verwirrt gegen einander.

Unmittelbar nach dem Schusse wurde mit kräftigem Stoße das Fenster eingedrückt. Eine jugendliche Gestalt schwang sich behend in's Zimmer, eine Büchse in der Faust. Der Jüngling schob Vater und Tochter, welche dem Retter mit freudigem Aufschrei die Arme entgegenstreckten, sanft bei Seite, warf die Soldaten mit großer Kraft links und rechts auseinander und suchte zur versperrten Hausthüre zu gelangen. Der Tambour stürmte ihm mit gezogenem Säbel entgegen. Mit dem Laufe seiner Büchse parirte er geschickt den Hieb und stieß im

nächsten Momente dem Angreifer den Kolben auf die Brust, daß er stöhnend zusammenbrach.

„Bajonnettes!" commandirte der Sergeant, außer sich vor Wuth. Alle fällten und drangen zugleich vor.

Dröhnende Schläge an die Hausthüre überboten den Waffenlärm. Ein lauter Zuruf gebot: „Im Namen des Kaisers — öffnet!" Eine barsche Commandostimme wiederholte den Befehl in französischer Sprache: „Au nom de l'empereur, ouvrez la porte!" —

Die Franzosen standen vom Schrecken gelähmt. Die Bajonnette sanken. Sie fühlten sich ihrer Schuld bewußt und schrieben den Befehl irgend einem Offizier zu, der vielleicht im Dorfe übernachtete und von einem Vorübergehenden zu Hülfe gerufen sein mochte. Der Name des Kaisers wirkte auf die Leute wie ein electrischer Schlag. Der Tambour raffte sich vom Boden auf und retirirte in die Ecke zu seiner Trommel. Die Bestürzung hatte Alle ernüchtert. Der Sergeant gewann zuerst wieder Fassung. Das Gewehr bei Fuß trat er zur Thüre, öffnete, stellte sich in Positur und legte die Hand, militärisch grüßend, ehrfurchtsvoll an die Stirne.

Zwei Männer kamen über die Schwelle. Die Franzosen stutzten. Statt des erwarteten Offiziers trat ein schlichter Landmann unter sie, an der Seite einen hochgewachsenen Jüngling in Jägertracht, mit sonnverbranntem Gesichte, langem, flachshaarigem Schnurbarte, die Hand auf dem Knickfang in der Waidtasche.

„Ich befehle Euch," sprach der Eingetretene streng und entschieden, „als Vorsteher des Dorfes, sofort dieses Haus zu verlassen. Gegessen und getrunken habt Ihr mehr, als Euch gebührt. Für Nachtlager werde ich in einer Scheune sorgen."

Die Soldaten machten eine unwillige Bewegung.

„Wenn Ihr meiner Anordnung nicht folgt," fuhr der Schulze drohend fort, „so lasse ich Sturm läuten. Das Ende habt Ihr Euch selbst zuzuschreiben."

„Wir sind hier einquartiert," versetzte der Sergeant, durch das energische Auftreten des Schulzen, und das angedrohte Sturmläuten in Verlegenheit gerathend.

„Von wem?"

Der Sergeant schwieg. Der Jüngling aber, welcher zuerst Hülfe gebracht hatte, antwortete für ihn: „Nicht einquartiert, sondern eingefallen wie Diebe und Landstreicher, um in dem einsamen Häuschen mit soldatischer Willkür und Rohheit wirthschaften zu können."

„Um sechs Mann stark," setzte der Jäger mit bitterem Hohne bei, „über einen schwachen Greis und ein wehrloses Mädchen herzufallen wie Banditen. Pfui, pfui! Sind das die gepriesenen Helden, die Soldaten der großen Armee? Pfui!"

Der Sergeant schlug an sein Gewehr und öffnete die Lippen, um mit einer Beschimpfung zu antworten.

„Still!" warnte ihn der Schulze mit erhobener Hand. „Diese Vorwürfe sind verdient und noch mehr

dazu. Meine Beschwerde bei dem Commando in Würzburg behalte ich mir vor. Für jetzt rathe ich Euch, mir sogleich und in aller Stille zu folgen. Der Schuß wird Leute herbeilocken. Erfahren diese den Sachverhalt, so könnt Ihr von unseren Burschen, welche diesen Greis wie einen Vater lieben, eine fürchterliche Lection bekommen. Ich stehe für nichts ein."

Der Sergeant erkannte das Gefährliche seiner Lage und wechselte leise mit dem Tambour einige Worte. Auf seinen Wink wurden die Tornister aufgenommen, die Leute mußten vortreten und er folgte mit dem Tambour und Vorsteher nach.

„Ich komme wieder," sprach der letztere freundlich grüßend. Die beiden Franzosen aber schleuderten zum Abschiede der Gesellschaft giftige, racheglühende Blicke zu, die von den Rettern mit kaltem Hohne erwiedert wurden.

II.

Für's Vaterland, für's Vaterland
All-Deutschland frisch und fröhlich auf!
Vom Ostseestrand, vom Nordseestrand,
Aus Berg und Thal All-Deutschland auf!
Auf! auf! was kann die Stange tragen
Und was von deutschen Ehren weiß!
Und was ein deutsches Herz fühlt schlagen,
Dem glüh' das Herz heut doppelt heiß! —
Arndt.

„Unsern Dank, lieber Markus, unsern besten, herzinnigsten Dank," rief Lehrer Platner, als das Zimmer geräumt war, und zog den Jüngling an seine Brust. Regina umschloß zärtlich dessen Rechte mit beiden Händen und sah ihm mit einem strahlenden, seelenvollen Blicke in's Auge, der mehr sagte, als alle Worte vermögen. Ein Fremder hätte die beiden jungen Leute für Geschwister halten können. Markus, der jüngste Sohn des Försters Waldau, überragte wohl Regina um einige Zoll, aber sein Gesicht gab dem ihrigen an tiefer Blässe nichts nach, wenn es sich auch nicht derselben Zartheit und Durchsichtigkeit des Teints rühmen konnte. In seinen offenen, regelmäßigen Zügen, die Manche weichlich, mädchenhaft finden mochten, ruhte eine ganze Welt voll Güte und Sanftmuth. Große, ausdrucksvolle Augen und lange, schwarze Locken, die zurückgestrichen das Haupt umrahmten, gaben der Erscheinung etwas Schwärmerisches.

„Nicht mir, Herr Lehrer," wehrte Markus, „sondern hier, Ihrem ehemaligen Schüler Ulrich Fuchssteiner, nunmehr wohlbestalltem Forstgehülfen vom Jockel, müssen Sie Dank zollen. Ohne ihn wäre ich viel, viel zu spät gekommen und die trunkene Bande nicht gestört worden."

„Keinen Streit!" rief der Jäger, dessen muntere Laune bei jeder Gelegenheit durchleuchtete, mit komischem Ernste. „Ich mache einen Vorschlag in Güte: wir theilen uns brüderlich in den Dank. Mir dankt der Herr Papa, wobei immerhin noch eine schöne Schuldenlast auf mir haften bleibt für alle Plagen, welche der unbändige Wildfang seiner Zeit verursachte. Die Fräulein Tochter aber dankt diesem abtrünnigen Waidmann, den ich auf meiner Gedenktafel streichen sollte, dem zukünftigen Herrn Lehrer des Dorfes, dem Erwählten ihres.... Pst, Ulrich! — Wie magst du ein Geheimniß aus der Schule plaudern, das alle Welt kennt?"

„Sie, loser Spottvogel!" drohte Regina mit erhobener Hand und senkte verlegen das große Augenpaar zur Erde.

„Gut, so theilt Euch!" entschied Platner, welcher sich trotz der ernsten Lage eines Lächelns nicht erwehren konnte. „Theilt Euch! Es soll sich keiner beklagen dürfen, denn unser Dank darf weder Zeit noch Grenzen kennen. Ich hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben. Da erschien im Augenblicke der höchsten Noth Markus als rettender Engel."

„Gesandt von Ulrich," setzte dieser bei.

„Ja wohl, herausgerissen mit Sturmeswehen aus süßen Träumen, aus hochpoetischen Nachtgedanken und schwärmerischen Mondscheinphantasien," lachte der Jäger, „und hinabgestoßen mit einem einzigen kalten Griffe zur prosaischen Erde. Ihr hättet sehen sollen, wie der abtrünnige Sohn des Waldes in die Höhe schnellte, als ich ihm meine Zwillingsbüchse in die Hände drückte und die Schreckenskunde in das Ohr raunte! Er jagte dahin wie ein angeschossener Hirsch. Ich wußte das Haus geschützt und eilte zum Herrn Vorsteher."

„Wie kam das Alles?" fragte der Lehrer verwundert. „Sonst theilt Markus jeden Abend unsere Gesellschaft. An dich dachte ich heute nicht mehr."

„Ich war in Aschaffenburg. Einzelne Aufträge meines Vaters, Mangel an Pulver und Blei, hauptsächlich aber die Gierde nach Neuem im wahren und vollen Sinne des Wortes trieben mich dahin. Schon seit Wochen und Monaten quält und verzehrt mich eine innere Unruhe. Es treibt und drängt mich unwiderstehlich fort aus unserem schönen Walde. Ich vernahm in der Stadt wichtige Kunde und wollte sie auf dem Heimwege Ihnen und Markus, den ich aus gewissen Gründen —" sein spöttischer Blick streifte Regina — „sicher da zu treffen glaubte, mittheilen. Lautes Lärmen, fremdartige Stimmen, die mir aus dem friedlichen Asyl entgegen schallten, mahnten zur Vorsicht. Ich beschlich das Haus

von der Rückseite, probirte vorsichtig die Thüre, fand sie versperrt, näherte mich behutsam dem Fenster, sah ihre angsterfüllten Mienen, und die ausgelassene, fröhlich zechende Gesellschaft. Mein erster Gedanke war — hineinbrechen, mein zweiter — ausreichende und gesetzliche Hülfe zu holen. Ich eilte den Wiesensteig hinab nach dem obern Dorfe. Richtig, da saß unser Träumer, wie ich es geahnt, in trauter Stille unter den drei großen Pappeln am Bache und schwärmte von den hoffnungsvollen Jungen, die er noch alle mit dem berühmten Birkenreis bekannt machen würde. Das Weitere ist Ihnen bekannt. Wir kamen zur rechten Zeit."

„Gott dem Allgütigen sei Lob und Dank dafür!" sprach der Greis mit tiefer Rührung. „Glaubt mir, Kinder, das war die schwerste Stunde meines ganzen Lebens. Ich habe drei harte Hungerjahre, eine schreckliche Feuersbrunst, zwei pestartige Seuchen, die ganze Dörfer verheerten, mit durchgelebt, ich habe menschliches Elend und menschliches Unglück jeder Art gesehen, ich mußte Männer, Frauen und Kinder von rohen Soldaten muthwillig mißhandeln lassen, mein deutsches Vaterland schmachtete in seiner tiefsten Erniedrigung, meine treue Lebensgefährtin und vier brave Kinder sind in der Blüthe ihrer Jahre in meinen Armen verschieden — aber niemals hat mein Herz diese qualvolle, unbeschreibliche Todesangst ausgestanden, wie heute Abend, wo die Schande, wo die Entehrung in ihrer grauenvollsten Gestalt an

meine Thüre klopfte, und das einzige Kleinod, welches mir blieb, als Opfer fallen sollte."

„Danken wir Gott!" rief Markus Waldau innig.

„Ja wohl," fiel der Jäger mit leuchtenden Blicken ein, „hundert und tausend Mal aus tiefstem Herzen Gott Dank, daß sich das unerhörte Glück des korsischen Tyrannen gewendet, daß sein blutbefleckter Triumphwagen in den Eisfeldern Rußlands zermalmt wurde, daß sich endlich die rächende Nemesis erhebt und zischende Nattern nach seinem schuldbeladenen Haupte schwingt. Er wird nicht lange mehr unser Despot, und das arme deutsche Volk nicht lange mehr sein Sklave sein."

„Wie — was?" riefen Platner und Markus zugleich und drängten mit ungeduldiger Hast in den Jäger. „Sprichst du wahr?"

„Es wird wahr," sprach Fuchssteiner feierlich, „wenn uns Gott nicht verläßt, wenn wir uns selbst nicht verlassen, wenn der grimmigste Haß gegen den Tyrannen und alle Welschen den jung erwachten Freiheitsdrang, die Opferwilligkeit und das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes stählt und erhält."

„Solche Worte aus deutschem Munde," frohlockte der Greis, „aus dem Munde meines Schülers, seit Jahren nicht mehr vernommen, klingen meinem Herzen wie Orgelton und Glockenklang, sie sind Sphärenmusik aus himmlischen Regionen. Wir haben schwer gefehlt, wir haben schwer gebüßt. Möge uns bald die Stunde der Er-

lösung von dem welschen Joche schlagen und das junge Morgenroth der Freiheit heraufziehen über Deutschlands gesegnete Gauen!“

„Es wird nicht von selbst kommen,“ sprach Ulrich, „nein! — wir müssen opfern, entbehren, wagen, es erkämpfen. Preußen hat bereits kühn begonnen, die alte Scharte auszuwetzen und seine schwere Schuld am deutschen Vaterlande zu sühnen. Sein König hat eine Proclamation erlassen, voll Begeisterung und hohen Muthes, fest entschlossen, den letzten, entscheidenden Kampf zu wagen. Das ganze Volk hat sich erhoben wie ein Mann. Tausende eilten aus den Handwerksstätten, den Handlungsgewölben und Gerichtsstuben zu den Waffen. Die Zöglinge der Studienanstalten vertauschten die Feder mit dem Schwerte. Die Professoren selbst griffen vor Allen zur Wehre. Ganze Regierungscollegien stellten sich zur Verfügung des Königs. Der arme Landmann gab sein letztes Pferd hin, um seinen Sohn oder einen Freiwilligen damit in den Krieg zu schicken. Freiwillige Jägerbataillone, Landwehr und Landsturm wurden errichtet. Selbst Frauen und Jungfrauen traten, ihr Geschlecht verläugnend, in die Reihen der kampfgerüsteten Männer. Ein hohes, stolzes Selbstvertrauen weht durch das ganze preußische Volk. Es will und muß das verhaßte, französische Joch abschütteln, abschütteln um jeden Preis.“

„Gott segne seine Waffen,“ betete Platner aus tief-

stem Herzensgrunde, „und lenke Oesterreich und die Rheinbundstaaten zu seiner Hülfe! Sie sollen mit Gott beginnen! Mit Gott erst kommt der rechte Muth."

„Es ist geschehen. Alle Kämpfer ohne Unterschied lagen vor den Altären auf den Knieen, ließen ihre Fahnen, ihre Waffen segnen, beteten zu Gott um Sieg für die gerechte Sache und bereiteten sich zum Tode für das Vaterland. Rußland hat mit Preußen ein Offensiv- und Defensivbündniß abgeschlossen. Mit Oesterreich sind die Unterhandlungen im Gange. Bald, bald vielleicht und Alldeutschland wird gegen den corsischen Tyrannen unter den Waffen stehen. Dann möge die Geißel des Jahrhunderts erzittern!

„„Wie Du grausam, was bestand, zertrümmert,
Stürzet in Ruinen auch Dein Reich,
Und die Krone, die Dein Haupt umschimmert,
Wird von Thränen der Verzweiflung bleich.
Wer mit Sicheln der Zerstörung mähet,
Färbt den Purpur mit der Unschuld Blut,
Ernten wird er, was er ausgesäet,
Untergeh'n in blinder Wuth!"" —

Ulrich schwieg. Regina hing an den Lippen des begeisterten Erzählers. Finster leuchtende Blicke zuckten und begegneten sich, und Männerhände suchten und fanden einander mit ernstem Drucke. Der brave Jäger aber fuhr fort: „Der blutige Tanz hat bereits begonnen. Die Franzosen machten mit 37,000 Mann von Magdeburg aus einen Angriff auf Berlin. Sie stießen bei Danigkow

auf 17,000 Preußen, die unter York und Bülow muthig und siegreich Stand hielten. Die Preußen kämpften mit einer Furie, wie sie die Welschen nie getroffen. Ein einziges Dragonerregiment fiel in einem wüthenden Anfall mehrere französische Reiterregimenter an und vernichtete sie förmlich von Gottes Erdboden. Die Franzosen mußten trotz ihrer Uebermacht weichen. Was noch geschieht, Freunde, ruht in Gottes Hand. Aber wir werden es sehen, miterleben, und einst, wenn wieder Friede wohnt im deutschen Lande, in trauten Stunden uns erzählen."

„Ja, Ulrich, Herzensjunge, woher weißt du denn das Alles?" fragte der Greis in freudiger Bewegung.

„Vom Herrn Zollverwalter Ebenhöch," antwortete der Jäger mit gedämpfter Stimme, „Ihrem und meines Vaters Freund."

„Also lautere Wahrheit! — Ebenhöch ist ein Ehrenmann, wie es wenige gibt."

„Der Herr Zollverwalter — hier darf ich es sagen — zählt zu den entschiedensten Patrioten und heftigsten Gegnern Napoleons. Der bewundernswerthe Mann hat noch in seinen alten Tagen perfect französisch gelernt, um den Franzosen in Wort und Schrift auf der Fährte zu sein. Er steht mit den Freiheitskämpfern im Norden in geheimer Correspondenz, rüstet Freiwillige — weiß der liebe Himmel woher — mit Kleidern, Geld und Waffen aus und spedirt sie mitten durch die feindlichen Truppen zu

den Fahnen der Preußen. Die Franzosen weiß er zu täuschen, daß sie ihm blindlings vertrauen, und signalisirt auf geheime Weise jede ihrer Bewegungen nach dem Norden. Er ist thätiger als ein General mit seinem Stabe und höher anzuschlagen als ein ganzes Regiment."

„Und wir müssen unthätig zusehen," seufzte Markus, „während unsere deutschen Brüder im Norden sich verbluten. Die Welschen selbst züchtigen uns dafür."

„Schmach und Schande über uns und jeden," entgegnete ihm Platner in heiliger Begeisterung, „der nicht bereit ist, sein Herzblut dem Vaterlande zu opfern. In dieser Stunde bedauere ich zum ersten Mal meine gebleichten Haare, meine zitternden Glieder. O wäre ich noch einmal jung! Ich wollte sofort ...."

„Mar—schi—ren!" nahm Ulrich im Tempo das Wort und machte munter einige Schritte vorwärts. „Beruhigen Sie Sich, Herr Lehrer! Es sind jüngere Kräfte da, Stellvertreter, die mit frohem Muthe Ihr Wort erfüllen. Mein Entschluß wenigstens steht fest. Binnen drei Tagen verlasse ich den Wald und ziehe gegen Norden, um zu den freiwilligen Jägern zu stoßen. Ich habe geschworen, keine Kugel mehr auf die Thiere des Waldes abzufeuern, bis der letzte Franzose von deutscher Erde verjagt ist."

„Sie wollten ausrücken?" fragte Regina überrascht und eine dunkle, beklemmende Ahnung stieg in ihrem

Geiste auf, während ihr Vater dem muthigen Jünglinge herzhaft die Hand drückte.

„Ich weiß schon, Fräulein Regina, was Sie befürchten," antwortete Ulrich und sein Auge ruhte schwermüthig auf der schönen Gestalt. „Denken Sie an die Frauen unserer Vorfahren, die selbst in den Kampf zogen und ihre weichenden Männer unterstützten und begeisterten."

„Ich kenne mein Kind," behauptete der Vater zuversichtlich, „und ich kenne Markus. Sie werden beide ihre Pflicht erfüllen und an freudigem Opfermuth Niemand nachstehen."

Regina sah schweigend zur Erde, um die Thräne zu verbergen, welche in ihrem Auge perlte. Sie sollte ihrem stillen Glücke entsagen, kaum empfunden, heute zum ersten Mal durch den Scherz des Jägers und den Ernst der Lage mit Worten berührt. Markus blieb still und verneinte wiederholt mit dem Haupte, denn die widersprechendsten Gefühle kämpften in seinem Herzen. „Gott ist mein Zeuge," sprach er endlich, „daß ich für unser gemeinsames Vaterland keiner Gefahr und selbst dem Tode nicht weiche, allein unlösbare Bande halten mich fest. Ich will nicht von der Schulstelle reden. Gehe ich fort, so wird sie anderweitig besetzt und mein Lebensplan, mein ganzes Glück ist vielleicht für alle Zeiten zertrümmert. Eine andere Stelle kann ich wegen meines Vaters nicht annehmen."

„Ich verwese die Stelle," erbot sich der Pensionist lebhaft. „Die Gemeinde wird einverstanden sein. Morgen schreibe ich an die Schulinspection. Mein Wort gilt Etwas. Nur Muth!"

„Ei freilich!" stimmte Ulrich bei. „Was wolltest du denn nach Jahren den jungen Staatsbürgern antworten, welche du zu erziehen gedenkst, wenn sie dich fragten: „„Herr Lehrer, wo waren Sie in jenen Tagen des Kampfes und der Noth? Hinter Ihren Büchern oder auf der blutigen Wahlstatt?""

„Und mein Vater?" fragte Markus dagegen. Der tiefste Schmerz klang aus seinen Worten und umdüsterte seine Züge. „Ohne freundlichen Zuspruch, ohne jeden moralischen Halt wird er sich zügellos seinen Leidenschaften überlassen. Sie werden ihn beherrschen und vernichten. Mein Bruder ist ein vortrefflicher Jäger, aber gefühlloser als ein Stein. Er wird den alten, schwachen Mann mißbrauchen und zu seinem Sklaven machen."

Alle schwiegen. Sie kannten die traurigen Verhältnisse im Försterhause, welche diese Worte nur andeuteten.

„Ich würde den Herrn Förster gern in meine Obhut nehmen," meinte Platner achselzuckend, „allein . . ."

„Er folgt keinem Fremden," behauptete Regina und faßte tief im Herzen stille Hoffnung.

Der Eintritt des Vorstehers gab dem Gespräche eine andere Wendung. Die vorige, thatkräftige Haltung des

Mannes war einem besorgten, ängstlichen Wesen gewichen. Die Landleute vermochten sich von dem schrecklichen Drucke, unter welchem sie lange Jahre geschmachtet, nicht mit einem Mal zu erheben.

„Ich habe sie endlich untergebracht," erzählte der Schulze. „Es ging hart her. Die Recruten fügten sich geduldig meinen Anordnungen. Die beiden alten Sünder aber merkten bald, daß wir sie überrumpelt und dupirt haben. Sie wollten umkehren und das Haus stürmen. Das sind noch ächte Ueberbleibsel der großen Armee, brutal, übermüthig, gewaltthätig."

„Jedenfalls haben diese zwei Subjecte die russische Schule nicht durchgemacht," bemerkte Platner. „Als ihre Kameraden vor dem russischen Feldzuge durchmarschirten, zerstachen sie den Leuten Kleider und Betten, welche sie nicht mehr benützen konnten, schlugen in ihrer vandalischen Zerstörungswuth selbst den Essigfässern die Böden ein, tödteten den Bauern das Vieh im Stall, spießten Brode, Fleischstücke und Würste, welche sie nicht verzehren konnten, auf die Bajonnette, trugen sie im Triumphe davon, schleuderten sie in die Luft und fingen sie im Herabfallen wieder auf. Und in Rußland nagten dieselben Leute an den Knochen gefallener Pferde, verschluckten, vom Heißhunger getrieben, Seifen- und Unschlittbrocken, labten sich an übel riechendem Wagenfett und fanden schutz- und obdachlos, erschöpft ein kaltes Grab im Schnee."

„Ich wollte," rief der Schulze erbittert, „diese zwei Schreier lägen zwanzig Klafter tief unter dem russischen Eise, so gräulich fluchten sie und schwuren diesem Hause und seinen Bewohnern fürchterliche Rache."

„Wir werden es beschützen," erboten sich die beiden Jünglinge zugleich.

„Was sind zwei Mann?" fragte der Vorsteher dagegen. „Was unsere wehrbaren Leute zusammen, wenn, wie voraussichtlich, morgen noch mehr solche Strolche nachrücken? Sie zünden uns das Dorf an vier Enden an und ziehen lachend weiter. Nein, Herr Lehrer, ich rathe Ihnen als guter Freund, heute Nacht noch Ihr Haus zu verlassen. Sie wohnen für solche Durchzüge zu vereinzelt. In meinem Nebenbau finden Sie geräumige Zimmer und hinreichenden Schutz, bis ruhigere Tage kommen."

„Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten mit dem größten Danke an," sprach Platner kurz entschlossen, „denn der Schrecken dieses Abends gebietet mir für alle Zeiten Vorsicht gegen solche Horden. Später siedle ich in das Schulhaus über, bis ein Nachfolger ernannt ist."

„Und diese beiden jungen Herrn da müssen verschwinden," bedeutete der Schulze ernst, „spurlos verschwinden, um den Nachstellungen der französischen Spione zu entgehen. Unser Wald ist groß und sicher. Jägern fällt es nicht schwer, sich da einige Wochen zu verbergen."

„Ja wohl!“ lachte Ulrich, „wir verschwinden, aber nicht in den Wald, sondern in's freie Feld, zu den freiwilligen Jägern. Freund Markus, kannst du noch eine Secunde zaudern?“

„Nur überlegen!“ warnte der Vorsteher. „Man soll keinem das Schwert in die Hand drücken, dessen Gemüth zu weich ist.“

„Nein, nein!“ eiferte Ulrich, „man soll keinem deutschen Manne mehr die Hand drücken, der in diesen Tagen des Dranges nicht die Büchse von der Wand reißt und mit in's Feld zieht.“

„Und kein deutsches Mädchen,“ fiel der greise Lehrer begeistert ein, „soll einen Jüngling als Bräutigam willkommen heißen, der nicht für die Freiheit deutscher Erde geblutet hat!“

„Diese Worte entscheiden meine Zukunft,“ sprach Markus mit ruhigem Ernste. „Pflicht streitet gegen Pflicht. Hier mein Vater, dort das geknechtete, ringende Volk! Das große Ganze geht dem Einzelgliede vor. Für meinen Vater wird Gott sorgen und seine Freunde hier. Ulrich, ich folge deinem Beispiele. Mit dem ersten Strahle des jungen Tages brechen wir auf.“ Er reichte dem Freunde die Hand. Sein Auge ruhte schmerzhaft auf Regina, welche sich abwandte und ihr Antlitz in beide Hände barg.

Ulrich entfernte sich mit dem Versprechen, am frühen Morgen seinen Freund und Kampfgenossen abzuholen. Er hoffte noch zwei Begleiter mitzubringen, Söhne des

Waldes, die er vor Kurzem bei dem ersten Wildern überrascht hatte. Er bewilligte ihnen damals Schonung gegen das Versprechen, ihr gefährliches Handwerk für immer aufzugeben und ihm hülfreiche Hand zu leisten, wenn er je ihrer bedürfe.

Der Vorsteher und Markus besorgten in aller Stille mit einigen Ortsnachbarn den Umzug. Was sie nicht fortschaffen konnten, wurde verborgen. Sobald dieses geordnet war, eilte Markus nach Hause, um seinem Vater und Bruder den gefaßten Entschluß mitzutheilen.

Förster Waldau, sein Vater, war ein in jeder Beziehung heruntergekommener Mann. In früheren Jahren verfolgte er als höchstes Ziel ein glänzendes, lustiges Leben. Er versäumte darüber seinen Dienst und sah sich zurückgesetzt. Eine reiche Heirath sollte Alles wieder ausgleichen. Wenige Wochen nach der Hochzeit machte sein Schwiegervater, ein Holzhändler, der ob seines prahlerischen Auftretens für grundreich galt, Bankerott. Der Förster erhielt nicht einen rothen Heller von den gehofften Reichthümern. Von dieser Zeit an bemächtigte sich seines heftigen Temperamentes eine namenlose Bitterkeit. Die arme Frau, wiewohl unschuldig an Allem, konnte sich keiner frohen Stunde ihres ehelichen Lebens rühmen. Ihre einzige Freude waren zwei Knaben, welche ihr Gott schenkte. Sie heranwachsen zu sehen und in der Furcht des Herrn zu erziehen, blieb ihr nicht beschieden. Ein langsam, aber stetig fortschreitendes Lungen-

übel untergrub ihre Kraft, warf sie zuletzt auf ein langwieriges, schmerzliches Krankenlager und verlöschte eines Tages unbemerkt das Flämmchen ihres Lebens. Die Dulderin war ruhig entschlummert, um für diese Erde nicht mehr zu erwachen.

Nach dem Tode seiner Frau überließ sich der Förster wieder ungehindert dem früheren Hange. Er trank, spielte, machte Schulden, deckte wieder und borgte auf's Neue. Es ging sogar das Gerücht, daß er sich mit Holzhändlern in unredliche Speculationen eingelassen habe. Er wurde nicht reich, nicht froh dabei, sondern immer verkommener, immer mürrischer und verschlossener. Nur die bemalten Kartenblätter, ein klingender Gewinn und das volle Glas konnten den Gesunkenen in heitere Laune versetzen. Darum war auch das Wirthshaus seine Kirche, das Kartenspiel sein Gebet, das Klingen der Gläser sein Glockenklang.

Die beiden Knaben wuchsen wild auf. Robert, der ältere, trat in die Fußstapfen des Vaters und war sein Liebling. Er galt für den schönsten Jüngling, den schmucksten Jägerburschen weit und breit, aber auch für verschlagen, tückisch, feig und grausam. Man konnte nicht leicht einen feineren und vollendeteren Schnitt sehen, als ihn sein Profil zeigte. Die Wangen schienen gemalt. Das zierliche, schwarze Bärtchen und die kurzen, leicht gelockten Haare schmiegten sich in die schöne Form des Hauptes. Wer hätte geglaubt, daß unter dieser

„Bah!“ meinte Robert, „ächte Liebe übersieht und überwindet Alles. Wir Alltagsmenschen kennen das nicht.“

„Lassen wir diesen Punkt beruhen,“ bat Markus. „Er ist oft genug mit aller Bitterkeit besprochen worden. Es handelt sich vorläufig nicht darum, sondern um meinen Abmarsch.“

„So schnell?“ fragte Robert lauernd. „Habt Acht, das schöne Kind schmollt! Die Verzweiflung treibt den zärtlichen Liebhaber in den Tod.“

„Abmarsch? — Wohin? — Warum?“ fragte der Förster polternd, ohne auf diese Stichelreden zu achten, welche eine geheime Eifersucht verriethen und von Markus jeder Zeit ohne Erwiederung gelassen wurden.

„Das deutsche Land ist in hellem Aufstande für seine Unabhängigkeit, Vater, wie ich schon vorhin erklärte. Das Vaterland ruft, seine Söhne gehorchen.“

„Das Vaterland?“ zürnte der Vater verächtlich. „Ich kenne diese schönen Redensarten. Ja wohl, die Großen und Mächtigen, die Herren Fürsten wollen wieder einmal Krieg führen, zum Zeitvertreib, aus Ruhmsucht oder Ländergier und brauchen Kanonenfutter. Das dumme Volk läßt sich bethören und schleppt seine gesunden Glieder zur Schlachtbank.“

„Wir leben gut unter Napoleon,“ behauptete Robert. „Was fehlt? Er hat die großen Herren etwas gedemüthigt. Da liegt der Zorn. Ha, ha! wer den

Leuen verjagen will, soll seinen Pelz selbst zu Markt tragen."

„Mein Entschluß steht fest, Vater," erklärte Markus, „und ich bitte um Ihre Erlaubniß."

„Gut, ich beschränkte niemals euern Willen, von den Kinderjahren an, und werde es auch jetzt nicht thun. Das aber sei dir gesagt: komm mir nicht lahm geschossen, krumm geschlagen, als ein Krüppel zurück! Für einen solchen Tagdieb gibt's in meinem Hause weder Platz noch Unterhalt."

Markus versprach, seinen Vater in dieser Weise nie behelligen zu wollen. Sie blieben zusammen munter und rüsteten das Nöthigste zur Abreise. Robert entfaltete bei diesem Geschäfte eine unverkennbare Freudigkeit, bewaffnete den Bruder mit seiner eignen Büchse und ließ sogar Worte des Lobes über sein Vorhaben fallen. Gegen drei Uhr kam Ulrich Fuchssteiner, von zwei kräftigen Burschen begleitet, die mit Stutzen bewehrt waren.

Der Abschied war kurz und thränenlos. Markus wandte sich auf der Straße noch einmal zur Stätte seiner Geburt zurück, mit unendlich bangen Gefühlen, und empfahl seinen schwachen Vater dem Schutze des Himmels.

Den Abschied von Regina zu schildern, wollen wir nicht versuchen. Ihre Resignation war heroisch, ihr Schmerz grenzenlos. Die bangsten Ahnungen durchzogen ihre Seele und ließen nur Schreckensbildern, keiner Hoff-

nung für ein frohes Wiedersehen Raum. Als Markus sich endlich losriß und zum ersten Mal ihre Lippen zum Abschiede berührte, sank sie ohnmächtig zurück in die Arme ihres greisen Vaters.

III.

Die Rosen sind gebrochen
Von einem rauhen Wind.
Der Hagen hat erstochen
Das Siegelindenkind.

M. v. Schenkendorf.

„Hussa! — hussa!“ lockte Robert Waldau, in den Hof vor dem Forsthause tretend, während ihn die Hunde mit lautem Gebell umkreisten und mit mächtigen Sätzen in die Höhe sprangen. Hoch in der Faust ließ er seine Jagdbeute zappeln, zwei junge Füchslein, die sich unter seinen Griffen wanden und ein klägliches Bellen und Pfeifen ausstießen. Bei jedem neuen Sprunge, welchen die Hunde probirten, entzog er mit einem flüchtigen Rucke ihren scharfen Zähnen die Beute, um die Wuth der Thiere auf's Höchste zu reizen. „Packt! — packt!“ hetzte er lustig und schwenkte die Füchse bald rechts, bald links, daß sich die Hunde in ihrer Hast überstürzten und in verfehlten Sprüngen ermüdeten.

Der Förster erschien unter der Thüre, um nach dem

Spectakel zu sehen. „Wo hast du die Alten?“ fragte er trocken.

„Sind beide ausgerissen — über Berg und Thal. Meine zwei Läufe haben gefehlt.“

„Nicht der Lauf, der Schütze fehlt.“

„Ich schoß zu hitzig.“

„Kaltes Blut macht sichern Schuß. Diese junge Brut auszugraben, ist keine große Kunst.“

„Aber sie soll mir für die Flucht der Alten büßen, wie's braven Kindern geziemt,“ lachte Robert. „Schlage einmal das Hofthor zu!“

Der Förster gehorchte ohne Widerrede.

„Auch die Hausthüre!“

Es geschah.

„Lege diese Dielen vor den Hundezwinger, damit sich die kleinen Wehrwölfe nicht zwischen den Pfählen und in den Löchern verschlüpfen.“

Der Befehl wurde vollzogen.

„Aufgeschaut!“ rief jetzt Robert, sein Arm beschrieb einen weiten Bogen und schleuderte die Füchse mitten unter die Hunde. Sein Auge weidete sich an dem gräßichen Schauspiele. Im nächsten Momente benetzte das Blut der zerrissenen Thiere den Boden.

Vater und Sohn traten in das Haus. Kaltes Rehfleisch, welches die Magd auftrug, bildete ihr Nachtmahl. Robert erzählte von seinem heutigen Fuchsgraben und pries die vorgenommene Procedur. „So werden die

Hunde gut. Sie bekommen Schärfe und gehen überall an."

„Ich halte nichts darauf," erwiederte der Förster. „Wäre unser Markus dagewesen, so hätte die Hetze in unserem Hofe nicht stattfinden dürfen. Dessen bin ich sicher."

„Ach ja, die weiche Seele!" sprach Robert gedehnt. „Er hätte ohne Zweifel die junge Brut mit seinem Körper gedeckt und sie mit unseren Hühnern und Gänsen großgefüttert."

„Wo mag er jetzt sein?" fragte der Vater.

„Auf dem besten Wege zum General."

„Vielleicht auch zum frühen Tode."

„Beides ist ruhmvoll. Wir nehmen auf alle Fälle an der Ehre Theil und für unsern Markus ist es gut, daß er den Schulmeister abgeschüttelt hat, daß er Land und Leute sieht und sich im Kriegsgetümmel andere Ansichten und andere Meinungen beilegt. Manchmal war der Junge unausstehlich."

„Weil er mit deinen Vergnügen und Gewohnheiten nicht übereinstimmte? Ihr zwei werdet nie harmoniren."

„Mag sein, denn ein Jäger ist keine Zierpuppe. Doch sage selbst, ob wir seit seinem Abmarsche nicht ein ganz anderes Leben führen? Sonst war unser Haus still wie die Klause eines Einsiedlers, jetzt hallt es vom Morgen bis zum Abend wieder von einem regen, lustigen Treiben. Wir hegen und nützen unsere Jagd, nicht für

andere Leute, nicht für das Forstamt, sondern für unsere Küche, für unsern Gewinn. Wir rauchen unsern ächten Rollenkanaster, so viel jedem mundet. Wir besuchen hübsche Gesellschaften und machen unser Spielchen. Wir haben gute Weine im Keller auf viele Monate hinaus und ein feines Gläschen Kirschengeist zur Herzstärkung für deine alten Tage. Herz, was wünschest du mehr!" —

„Den Beweis," antwortete sich der Sprecher selbst, stand auf und ging in den Keller. Dort hatte er für die Vorräthe einen eignen Verschlag eingerichtet, wozu er selbst den Schlüssel in der Tasche führte. Dies war der einzige Gang, den der junge Mann seinem Vater nicht zumuthete. Er brachte einen großen Krug Wein herauf, schenkte ein, holte Pfeifen und Kanaster und sah seine Bemühungen durch den eifrigsten Zuspruch belohnt.

„Sage mir doch," fragte der Förster, sein Glas niedersetzend, „wie du das Alles zu Stande bringst? Ich begreife dich nicht."

„Ei, Väterchen, es wird dich doch in deinen alten Tagen keine Neugierde plagen? Geh', das wäre schwach. Laß diese Tugend den Weibern und greife zu!"

„Diesmal schlüpfst du mir nicht durch. Ich habe schon oft gefragt und immer wußtest du mit einem Scherze oder einer listigen Wendung von der Sache abzuspringen."

„Jeder Mensch hat seine Geheimnisse. Beruhige dich!"

„Nein, nein!“ wehrte der Förster hartnäckig. „Ich will wissen, aus welcher Quelle dieser Wein fließt?“

„Mundet er dann besser? Erhöhen auch bei dir die Etiketten den Werth?“ fragte Robert ausweichend.

„Nein, aber ich muß wissen, ob ich ihn ohne Gefahr trinken kann. Verstanden? — Ohne Gefahr für meine Stelle und meinen Ruf. Ich habe ein Recht darnach zu fragen.“

Robert staunte über diese ungewohnte Sprache, ohne seinen Unmuth merken zu lassen. „Trinke diese Tröpflein mit Verstand,“ antwortete er lächelnd; „ihr Ursprung ist so hell und klar, wie die Quelle der Elsawa.“

„Von dem Ursprung des Weines ist keine Rede,“ opponirte Waldau unverbesserlich; „ich will wissen, wo das Geld herstammt, womit er geschafft wird.“

Robert sann einen Augenblick nach, bevor er mißmuthig hinwarf: „Gut, wenn du es wissen mußt: geerbt!“

„Geerbt?“ wiederholte der Förster überrascht. „Geerbt? — Von wem denn? Von Abraham und Isaak oder dem Großtürken — he?“

„Von einem Franzosen.“

Der Vater nahm sein glimmendes Pfeifchen aus dem Munde und starrte dem Sohne sprachlos in's Gesicht. „Von einem Franzosen?“ wiederholte er zuletzt und schlimme Gedanken umdüsterten seine gefurchte Stirne.

„Keinen falschen Verdacht!“ wehrte sich Robert heftig,

als er dieses wahrnahm. „Ich will dir den Hergang erzählen und du wirst meinen Glücksstern bewundern. Als die ersten Verwundeten durch unsern Wald nach dem Rheine geschleppt wurden, streifte ich eines Morgens durch den dichten Buchenschlag am Fuße der Eselshöhe, um die Spur eines angeschossenen Geiers, der dort eingefallen war, zu verfolgen. Plötzlich stand unsere Diana und gab laut. Ein leises, klägliches Wimmern schlug an mein Ohr. Ich hielt vorsichtig darauf zu und stand nach wenigen Schritten vor einem verwundeten Franzosen. Der Mann war erschöpft, todtenbleich, sein Verband abgerissen, das Laub, worauf er lag, von seinem Blute geröthet. Er streckte mir flehend die Hände entgegen."

„Armer Bursche!" seufzte der Förster mitleidig. „Dieser Napoleon hat viel zu verantworten."

„Ich bot ihm einen Trunk aus meiner Jagdflasche," fuhr Robert fort, „der ihn sichtlich erquickte. Von seinem Kauderwelsch verstand ich wenig, aber aus einzelnen Worten und seinen Geberden konnte ich entnehmen, daß er den Wagen für wenige Augenblicke verließ, am Rande der Straße ausglitt und den ganzen Abhang hinunterrollte. Seine Gefährten fuhren davon, dem Ausgange des Waldes zueilend, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Er rief um Hülfe, Niemand hörte ihn. Er suchte den Abhang zu erklettern und fiel erschöpft immer wieder zurück. Endlich kroch er in das Dickicht und brachte die

Nacht darin zu. Am Morgen konnte er die Stelle nicht mehr verlassen. Der Inhalt meiner Flasche vermochte nicht, sein erlöschendes Lebensflämmchen wieder zu beleben. Ich stand dem Burschen bei und half ihm gut hinüber. Er starb, getröstet durch mein Versprechen, seine Leiche im Walde begraben zu wollen, damit sie nicht den Raubthieren zur Beute würde. Aus Dankbarkeit machte er mich zu seinem Erben. Seine Brieftasche war mit französischen und preußischen Scheinen reich gespickt."

„Und das erfahre ich erst jetzt?"

„Keine Secunde früher, denn Markus hätte tausend Gewissensscrupel gehabt und dich vielleicht zu seiner Ansicht hinübergezogen."

Der Förster nickte und schien durch diese Erklärung befriedigt. „Das Geld geht leider bald zu Ende," seufzte Robert. „Ich streifte seitdem schon oft an der Straße, aber vergebens. Eine neue Erbschaft könnte nicht schaden."

Waldau, welcher inzwischen fleißig dem Weine zugesprochen hatte, nickte abermals, als sei er auch mit diesem Satze einverstanden, und setzte halblaut bei: „Wenn es ohne Unrecht geschehen kann."

„Unrecht!" rief Robert und stieß sein Glas auf den Tisch. „Gibt es gegen den Feind ein Unrecht? — Diese Franzosen sind unsere Erbfeinde, unsere Unterdrücker, unsere Blutsauger. Sie haben auch deinen Markus fortgetrieben. Ich sage dir, Vater, jeder Franz-

mann, der im Spessart fällt, ist für den Schützen hoch anzuschlagen."

„Ja wohl," meinte der Förster, „wenn es im offenen, ehrlichen Kampfe geschieht."

„Das ist für uns unmöglich. Der einzelne Mann kann nicht ganze Truppenkörper überfallen und Schlachten liefern. Nein, er benützt die Waffen, welche ihm seine Fertigkeit in die Hand gibt, und den Hinterhalt, welchen ihm die Natur bietet."

Der Förster verneinte streng mit dem Haupte. Er konnte diese Ansicht nicht theilen und äußerte verwundert: „Deine Sprache hat sich gewaltig geändert."

„Seit unser Markus ausmarschirt ist. Glaubst du, daß ihn die Franzosen schonen werden? Nein, nein! — Sie werden ihn und jeden andern Kämpfer niederstechen, niederschießen auf freiem Felde, aus tückischen Hinterhalten, hinter maskirten Verhauen hervor, wie sie nur können. Haben wir weniger Recht als die Welschen? Wer nicht ausrücken kann, muß zu Hause mitkämpfen und den Feinden schaden, wann, wo und wie er es vermag. Das ist meine Ansicht."

Sie sprachen noch lange über dieses Thema. Waldau wurde immer nachdenkender, hütete sich aber, den lebhaft und feurig verfochtenen Gründen seines Sohnes beizustimmen, wiewohl sie ihm selbst gefielen. Der Nachtwächter rief die zwölfte Stunde, als sich beide trennten.

Am andern Morgen war der alte Jäger einsilbiger

denn je. Man konnte in seinen finstern Zügen lesen, daß ihm ein unruhiger Schlaf keine Erquickung geboten hatte. Einzelne Fragen, die Robert stellte, blieben unbeantwortet, andere wurden mit einem kurzen Ja oder Nein absolvirt. Nach dem Frühstücke schob er reichlichen Mundvorrath in seine Jagdtasche, nahm seine Zwillingsbüchse von der Wand und ging, ohne ein Wort zu verlieren. Die Hunde, welche ihn mit lautem, freudigem Anschlage umkreisten, wurden mit der Peitsche in den Hof zurückgetrieben.

Waldau durchwanderte Stunden lang sein weites Revier. Das Gewehr nachlässig über den Rücken geworfen, die verlöschte Pfeife im Munde, die Hand im Riemen der Jagdtasche, die Augen auf den Pfad geheftet, steuerte er immer den dichtesten Partien des Waldes zu, wo Sonne nnd Licht vergebens mit dem trauten Halbdunkel stritten, das sich unter dem undurchdringlichen Blätterdache behauptete. Manchmal bewegten sich seine Lippen, wie in leisem Selbstgespräche. Oft wechselte der Ausdruck seines Gesichtes, vom momentanen, lichten Schimmer freudiger Hoffnung bis zum tiefen, umnachtenden Schatten eines mißvergnügten, mit sich selbst zerfallenen Gemüthes. Die Erzählung der Erbschaft, welche Robert auf so eigenthümliche Weise gemacht haben wollte, die Ansichten und Pläne, welche derselbe gestern Abend entwickelt und so lebhaft vertheidigt hatte, beschäftigten rastlos seinen Geist und stellten tausend Zweifel

in's Feld. „Er hat ihm gut hinüber geholfen," wiederholte er halblaut die Worte des Erzählers. „Robert ist leichtsinnig, jäh, geldgierig. Geld, viel Geld blendet den Menschen. Er hat ihm hinübergeholfen — hm! — vielleicht mit einem einzigen lautlosen Stoße seines Knickfangs. Und doch — es wäre möglich," dachte er wieder. „Bei einem Blessirten, der erschöpft, mit zerrissenem Verbande im feuchten Walde übernachtet, muß sich unfehlbar ein Wundfieber oder der Brand einstellen. Robert ist also durch das eigne Wort des Sterbenden der rechtmäßige Erbe. Und dann," folgerte er weiter, „woher stammt, wenn man es recht überlegt, dieses Geld? Es ist sogenannte Kriegsbeute, in Deutschland, in Rußland gestohlenes Gut, wegen des bequemeren Transportes in Gold oder Banknoten umgesetzt. Wer gab dem Franzosen das Recht? Ein Gesetz? Nein, das Unrecht, die Gewalt der Masse, des Stärkeren. Also ist jeder Deutsche verpflichtet, dem Diebe den Schatz zu entreißen, bevor er über den Rhein entschlüpft. Diese Soldaten ahmen das Beispiel ihres Führers, des Kaisers, nach, der die werthvollsten Kunstschätze wegschleppt, Millionen Gulden von ausgesaugten Städten und Dörfern brandschatzt, und ganze Länder wie taube Nüsse verschenkt und verschleudert. Und dagegen sollte sich der arme, gedrückte Unterthan nicht wehren und mit List oder Gewalt entschädigen dürfen? — Bei allen Elementen! Robert hat Recht und Unrecht. Ein eigenthümliches Doppelspiel!" —

Der Förster versank in tiefe Gedanken und verfolgte planlos seinen Pfad. Die Bilder, welche ihm Robert entworfen hatte, schwebten mit blendenden Farben vor seinem geistigen Auge. „Ein Glückskind war ich niemals," sprach er zu sich selbst. „Mit Noth blieb mir die Stelle meines Vaters. Anstatt Geld und Gut, welches ich zu erheirathen gedachte, bekam ich nur eine arme Frau zu ernähren. An den uralten Jägernamen der „Waldau" hat sich ein Schatten geheftet, der nimmer weichen will. Emporkömmlinge, Stubenjäger, Federfuchser halten die Forstämter besetzt und schieben ihre Günstlinge überall ein. Wenn ich heute sterbe, so bleibt meinen Söhnen nichts, gar nichts und meinem Erstgebornen nicht einmal die feste Anwartschaft auf meine Stelle. Es ist hart, sehr hart. Hm! — so eine ungeahnte Erbschaft" — er lächelte verschlagen — „könnte Vieles ausgleichen — — — —"

Ein respectvoller Gruß unterbrach die Träumereien des Försters. Er schrack zusammen wie ein Frevler, den man auf verbotenen Wegen überrascht, und vergaß dem alten Köhler, welcher freundlich seinen „Guten Tag, Herr Förster!" wiederholte und die Mütze zwischen den Fingern drehte, zu danken. Den Saum des Waldes entlang dampften große Kohlenhaufen, während andere aus gewaltigen Holzmassen aufgesetzt wurden. Waldau ließ sich seine Ueberraschung nicht merken. Er war weit über die Grenzen seines Reviers hinausgerathen, in

die Jagdgründe eines benachbarten Collegen, auf Ingelheimer Boden.

„Sie kommen wie gerufen," behauptete der Köhler freudig. „Unser Herr Oberförster wartete gestern über drei Stunden an der Grenzscheide und feuerte wenigstens sechs Signalschüsse vergebens in's Blaue."

„Nun, was wünscht denn Euer gestrenger Gebieter von und zu Mespelbrunn?"

„Sie kennen sein Lieblingsvergnügen: wenn's nur knallt! Am Sonntag soll ganz im Stillen ein kleines Scheibenschießen hinter dem Schlosse stattfinden. Sie und Herr Robert dürfen dabei nicht fehlen. Für die Nachfeier hat der Herr Oberförster ein Faß vorzüglichen Klingenbergers eingelegt."

„Alle Wetter! So splendid?"

„Es gilt den Namenstag Seiner Excellenz des Herrn Grafen. Trotz seiner Abwesenheit müssen die Büchsen knallen und gespart wird auch nicht. Sie kommen doch?"

„Das versteht sich," sprach der Förster und setzte nach kurzem Bedenken bei: „Wißt Ihr, Mathes, wie das Ding practizirt wird? Jetzt mache ich eine kurze Rast und verzehre mein Mittagsmahl. Sobald die Sonne tiefer geht, breche ich den „stillen Grund" hinab und bringe meinem Freunde die Zusage selbst. Bei dieser Gelegenheit will ich einmal dem Klingenberger Musje in's Auge sehen, ob er ächt ist."

Waldau lehnte seine Büchse an einen Baum, ließ

sich unter einer hohen, schattigen Buche auf den weichen Rasen nieder und brachte Imbiß und Jagdflasche hervor, während der Köhler einen Krug frisches Wasser holte. Waldau lud den Alten zum Mitessen ein. Dieser dankte verschämt, ließ sich zwei- und dreimal auffordern, um nach den üblichen Scheinreden um so fleißiger und ungenirter zuzugreifen.

Nach der frugalen Mahlzeit ging der Köhler seinen Feuern nach. Der Förster hielt unter der Buche sein Mittagsschläfchen und brach ziemlich spät auf, weil er nicht hoffen durfte, vor Abend seinen Freund daheim zu treffen. Er ging eine lange Strecke den Höhenzug entlang, bevor er in ein enges Thal einbog, welches bergab führte. Der Waldsteig bot nur für eine Person Raum. Scharf wurde er rechts und links von einem jungen, üppigen Schlage begrenzt, der mit seinen zahllosen Stämmchen und verschlungenen Aesten eine undurchdringliche Hecke bildete. Hinter diesem erhoben sich zu beiden Seiten hohe, senkrechte Felswände. Einzelne Zwergbuchen, die sich mit ihren zähen Wurzeln in den Sprüngen und Klüften des Gesteines festhielten, sahen wie Wächter von der gefährlichen Warte in das Thal. Die Strahlen der Abendsonne brachen sich an den grauen, verwitterten Wänden und spielten wie neckische Kobolde über das von einem leichten Luftzuge bewegte Blätterdach. Bald schienen die Reflexe längliche, blendende Streifen, die sich jagten und flohen, bald feurige Zungen, die auf den

saftigen Blättern glühten und brannten, bald flüchtige Blitze, die darüber zuckten und an der dunkeln Vertiefung des Pfades spurlos versanken. Es war ein frohes, wechselvolles Spiel, wie die Natur in ihrer Einsamkeit dem beobachtenden Auge so viele bietet. Waldau achtete nicht darauf. Ein zufriedenes Lächeln erhellte von Zeit zu Zeit seine düsteren Züge, während er den schmalen Fußpfad verfolgte. Frohe Abendstunden winkten ihm bei seinem Jagdfreunde — fern von Robert. Er wußte, daß dieser einmal gefaßte Pläne hartnäckig verfolgte, und war froh, für heute Abend seinem überlegenen Drängen zu entgehen. Das Rauschen des Laubes und der Hufschlag eines Pferdes, welches trotz der engen Passage in raschem Tempo auf den Jäger zukam, unterbrachen seine Gedanken. Er sah überrascht auf. Ein barsches, herrisches Commando: „Halt — keinen Schritt weiter!" gebot ihm auf zehn Schritte Stillstand.

Vor Waldau hielt, den Weg versperrend, ein französischer Jägeroffizier zu Pferd. Die Mündung einer Pistole starrte seinen Augen entgegen. Die Gestalt des Fremden hob sich im Sattel, seine Augen leuchteten, ein siegesfrohes Lächeln belebte seine jugendlichen Züge. Der lange, grüne Uniformsrock saß der schlanken Figur wie angegossen. Das reich beschlagene Wehrgehäng funkelte und blitzte in den Strahlen der Sonne. Vom blinkenden Helme, unter dem einzelne blonde Locken sich hervordrängten, wehte ein mächtiger Roßschweif und gab

dem Reiter ein kriegerisches Ansehen. Der gerade Säbel hing entblößt wie zum Angriff am Sattel.

„Sie scheinen Sich verirrt zu haben?" fragte Waldau. „Ich kann Sie zurechtweisen."

„Durchaus nicht. Ich wählte absichtlich den Wald und seine abgelegenen Pfade." Der Offizier suchte seiner weichen, klangvollen Stimme einen rauhen, soldatischen Ton zu geben.

„Sie können passiren," bemerkte hierauf Waldau, sich an das niedrige Buschwerk schmiegend.

„Nicht nöthig," lautete die kurze Antwort. „Wer sind Sie?"

„Der Förster Waldau."

„Reich oder arm?"

„Keines von beiden, wie eben Förster sind."

„So geben Sie Acht auf meine Worte! Sie können tausend Franken verdienen, meine Uhr und meine Börse, wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen. Wenn nicht, so werde ich Sie mit der Pistole in meiner Hand dazu zwingen oder niederschießen."

Der Förster fuhr auf, machte eine unruhige Bewegung und suchte zurückzuweichen.

„Keinen Schritt zurück!" drohte der Reiter mit erhobenem Laufe. „Noch einen Versuch und ich schieße Sie auf dem Platze nieder."

Waldau schleuderte dem Franzosen einen wüthenden Blick zu, riß seine Büchse vom Rücken und spannte.

„Jetzt weiter!" entgegnete er barsch und in drohender Stellung. „Sie haben keinen Knaben vor Sich."

„So ist's Recht," belobte der Offizier gelassen. „Ist Ihr Gewehr ordentlich geladen?"

„Scharf genug, um jedem, der mir zu nahe kommt, das Handwerk legen zu können."

„Sind Sie ein guter Schütze?"

„Das wird sich zeigen."

„Einen solchen suchte ich den ganzen Tag. Hier" — der Franzose warf eine Brieftasche vor sich in den Pfad — „in dieser Brieftasche finden Sie tausend Franken, keine Kriegsbeute, sondern rechtmäßiges Eigenthum, ein Geschenk meiner Eltern. In meinem Mantelsacke" — er schnallte ihn vom Pferde — „finden Sie eine volle Börse und eine goldene Uhr. Das Alles soll Ihnen gehören."

„Wofür? Was verlangen Sie von mir?" fragte der Förster in größter Spannung.

„Einen einzigen Druck Ihres Fingers, eine sichere Kugel aus Ihrem Laufe." Die linke Hand des Offiziers zeigte nach dem Herzen. Seine Worte klangen fest und entschlossen.

Waldau zuckte zusammen, ließ hastig die Hahnen seines Gewehres nieder und setzte es auf den Boden, als könnte er so die Ausführung des schrecklichen Ansinnens verhindern.

Die Worte Roberts vom gestrigen Abend stiegen

mit all ihrem blendenden Scheine in seinem Geiste auf und verwirrten seine Sinne. Krampfhaft umspannten seine Hände die Läufe des Gewehres, das Blut kreiste rascher in seinen Adern, seine Stirne glühte, vor seinen Augen flimmerte die Brieftasche. Er hatte die Wahl zwischen dem eignen Untergange und dem reich bezahlten Henkersdienste an einem Andern. Der strenge Blick und die Ruhe des Reiters bürgten ihm für dessen Entschlossenheit. Er kannte die „große Nation" und wußte, daß er seine Weigerung mit dem Leben bezahlen würde. Lang wogte der Kampf in seiner Brust heftig und unentschieden hin und her. Endlich gewann er einen Entschluß und stieß heftig die Worte heraus: „Behalten Sie Ihr Geld! Ich begehe keinen Mord."

„Sie weichen der Gewalt und sind an meinem Blute schuldlos. Es fällt auf mich zurück. Also?"

„Sie führen ja selbst eine Waffe," wandte der Forstmann mit einem bedeutungsvollen Blicke auf das Pistol ein.

„Nur für den Ungehorsamen," lautete die drohende, nicht minder bedeutungsvolle Antwort. „Ich habe den Muth, dem Blitze Ihres Rohres entgegenzusehen, nicht aber den, selbst an mich Hand zu legen. Meine Hand könnte zittern. Sie müssen mir diesen letzten Dienst erzeigen, oder Sie sind ein Kind des Todes."

Die entschlossene Haltung und der finstere Blick des Reiters gaben seinen Worten einen verhängnißvollen Nach-

druck. Waldau übersah das Fürchterliche seiner Lage. Ein Entkommen war nicht möglich. Der Gedanke an die schreckliche That jagte ihm alles Blut nach dem Kopfe, schnürte ihm die Brust zusammen, daß er kaum zu athmen vermochte, und trieb ihm die grauen Haare zu Berg. Helle Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne. Entsetzen sprach aus jedem seiner Züge. In der peinlichsten Lage spähte er den einsamen Pfad hinauf und hinab, ob sich keine Hülfe nahe.

Der Offizier sah dies und drängte um so mehr. Sein Roß stampfte den Boden und nagte ungeduldig an dem Gebisse. „Hören Sie mich nochmals an!“ sprach der Fremde mit bewegter Stimme. Seine Lippen bebten, seine schönen Züge verdüsterte ein tiefer Schmerz, seine Augen trübte ein feuchter Schein. „Sie sollen wenigstens so viel erfahren, um mein Begehren verstehen zu können. Ich bin kein Mann, wie Sie glauben, sondern ein Mädchen in Männertracht, eine Polin, aus altem, gutem Geschlechte. In heiliger Begeisterung zog ich heimlich mit aus, um unter den siegreichen Adlern des Korsen meinem armen Vaterlande die Freiheit wieder erkämpfen zu helfen. Eitle Hoffnung! Das Unglück folgte an meinen Tritten. Ein treuloser Mensch hat mich unsäglich elend gemacht und falsche Freunde mich verrathen. Ich will, ich kann nicht länger leben; ich muß spurlos von der Erde verschwinden. Gerade diese Ungewißheit über mein Schicksal soll die härteste Strafe für meine treulosen

Freunde sein, wenn früher oder später ihr Gewissen erwacht. Forschen Sie nicht nach meinem Namen! Ich habe jedes, selbst das geringste Zeichen vernichtet und den Ring mit dem Wappen meiner Familie im Walde vergraben. Sie werden im stillen Forste ein Grab öffnen und meinen Körper — das schwören Sie mir bei Gott! — unangetastet, wie er vom Rosse sinkt, hineinbetten."

Waldau wußte nicht, wie ihm geschah. Ein mitleidiges Gefühl, das er seit Jahren nicht mehr gekannt, beschlich sein Herz. Er verlegte sich auf's Bitten.

„Gut, gut!" unterbrach ihn die Reiterin nach den ersten Worten, entschlossen sich aufraffend. „Es muß sein. Keine Widerrede! Entweder ich oder Sie. Vorwärts — fertig gemacht! Ich avancire. Berührt mein Pferd die Brieftasche, so gebe ich ohne Gnade Feuer."

„Halt, halt!" wehrte Waldau und streckte der Tollkühnen in seiner Angst das Gewehr entgegen.

Die Reiterin zog die Zügel an und hob den Lauf der Pistole. Ihre starren Augen brannten in unheimlicher Gluth. Auf ihren Wangen, von denen alles Roth gewichen war, saß die Blässe des Todes. Ein Wink — das Pferd rückte langsam vor. Sie zielte. In diesem schrecklichen Momente riß Waldau seine Büchse an die Wange. Der Fuß des Pferdes berührte die Brieftasche. Die Mündung der Pistole suchte seine Brust. Er sah, wie sich der Zeigefinger der Reiterin am Drücker bewegte — ein Blitz, ein Schlag — sie sank leblos vom

Pferde. Ihr Herzblut benetzte den Pfad. Im Falle entlud sich ihre Pistole. Die Kugel streifte das Roß. Es bäumte sich wild auf, kehrte und stürmte rasend das Thal hinein. Zwei Tage später fanden Holzhauer das schöne Thier verendet in einer Schlucht.

Waldau ließ die Büchse fallen und hielt seinen Kopf mit beiden Händen, als er die Fremde vom Pferde sinken sah. Die Erde wankte unter seinen Füßen. Entsetzt schloß er die Augen. Ein Geräusch, welches er zu hören glaubte, schreckte ihn empor. Er blickte scheu um sich, und war froh, Alles still und ruhig zu finden.

Der abgehärtete Waidmann hatte eine Thräne im Auge, als er sich über die Entseelte beugte. Die Kugel hatte ihr Herz durchbohrt. „Dein Wunsch soll erfüllt werden,“ sprach er leise, um sich selbst zu beruhigen. „Keine frevelnde Hand wird deinen Körper berühren.“

Er hieb mit seinem Jagdmesser Zweige ab und bedeckte die Leiche, bis eine geeignete Ruhestätte gefunden wäre. Sein Auge fiel auf die Brieftasche. Mit zitternder Hand nahm er sie vom Boden und öffnete das Schloß. Sie enthielt nur Banknoten, kein einziges beschriebenes Blättchen. Er kannte die fremden Werthpapiere nicht genau. Es mochten nach seiner Berechnung über tausend Franken sein. Während er zählte und wieder zählte, fiel ein Schatten auf seine Hand. „Eine schöne Erbschaft!“ flüsterte eine gedämpfte Stimme in sein Ohr. Sie traf den Förster wie ein Dolchstoß in's

Herz. Er zuckte zusammen und starrte, sprachlos vor Schrecken, in das triumphirende Antlitz Roberts.

„Auch eine schöne Erbschaft!" wiederholte dieser mit hämischem Nachdrucke. „Hätte es nicht gedacht! Wir glaubten dich fröhlich bei dem Weine und du stehst da und hebst in aller Ruhe Schätze."

Der Förster konnte nicht antworten. Er traute kaum seinen eignen Augen.

„Ich verfolgte einen aufgescheuchten Hirsch bis in die Ingelheimer Markung," fuhr Robert fort. „Am Kohlenplatze sagte mir der alte Mathes, du seiest nach Mespelbrunn gegangen, um den angekommenen Klingenberger zu probiren. Ich dachte, meine Begleitung zur Heimkehr könnte dir nur willkommen sein und folgte deiner Spur. Laute Rufe, denen ein dröhnender Büchsenschuß als Punkt folgte, hemmten meine Schritte und geboten mir Vorsicht. Ich schlich heran, sah und staunte. Ei, bist du ein Glückskind, Vater? Komm, laß uns nur den Erblasser für immer bei Seite schaffen!"

Waldau ahnte, was Robert nicht aussprach. Entsetzt trat er einen Schritt zurück und betheuerte hoch und heilig, daß nur offenbare Gewalt ihn zu dieser Schreckensthat gezwungen habe. Er berichtete kurz den Verlauf und erhob zum Schwure die Hand für die Wahrheit seiner Worte.

Mit einem ungläubigen, malitiösen Lächeln auf den Lippen hörte Robert zu. „Natürlich," meinte er schließ-

lich, „Gewalt, Nothwehr wird in einem solchen Falle jeder zur Ausrede nehmen. Wer wird es glauben?"

„Ich beschwöre meine Worte," rief der Förster außer sich.

„Beschwöre es tausendmal auf Kreuz und Evangelium, lasse es vom Wächter ausrufen durch die ganze Gemeinde, schreie jedem Einzelnen den Hergang in's Ohr — Niemand wird dir glauben. Der einzige Zeuge, welcher dich vom Verdachte retten könnte, ist verstummt. Du bist kein Mörder, ich will es glauben, aber in den Augen der Leute giltst du dafür und das wohllöbliche Gericht wird seine Hand nach dir ausstrecken. Du weißt, die Gerichtsherren packen fester als unsere Rüden."

Der alte Förster schauderte. Es überlief ihn eiskalt bei diesen Worten. „Allmächtiger Gott!" seufzte er und drückte beide Hände vor die Stirne, um aus diesem Labyrinthe einen Ausweg zu finden.

Robert beobachtete mit schlecht verhehlter Freude die Angst und peinvolle Lage seines Vaters. Er legte zutraulich die Hand auf seine Schulter und sprach langsam: „Hier gibt's nur einen Rath, Vater, und nur einen Ausweg: schweigen — schweigen für immer!"

Der Förster nickte unwillkürlich.

„Gott kennt deine Unschuld," — es klang wie Hohn aus seinen Worten — „die kurzsichtigen, verläumderischen Menschen ahnen nichts. Folge mir und wahre deine Zukunft!" —

Robert sprach noch lange fort. Sein schwacher Vater ließ sich bethören. Die Welt, das Gericht standen als Schreckensgespenster vor seinem Geiste. Er nickte zu jedem Worte und gehorchte am Ende blindlings den Rathschlägen seines Sohnes wie ein unmündiges Kind.

Die zwei Männer trugen die Leiche eine Strecke hinab, bis das Thal sich erweiterte. Als Robert das Geschlecht der Fremden erfuhr und von seinem Vater zur respectvollen Behandlung aufgefordert wurde, meinte er mit spöttischem Lächeln: „Du hattest einen leichten Kampf. So günstig fällt das Loos nicht immer. Uebrigens müssen solche Wünsche der Sterbenden heilig erfüllt werden, sonst weicht der Stern des Glückes."

Waldau wollte sich vertheidigen. Ein Wink, ein überlegener Blick verschloß ihm den Mund.

Die Jäger suchten ein stilles Plätzchen aus und gruben mit ihren Messern und Holzstücken, welche sie, so gut es ging, zuschnitzten, ein tiefes Grab. Sie betteten gemeinsam die Leiche hinein, füllten schweigend die Grube und wälzten zwei Felsstücke darauf, um das Grab gegen jede Verletzung zu schützen. Die Nacht war schon weit vorgerückt und hatte ihre dunkeln Schatten über den einsamen Forst gebreitet, als sie ihre geheimnißvolle Arbeit vollendet und am Orte der That und des Begräbnisses jede Spur derselben vernichtet hatten. Ohne umzusehen, scheuchten sie mit ihrer Beute vom Platze

und suchten auf wenig betretenen Pfaden den Heimweg durch den Wald. —

Anm. Noch vor etlichen Jahren bezeichnete den Platz ein kleines, von Moos und Waldgras verdecktes Steinkreuz. Später angestellte, eifrige Nachforschungen ergaben nicht das geringste Resultat über die Herkunft, den Namen und Stand der unglücklichen Polin. —

IV.

An der Katzbach auch hatt' es gar heißen Strauß,
Da jagte der Blücher den Macdonald,
Da rissen die Wälschen wie Hasen aus,
Weil der alte Herr so gewaltig knallt;
Da deckten zehntausend den grünen Plan
Und Zwanzigtausend streckten's Gewehr,
Viele Tausend schwammen die nasse Bahn
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer. —

Arndt.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai des Jahres 1813 campirten in einem Gehölze zwischen Jena und Zeitz vier junge Leute. Sie hatten sich neben einander auf die knorrigen Wurzeln einer mächtigen Buche, die über den Boden hervorragten, niedergelassen und ermüdet gegen den Baumstamm gelehnt. Ihre Gewehre standen in Pyramidenform zur Seite. Das junge Unterholz ringsum mit seiner reichen, üppigen Blätterpracht, womit es der Lenz geschmückt, gewährte hinreichenden Schutz gegen feindliche Späherblicke. Die Lagernden schienen

indeß keinen Ueberfall zu befürchten, sondern Jemand zu erwarten. Bei dem geringsten Geräusche, das ihnen der Luftzug aus der Ferne zutrug, horchten sie aufmerksam nach der Richtung, woher es kam. Wir kennen die kleine Gesellschaft. Es sind unsere Freiwilligen aus dem Spessart, Ulrich Fuchssteiner, Markus Waldau und ihre Gefährten Georg Bachmann und Peter Sator, welche hier nach einem beschwerlichen Tagesmarsche durch Wald und Gestrüpp, über Felder und Wiesen Schutz suchten. Sie hatten Verstärkung erhalten durch einen armen Jungen, den sie auf der Thüringer Landstraße halb verhungert aufgelesen und mit sich genommen hatten. Er war zur Spähe ausgeschickt worden und wurde seit einer Stunde mit Ungeduld zurückerwartet.

„Wenn nur dem Knaben kein Unfall zugestoßen ist?“ äußerte Markus besorgt und spähte vergebens durch die dichte Blätterwand.

Ulrich sah ihn bedeutungsvoll an und entgegnete mit ernster Miene: „Ich glaube, du hättest gerade so gut sagen dürfen: wenn nur der kleine Landstreicher nicht heimlich zu den Franzosen übergelaufen ist und einen Verräther spielt? — Alle Millionen Elemente! Es wäre entsetzlich, da in aller Stille umzingelt, überrumpelt, mit etwelchen groben Kolbenstößen fortgetrieben und in die erste beste, französische Strafcompagnie gesteckt zu werden. Ein verdammter Ausgang für einen großen, heroischen Gedanken! Nein, nein! — ich schwöre es Euch: lieber sterben, als

daß ich einen einzigen Schuß auf unsere deutschen Brüder abfeuere."

Markus entgegnete gelassen wie immer: „Du siehst zu schwarz. Der Knabe hat keinen falschen Schein in seinem Auge, keinen falschen Zug in seinem Gesichte. Er hat uns diese zwei Tage schon treffliche Dienste geleistet. Ja, ich sage dir, dieses Soldatenkind wird sich eher lebendig braten lassen, als uns verrathen."

„Puh!" lachte Jörg Bachmann und schüttelte vergeblich seine leere Feldflasche. „Der Braten mag schlecht munden und am allerschlechtesten dem armen Louis bekommen. Habt Dank für die Mahlzeit!"

Ulrich mußte lachen, während er seine Ansicht vertheidigte. „Gut," sagte er, „ich sehe zu schwarz und du baust Häuser auf Seifenblasen. Was wissen wir von dem Knaben? Daß sein Vater, ein sächsischer Feldwebel, in Rußland erfroren und daß seine Mutter in einem Thüringer Dorfe verhungert ist. Er blieb bei der Leiche, bis die Bauern sie verscharrten. Das war brav. Später trieben die Leute den fremden Sprößling zum Dorfe hinaus, weil sie selbst nichts zu leben hatten."

„Genug," rief Markus schmerzlich, „Grund genug, um ein ganzes Menschenleben zu verbittern. Ich sage dir, in diesem zerlumpten, abgezehrten Louis glüht mehr Franzosenhaß, als in manchem langen Deutschen, der hinter seinem Ofen träumt und sich von den fremden Cohorten schinden läßt."

„Es soll mich freuen, wenn ich Unrecht bekomme und der Knabe zurückkehrt, wiewohl ich nicht daran glaube. Vorsichtig dürfen wir auf alle Fälle sein. Schlaft in Gottes Namen, wenn es der Appell Eurer rebellischen Mägen gestattet! Ich will Wache halten."

Es vergingen zwei volle Stunden, bis Ulrich aus weiter Ferne den Ruf eines Käuzchens vernahm. Es war ihr verabredetes Zeichen. Er antwortete sogleich. Seine Begleiter wurden munter. Alle langten nach den Waffen und hielten sich bereit. Wenige Minuten später bewegte sich das Laub, die Zweige bogen sich auseinander und der kleine Louis stand vor ihnen.

„Paff!" schnalzte der arme Junge und hielt Markus an einem Ladstocke, der als Bratspieß gedient, triumphirend ein gebratenes Huhn vor die Augen. Barhäuptig, barfuß, die Arme und Brust entblößt, von Sonne, Wind und Wetter gezeichnet wie ein Mulatte, stand er da. Die schwarzen Augen glänzten vor Freude, während die abgezehrten Glieder in den wenigen zerrissenen, vom Thau befeuchteten Kleiderfetzen vor Frost bebten.

„Komm her, du kleiner Tausendsasa," begrüßte ihn Fuchssteiner freundlich, „und gib mir die Hand zur Versöhnung! Ich hab' dir großes Unrecht gethan. In meinem mißtrauischen Kopfe warst du spornstreichs zu den Franzosen übergelaufen, um deine Freunde zu verrathen. Irren ist menschlich. Pardon!"

Der Knabe stellte eine volle Feldflasche vor Markus auf den Boden, bevor er dem Sprecher zögernd die Hand reichte. Seine Augen füllten sich bei diesem schweren Verdachte mit Thränen, und der Jäger hatte Mühe, den Kleinen zu beruhigen.

„Wo hast du diesen köstlichen Fund her?" fragte Markus, während er das Huhn am Spieße zerlegte und die Flasche herumgehen ließ.

„Von den Franzosen," lautete die kurze, stolze Antwort.

„Von den Franzosen?" riefen Alle zugleich und das lebhafteste Staunen malte sich in ihren Zügen.

„Ja, das ist meine Kriegsbeute vom französischen Ueberfluß. Ich stahl einfach den Welschen wieder, was sie den Bauern abgejagt hatten."

„Reden, erzählen!" drängte Fuchssteiner lebhaft. „Wie ist das möglich?"

„Eine Stunde von da, am Ende des Waldes steht ihr Lager. Ich kroch zwischen den Schildwachen durch bis an die Zelte."

„Malefizjunge, verwetterter!" brummte Ulrich und sehnte sich vergebens nach einer Brodrinde zu seinem Hühnerschenkel. „Bei Gott! — er hat die List und Verschlagenheit einer Rothhaut auf ihrem Kriegspfade."

„Ei, da geht's hoch her," erzählte Louis mit gehobener Stimme; „hoch und herrlich, wie in Frankreich. Lustig brennen die großen Wachfeuer im Kreise. Die

umliegenden Dörfer sind ausgeplündert bis auf den Nagel in der Wand. Die Bauern müssen schleppen wie die Mühlesel. Wer sich rührt oder murrt, macht schlimme Bekanntschaft mit Faust und Kolben."

„Was müssen denn die Bauern herbeischleppen?" fragte Jörg Bachmann neugierig.

„Alles Mögliche: Leitern, Stiegen, Gebälk, Dachsparren, Tische, Stühle, Windmühlenflügel, um das Brennholz zu ersetzen. Selbst Schränke und Kommoden wurden mit Beilen zerschlagen und wanderten in's Feuer. Zwei Jäger trugen ein lebendiges Schwein herbei. Ein paar Grenadiere hatten Hühner an den Fängen, die letzten vielleicht auf 10 Stunden in die Runde. Die Weiber und Töchter waren aus den Dörfern entflohen. Dafür hielt man die Männer mit Gewalt im Lager zurück, um die Herrn Soldaten zu bedienen und Mägdedienste zu thun. Es wurde geschürt, gesotten und gebraten, gegessen und getrunken, daß mir das Herz aufging vor Sehnsucht und Ingrimm. Bald klapperten die Würfel. Ein paar Trompeter schmetterten lustige Weisen und die jungen Krieger tanzten, daß der Staub in die Luft wirbelte."

„Unter sich?" fragte Fuchssteiner spöttisch. „Dazu gehört Geschmack und französischer Wind."

„Nein, sie hatten zwei arme Bauernmägde, die sich verspätet haben mochten, aufgegriffen und in's Lager geschleppt. Ein Tänzer schockte sie dem andern zu und

zehn harrten, bis der Fangball in ihre Hände flöge. Die bejammernswerthen Creaturen werden tanzen müssen, bis sie todt zusammenbrechen."

„Besser als die Schande!" seufzte Markus.

„Sie wird ihnen nicht erspart," knirschte Fuchssteiner. „Diese Unmenschen haben die derben Lehren auf den Eisfeldern Rußlands vergessen — aber Geduld, Geduld! Auch für uns schlägt die Stunde der Rache."

Peter Sator ließ sich durch das traurige Loos der Mägde nicht aus der Fassung bringen. „Zur Hauptsache, Kleiner!" mahnte er mit einem wehmüthigen Blicke nach dem leeren Ladstocke. „Wer hat dir den Vogel prezirt?"

„Ein bärtiger Sergeant-Major, der in seinen beiden Händen Tassen und Häfen und unter seinem Arme eine Kaffeemühle trug, erhandelte das Huhn von den Grenadieren. Er zog sich beiseiten, schürte ein eigenes Feuer und bereitete seine Mahlzeit mit großer Accuratesse. Ich lag nicht weit davon hinter dem letzten verlassenen Zelte, platt im Grase, geduldig auf den Ausgang lauernd. Bald reizte ein starker Wohlgeruch, der vom Kaffee und vom Bratspieße aufstieg, die Nerven meiner Nase zum Niesen. Ich preßte in Todesangst mein Gesicht fest auf den Boden. Zwischen den Wachfeuern erhob sich lautes Getöse. Mehrere Grenadiere zogen einen Bauern — Gott weiß warum — über eine Bank und zerbläuten ihn unbarmherzig. Der Mann heulte vor Schmerzen wie

ein wildes Thier. Neugierig erhob sich der Sergeant-Major und ging einige Schritte vorwärts, um den Spaß in der Nähe mitanzusehen. Leise und behutsam kroch ich vorwärts, schob seine Feldflasche ein, die am Feuer lag, und hob den Bratspieß aus der hölzernen Gabel. Das Eisen brannte zum Verzweifeln. Ich hielt es fest und suchte den Rückweg. Glücklich gewann ich das schützende Zelt wieder, passirte wie eine Schlange kriechend die Vorposten und erreichte das Gebüsch. Das laute Fluchen des Sergeanten, welcher die Schildwachen allarmirte, schlug an mein Ohr. Ich schnellte vom Boden und gab Fersengeld."

„Brav gemacht, brav!" belobte Markus und zog den Knaben an sich. „Seit langen Jahren hat kein Franzose mehr für seine Feinde, für deutsche Freiwillige gekocht. Wohl uns und ihm! Jetzt laßt uns die Ruhe suchen!"

„Wir müssen bald aufbrechen," mahnte Louis. „Die Franzosen bedecken die ganze Straße. Es gilt da oder dort durchzuschleichen, wenn wir je auf Preußen stoßen wollen. Gegen Norden sah ich in weiter Ferne einzelne lichte Streifen am Himmel. Dort lagern ohne Zweifel Deutsche."

Peter Sator übernahm die Nachtwache. Seine Gefährten versanken bald in tiefen Schlaf. —

Dreimal versuchte es die kleine Schaar im Laufe des andern Vormittags, durch die Colonnen der Franzosen zu schleichen. Dreimal mußten sie in hastiger Flucht

zurückweichen, um nicht gefangen zu werden. Rathlos irrten unsere Freiwilligen durch Feld und Wald und suchten gegen Mittag ermüdet in einem Graben Schutz, um Kriegsrath zu halten. Fuchssteiner studirte mißmuthig mit den Augen am Boden und ließ einige heftige Worte fallen, während Markus mit Ruhe und Einsicht ihre Lage besprach. „Wir müssen um jeden Preis durchbrechen oder wir werden gefangen," schloß er seine Auseinandersetzung. „Also Muth und vorwärts!"

Sie sprangen zugleich auf und standen zusammen festgebannt. Wie ein heranziehendes Gewitter grollte es in weiter Ferne. Einzelne lautere Schläge dröhnten dumpf dazwischen und hallten wieder in Berg und Thal. Vögel scheuchten mit bangem, eiligem Fluge durch die Luft und Hasen sah man furchtsam von Feld zu Feld fliehen.

„Diese Musik kenn' ich," frohlockte der kleine Louis und schlug freudig die Hände zusammen. „Die Musikanten streichen den Contrabaß mit brennenden Lunten. Sie spielen lustig den Eingang zur Schlacht. Der Ausgang wird für viele Tausende ein Trauermarsch."

„Jetzt vorwärts, Kameraden!" mahnte Markus mit frischem Muthe. „Die Franzosen werden sich jedenfalls nach einem Punkte zusammenziehen. Es gibt Lücken, wir können durchbrechen. D'rauf und d'ran! — wir werden mitten unter dem Donner der Geschütze unsern Einstand bei den Preußen bewerkstelligen."

Unsere Freiwilligen hatten sich nicht getäuscht. Die französische Reiterei jagte in der Ferne in einzelnen Abtheilungen über das Feld, die Artillerietrains rollten in scharfem Trabe fort, während das Fußvolk im Geschwindschritt nachrückte. Plötzlich kam eine Wendung in die Truppen. Alle schwenkten nach Norden. Von Minute zu Minute stieg das Krachen des groben Geschützes, die Erde bebte unter seinen Schlägen und das endlose Knattern der Gewehre klang wie unschädliche Musik dagegen. Da und dort faßten die Franzosen Posto. Man sah das Aufleuchten ihrer Kanonen, Donnerschläge erschütterten die Luft, die langen, blitzenden Linien ihrer Gewehre sprühten Feuer. Man glaubte tausend und tausend Todesboten durch die Luft schwirren zu hören.

Die jungen Freiwilligen sahen zum ersten Mal die grausigen Momente einer Schlacht. Einen Augenblick überkam sie ein kaltes Frösteln. Im nächsten aber drang ihr Blut wieder warm und stürmisch zum Herzen und sie eilten begeistert vorwärts, um mit ihren Brüdern zu kämpfen.

„Hierher, hierher!" gebot Markus, während Fuchssteiner geradeaus stürmen wollte. „Wir müssen die Stellung der Franzosen zu umgehen suchen. Durchschleichen und durchbrechen könnte schlecht ausfallen."

Sie machten einen weiten und gefahrvollen Marsch. Der Donner der Geschütze betäubte. Die Kugeln pfiffen

über ihre Köpfe weg oder schlugen links und rechts ein. Der kleine Louis kannte alle Geschosse, die explodirten. Sein Mahnungsruf entzog sie mehrmals der Gefahr. Endlich gelangte die muthige Schaar in die Nähe eines brennenden Dorfes. Durch Hecken und Gärten wurde vorgedrungen. Das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, das Prasseln der Gewehre, das Getöse der Waffen und die lauten Zurufe der Krieger verriethen, daß man sich zwischen den Häusern Mann gegen Mann schlug. Eine Secunde zum Erholen — Jeder machte sich fertig. Mit dem Rufe: „Mit Gott für's deutsche Land!" drangen die Freiwilligen zwischen zwei Scheunen über Leichen in die Straße vor. Ein Haufe französischer Grenadiere stürmte daher. Sie hatten eine Schaar Preußen zum zweiten Mal aus Großgörschen — so hieß das Dorf — geworfen und umschwärmten eine eroberte Fahne, die sie im Triumpfe zurücktrugen.

„Feuer!" commandirte Fuchssteiner. Vier Schüsse krachten — vier Mann stürzten zu Boden. Noch zwei Schläge — zwei Offiziere fielen. Zum Laden blieb keine Zeit. Mit einem lauten, gellenden Hurrah drangen unsere Freiwilligen auf die Franzosen ein, während der kleine Louis sich an den Häusern hinschmiegte und verschwand. Einige Schüsse, welche gegen sie fielen, verfehlten ihr Ziel. Ulrich und Markus schwangen ihre Hirschfänger, Bachmann und Sator drehten ihre Stutzen und handhabten sie als furchtbare Keulen. Bajonette brachen,

Helme und Schädel krachten. Jeder Hieb, jeder Schlag mit den wuchtigen Waffen streckte einen Feind zu Boden. Der starke Fuchssteiner, mächtig und unwiderstehlich im Anprall wie eine Lawine, brach sich mit wüthenden Hieben Bahn zum Fahnenträger und spaltete ihm den Schädel. Im Falle entriß er ihm das theuere Kleinod und schwang es mit lautem Hurrah in der Luft.

Die Franzosen, welche bei dem ersten heftigen Anfalle eine größere Macht vermuthet hatten, wurden wüthend. „Avant — avant!“ kommandirte ihr Führer ingrimmig und die Grenadiere drangen von allen Seiten auf das Häuflein ein, um ihre Beute wieder zu holen. Die wackeren Kämpfer sahen sich durch die Uebermacht getrennt. Sator und Bachmann wurden gegen die Häuser gedrängt, wo sie sich, im Rücken gedeckt, als mannhafte Recken vertheidigten und manchen Franzosen zu Boden schlugen. Dieses war der gefährlichste Moment. Nur der sehnigen, nachhaltigen Kraft des deutschen Armes gelang es, den gewaltigen Anprall zu bestehen. Markus deckte zur Linken mit eiserner Ruhe seinen Freund. Ihre Kraft schien sich zu verdoppeln. Ihre Hirschfänger zischten und sausten durch die Luft, verderbenbringend, wo sie hintrafen. Zwei Grenadiere warfen die Gewehre weg, unterliefen beim Ausholen Ulrich, um ihn am Körper zu packen und zu Boden zu reißen. Er stand fest wie eine Eiche. Markus streckte in dem nämlichen Augenblicke als Schild seinen blutigen Hirschfänger vor, riß sein Jagd-

messer aus der Scheide und senkte es mit Blitzesschnelle in die Brust der beiden Angreifer, daß sie röchelnd zusammenbrachen. Entsetzt wichen die Franzosen einige Schritte zurück, um sich auf's Neue zu sammeln. Es blieb ihnen keine Zeit. Ein jubelndes Hurrah im Rücken der Freiwilligen verkündete Hülfe. Ulrich schwang seine Fahne auf's Neue und ließ sie hoch flattern, denn über Alle hörte er die gellende Stimme des kleinen Louis. Bachmann und Sator benützten den Moment und schlugen sich mit herkulischer Kraft zu ihren Freunden durch. Schüsse krachten, Franzosen fielen, links und rechts tauchten Bajonette auf. Freiwillige Jäger umringten mit begeistertem Jubel die Fahne, welche sie beim Rückzuge durch einen Hinterhalt und den Fall ihres Trägers verloren hatten, und umarmten im Sturme der Freude die deutschen Brüder. Der kleine Louis, welcher davongeeilt war, um Hülfe zu suchen, hatte sie in das Dorf zurückgeführt.

Es galt, den günstigen Moment zu benützen. Der Hauptmann sprang zu Fuchssteiner und Waldau, drückte jedem die Hand und commandirte: „Vorwärts!" Ulrich erhob sein Siegespanier und stürmte voran — die Jäger ihm nach. Im Sturmschritt und mit gefälltem Bajonett, ohne einen einzigen Schuß ging's unter die Franzosen, welche sich inzwischen aneinandergeschlossen und durch neue Zuzüge verstärkt hatten. Mit unwiderstehlicher Gewalt wurden die Feinde von Haus zu Haus, von Straße zu Straße gedrängt und nach verzweifelter Gegenwehr

in fürchterlichem, blutigem Handgemenge wieder zu Großgörschen hinausgeworfen. Hunderte braver Streiter bedeckten mit ihren Leichen den Boden. Die Jäger setzten sich in dem Dorfe fest und behaupteten es mit einem Muth und einer Ausdauer, welche den vor Monden laut gewordenen Enthusiasmus der jungen Preußenschaar als ächte Begeisterung bewährten. Wieder und wieder griffen die Franzosen, deren Ueberlegenheit an Truppenzahl in jedem Augenblicke wuchs, an diesem Punkte an. Es entspannen sich mörderische Einzelkämpfe; aber wie viele auch auf beiden Seiten verwundet und todt zu Boden gestreckt wurden, mit der ausdauerndsten Todesverachtung wurde der gewaltige Kampf um den Besitz dieses Dorfes durchgeführt. Als die Nacht hereingebrochen war, standen die preußischen Jäger allein als Sieger in Großgörschen, während die Dörfer ringsum von den Franzosen besetzt waren.

Am Morgen hatte der greise General Blücher in eigner Person die Freiwilligen gegen den Feind geführt mit den Worten: „Na, laßt mal seh'n, was ihr könnt!" Als er am Abend die Runde machte und seine Anordnungen traf, belobte er ihre Tapferkeit und Ausdauer mit den ehrendsten Worten. Bei dieser Gelegenheit stellte ihm der Hauptmann die vier Freiwilligen aus dem Spessart vor, erzählte ihren heldenmüthigen Eintritt und pries sie als die Tapfersten der Tapfern. „Die Leute haben einen Brief an den Adjutanten der Brigade Kleist,"

schloß der Hauptmann seine Meldung. „Unsere Reihen sind gelichtet. Ich bitte, Herr General, daß die Leute bei dem Corps bleiben, wo sie die Bluttaufe erhielten."

„Gebt mir den Brief!" entgegnete Blücher. „Ich werde die Sache besorgen. Wären es doch vierzig Tausend anstatt vier! — Also: der Blonde da behält die Fahne. Seine Kameraden und noch drei Mann bilden die Fahnenwache. Gott befohlen!" —

Ein lautes Hurrah der Jäger folgte diesen Worten. Freundlich grüßend ritt der tapfere Feldherr mit seinen Begleitern davon.

Unsere Freunde blieben bei dem Corps, in dessen Listen sie sich selbst auf eine eben so seltene als tapfere Weise eingeschrieben hatten. Der Rückzug nach Sachsen wurde angetreten. Jeden Tag entspannen sich Scharmützel mit der heftig nachdringenden französischen Vorhut. Diese Kämpfe übten und stählten die jungen Soldaten und mehrten ihr Vertrauen zu sich selbst. Es entstand ein edler Wettstreit zwischen den Neueingetretenen und den schlesischen Jägern. Ulrich mit seinem ungestümen Anprall, Markus mit seiner eisernen Ruhe und Umsicht bei der Vertheidigung, ihre Begleiter mit ihrer Körperkraft und unermüdlichen Lust zum Handgemenge, gewannen sich die Liebe und Achtung ihrer Kampfesgenossen in seltenem Grade. —

Napoleon wollte nicht Berlin, den Mittelpunkt der preußischen Monarchie, der ihm durch Ney errungen

worden wäre, sondern einen entscheidenden Sieg über die Hauptmacht, da, wo der Kaiser von Rußland und der König von Preußen ihr Quartier hatten, in Bautzen. Blind, ohne auf die ungeheuern Menschenopfer zu achten, wie in Rußland, stürmte er auch jetzt wieder auf die furchtbaren Schanzen bei Bautzen los, unbekümmert um die Tausende, die er dabei opfern mußte. Am ersten Tage der Schlacht, den 20. Mai, erreichte Napoleon trotz 10,000 Mann, die er verlor, nicht mehr, als daß die Alliirten ihren linken Flügel behaupteten und sich nur auf dem rechten und im Centrum in eine engere Stellung zurückzogen. Am 21. Mai griff Ney, den Napoleon herbeigerufen hatte, in die Schlacht ein. Mit großem Ungestüm griff er den rechten Flügel an und warf die Russen unter Barklay de Tolly nach heftigem Widerstande zurück, verfing sich dabei aber so ungeschickt zwischen der Spree, dem Löbauwasser und den hier zahlreichen Sümpfen und Weihern, daß Blücher vom Centrum aus den Schlüssel der Stellung, das Dorf Preititz, welches schon verloren war, wieder nehmen konnte. Blücher sollte aber auch zugleich im Centrum die Kreckwitzer Höhen behaupten, die seine Verbindung mit dem russischen Hauptheere sicherten. Gerade diese nun ließ Napoleon, ihre Schwäche wahrnehmend, mit aller Macht stürmen. Die Preußen mußten nach dreimaligem Abwehren der Angriffe der Uebermacht weichen. Blücher befand sich in der gefährlichsten Lage, von der Hauptmacht getrennt, von drei

Seiten durch den Feind umfaßt. Nur seine Geistesgegenwart und die erstaunliche Tapferkeit seiner Truppen retteten hier die preußische Armee vor der Vernichtung. Er gewann durch standhafte Behauptung des Dorfes Litten den einzigen freien Rückzug auf Wittgenstein. Um nicht Alles auf's Spiel zu setzen, brachen die Monarchen am zweiten Tage die Schlacht ab und befahlen den allgemeinen Rückzug nach Schlesien, der unter dem Donner der Geschütze bewerkstelligt wurde. Diese zweitägige Schlacht machte auf die vielen, jungen Soldaten, welche sie schlugen, einen um so mächtigeren Eindruck, als der Wiederhall in den nahen Gebirgen den Donner der Kanonen noch viel lauter erdröhnen ließ und vervielfältigte.

In Schlesien überraschte die Truppen ein von den Monarchen abgeschlossener Waffenstillstand. Er brachte den Kriegern nach so vieler Anstrengung Erholung und ergänzte vielfach die Lücken, welche die mörderischen Kämpfe geschlagen hatten. Die Franzosen selbst trugen nicht wenig dazu bei. Sie verübten in den Städten und Dörfern, welche sie besetzt hielten, solche Gräuel und wütheten so bestialisch, daß Erbitterung und Rache auch noch die Letzten, welche eine Waffe schwingen konnten, in die Reihen der Landwehr trieb. Selbst die Waffenruhe lief nicht ohne Blutvergießen ab. Frech und zügellos wie immer, verletzten die Franzosen das neutrale Gebiet. Kaum erfuhr der greise Blücher ihr völkerwidriges Treiben, so ließ er trotz aller Bedenken der andern Heer-

führer seine Reiter ausrücken und die Franzosen angreifen, wo sie auf neutralem Boden ertappt wurden. Dieses war das Vorspiel zu den großen Schlachten, welche nach dem Waffenstillstand den Boden von Schlesien und Sachsen mit Blutströmen tränkten.

Am 26. August rückte das Corps unserer Freunde an der Katzbach in langen Colonnen auf und besetzte die Schlucht und die Anhöhe bei dem Dorfe Weinberg. Es lehnte sich an mehrere Landwehrregimenter, die es im Kampfe unterstützen und in der Flanke decken sollte. Lautlos standen die Krieger unter dem Gewehr und sahen dem Morgen entgegen, welchen ein anhaltender Landregen verdunkelte.

„Kameraden, wir warten umsonst," behauptete ein Landwehrmann, mit kundigem Auge den Himmel prüfend. „Dieser Landregen, der uns die Aussicht verschleiert, wird wachsen und wachsen, bis die Wolken gegen Mittag ihre Schleußen öffnen und uns mit Strömen überschütten. Macht Euch nur gefaßt auf ein ordentliches Bad von oben und endlosen Morast unter Euren Füßen! Die Kanonen könnt Ihr keck daheim lassen."

„Rietschke hat Recht," bestättigte sein Nachbar Jenisch, als er die Umstehenden zweifeln sah. „In nassen Jahren kommt das häufig vor. Rietschke kennt sich aus. Er ist unser bester Wetterprophet."

„O, so wollte ich doch!" rief ein Anderer und stieß erbittert sein Gewehr auf den Boden. „Die Adjutanten

fliegen, wir rücken aus und am Ende kommt's wieder nicht zum Schlagen. Ein solches Hundewetter könnte Alles hintertreiben. Seit Wochen ziehen wir hin und her. Niemand weiß warum. Man muß einmal direct auf die Mordbrenner losstürzen und ihnen das Handwerk legen. So denk' ich."

„Na, Kameraden, schimpft nicht!" rief ein Jäger hinüber. „Das Marschiren in die Kreuz und Quer versteht einmal unser General. Er schlüpft dem Napoleon durch die Finger wie ein Aal. Schlägt seine Stunde, so wird er ihn beißen bis auf's Mark. Wer weiß? Dieses Hundewetter ist vielleicht das rechte Wasser auf seine Mühle. Die großen „Brummer" schweigen und wir tanzen allein."

„Freilich!" bejahte Fuchssteiner und seine Augen leuchteten in Kampfeslust. „Wir setzen durch Moräste, Feuer und Wasser. Nur schlagen, nur d'rauf!"

„Und diese Höllenbrut vernichtet bis zum letzten Mann!" knirschte Nietschke. „Sie hat unser deutsches Land zum Sclaven, unsere schöne Provinz zur Wüste und uns zu Bettlern gemacht."

„Sei still, Freund!" mahnte Jenisch ernst und zeigte nach der angeschwollenen Katzbach, welche die Franzosen überschritten. „Die armen Leute da drüben sind noch viel schlimmer d'ran. In Löwenberg wurde das volle, reife Getreide abgemäht und den Rossen vorgeworfen, die Gärten wurden geplündert, die Felder durchwühlt und

die schönsten Obst-Alleen niedergehauen und in's Feuer geworfen, nachdem das aus den Gebäuden zusammengestohlene Hausgeräth und Holzwerk verbrannt war. Was in Feldern und Gärten die Pferde nicht verzehrten, wurde muthwillig niedergestampft."

„Und erst unser schönes Plagwitzer Schloß!" seufzte ein Landwehrmann in der zweiten Reihe. „Die Wütheriche warfen die große Bibliothek in's Wasser oder feuerten mit den Büchern. Meistergemälde von Tennier, Lucas Cranach und Andern wurden zerstochen, das feine Geschirr, welches sie nicht fortschleppen konnten, zertrümmert, die Uhren gestohlen, die Betten zerrissen, die Papiere in alle Welt zerstreut. Die Conchilien wurden mit Feldsteinen zerschlagen, das Vieh fortgetrieben, die Bienenstöcke verbrannt, Gewächshaus und Frühbeete zerstört, Hof, Feld und Garten in eine Wüste verwandelt. Die schamlose Bestialität schonte selbst nicht den Leichnam einer Frau im Sarge."

„Und ich sage Euch," rief Jenisch wieder, „in Großhartmannsdorf und Seifendorf erreichte die zügellose Gemeinheit und Rohheit der Ney'schen Horden den höchsten Grad. Fluchend warfen die Soldaten Kranke und Sterbende aus den Betten, prügelten Männer und Greise, erdrückten schamlos das Wehgeschrei der Unschuld, machten die katholische, wie evangelische Kirche zum Tummelplatz ihrer kannibalischen Vergnügungen, erbrachen die Särge, belustigten sich mit den Leichen und zerstreuten

die geweihten Hostien. Wer mag den Lärm beschreiben, in welchem sich die trunkene Selbstvergessenheit der Wütheriche, und das Entsetzen ihrer Opfer ausließ? Dort das Freude bedeutende Brüllen der siegenden Raub- und Wollust, hier der schreiende Jammer der Beraubten und Mißhandelten, dazwischen das Klirren der zerschmetterten Fenster, das Einschlagen der Thüren, Balken und Bretter!"

„Alles nur Kinderspiel gegen unsere Geißel," sprach düster ein langer, hagerer Mann, der erst seit zwei Tagen in Reihe und Glied stand. „Bei uns in Goldberg wurde mit blanker Waffe unbarmherzig auf Mann und Frau losgeschlagen, mehrere Bürger zu Krüppeln geschossen, andere durch Bajonnettstiche und Kolbenstöße getödtet. Ein Wütherich dringt in das Haus eines armen Leinwebers. Er bestürmt die Frau, welche allein ist, um Geld. Sie hat keinen Heller. Der Satan droht, tobt und wüthet. Die Frau fällt in der Todesangst zu seinen Füßen nieder und beschwört ihr Elend mit tausend Eiden. Der Höllenbrand aber stößt sie über den Haufen, springt nach einem Korbe, worin ihr Säugling schlummert, reißt den armen Wurm an den Füßen heraus und schleudert ihn mit gräßlichem Wurfe in höchster Wuth an die Wand. Das Hirn spritzt auf die Mutter, welche leblos zu Boden sinkt."

Eine heftige, drohende Bewegung ging durch die Reihen. Die Leute durften keinen Lärm machen; aber die Fäuste schienen sich in die Gewehrläufe zu graben,

die Lippen bebten im Schwure der Rache, in ihren Mienen zuckte es wie Wetterleuchten, die Augen suchten zornglühend die feindlichen Reihen.

„Und dieser Leinweber," fuhr der Erzähler nach kurzer Pause mit hohler Stimme fort, „dieser Leinweber — bin ich. Unser Herr Gott im Himmel gebe mir im Leben noch eine Gnade: einmal, nur ein einziges Mal mit diesen höllischen Kindermördern Brust an Brust und Aug' in Aug' zu kommen!" —

Entsetzen und namenlose Wuth erfaßte Alle. Die Nächsten reichten dem unglücklichen Vater stillschweigend die Hand.

Mehrere Reiter, welche im Regen die Front herabsprengten, lenkten die Aufmerksamkeit der Krieger ab. An der Spitze ritt Blücher, ihr greiser Führer. Weithin drang seine Stimme, als er mit Zuversicht und freudigem Muthe die Colonnen anrief: „So, Kinder, jetzt haben wir Franzosen genug herüber. „Vorwärts — d'rauf — vorwärts!"

„Vorwärts!" donnerte es die langen Reihen hinauf und hinab. Nie wurde ein Commando mit mehr Lust und Feuer, mit größerer Vehemenz und Alles zerschmetternder Kraft ausgeführt. Gleich wild empörten Wogen stürzten sich die Colonnen die Anhöhe herab auf den Feind. So Viele auch von den französischen Kartätschen niedergestreckt wurden, die Andern stürmten, in ihre Mäntel gehüllt, dem von Westen her fallenden Regen

und den feindlichen Kugeln entgegen. Die Franzosen hatten mächtige Quarré's geformt, um mit festen, taktischen Körpern ihre Batterien zu decken. Die durchnäßten Gewehre der Verbündeten versagten. Die Jäger und Landwehrmänner umzingelten die Quarré's und näherten sich bis auf zwei Schritte. Einen Augenblick sah man sich Aug' in Auge.

„Kehrt — kehrt! — D'rauf!" Das fürchterliche Wort zündete, die Gewehre wandten sich, die Kolben sausten durch die Luft und schlugen in die Franzosen hinein. An der deutschen Körperkraft brach jeder Widerstand. Binnen zwanzig Minuten wurden im wüthendsten Handgemenge ganze Bataillone niedergeschlagen. Leichenhaufen bedeckten den Boden, aus denen sich später nur Wenige mit zerschmetterten Gliedern hervorarbeiteten und gefangen genommen wurden. „Vorwärts!" donnerte es das Schlachtfeld hinauf und hinab, mit lautem Hurrah sprengte die Cavallerie überall ein, die Franzosen wurden geworfen und gegen die wüthende Neiße und Katzbach gedrängt, unscheinbare Bäche, die aber durch den langen und heftigen Regen zu Strömen angeschwollen waren. Was hier von den Franzosen nicht den Kolben erlag oder in Gefangenschaft gerieth, wurde die steilen Thalränder an der wüthenden Neiße und Katzbach hinabgestürzt und ertrank.

Die Jäger und Landwehr ließen ihre Schuhe im Moraste stecken. Sie stürmten ohne Schuhe vorwärts. Fuchssteiner, der heute im fortwährenden Angriffe seinen

Freudentag feierte, schwang seine Fahne nur um so höher und seine Kameraden schlugen nur um so wüthender d'rein. Und die Landwehrmänner, von dem stolzen Napoleon so verachtet, gaben an der Katzbach den Franzosen einen Denkzettel, welchen sie niemals vergessen werden. Hundert Kanonen wurden erbeutet, 12,000 Mann vernichtet und 18,000 gefangen.

Glühender Dank gegen Gott, den Herrn der Heerschaaren und Lenker der Schlachten, und freudige Begeisterung durchströmte die tapfern Sieger, als sie am Abend in der weiten Ebene lagerten. Die Jäger, deren Fahne Fuchssteiner trug, und ihre Kampfgenossen von der Landwehr waren bis an den rauschenden Strom vorgeschoben, dessen trübe, schäumende Fluthen immer noch Casquets, Waffen und Leichen vorüberführten. Sie behalfen sich gemeinsam um die wenigen Wachfeuer, so gut es gehen mochte. Peter Sator und Jörg Bachmann waren beide durch Streifschüsse leicht verwundet. Der kleine Louis, welcher während des Kampfes den Verwundeten Hülfe geleistet hatte, führte sie hinter die Linien, wo verbunden wurde.

„Gott sei's gedankt," athmete Nitzschke froh auf und faltete die Hände um sein Gewehr, „und unserem braven General „Vorwärts"! Von heute an soll und muß er diesen Namen führen, so lange es Soldaten gibt. Noch ein paar solche Schläge und unser deutsches Land wird gesäubert werden von allem französischen Unkraut."

„Kameraden, Gott selbst hat uns geholfen," bekräftigte der Jägerhauptmann. „Himmel und Erde sind mit unserem gerechten Rachegefühl in den Bund getreten. Der Allmächtige hat die Arbeit der Natur der Arbeit unserer Arme zu Hülfe geschickt und sie so mit glänzendem Erfolge gekrönt."

„Es ist wunderbar," versicherte Nitzschke; „die sonst unbedeutenden Bäche sind mächtige Gewässer, schäumende Stromfluthen geworden. Sie kommen mir vor wie Kämpfer, die ein edler Zorn groß und stark gemacht hat. Niemals führte die wüthende Neiße ihren Namen mit größerem Rechte, als heute, wo ihre empörten Wogen die Schaaren der flüchtigen, gallischen Frevler verschlangen. Niemals erhob sich die Katzbach mehr über ihren Alltagsnamen, als heute, wo sie, ganz die Natur des Baches verläugnend, für den verbrecherischen Flüchtling der ergrimmte, strafende Stromgott ward. Die göttliche Vorsehung hat diese unscheinbaren Bäche zu thätigen Dienern der ewigen Gerechtigkeit gemacht."

„Des Allmächtigen starke Hand ist sichtbar mit uns," rief Markus. „Schlagen wir so fort und fort bis zu den Ufern des Rheins, bis nach Paris! Dort schreiben wir einmal diesen übermüthigen Blutsaugern Gesetze vor und holen die Schätze zurück...."

Ein Rauschen der Fluthen, ein stöhnendes Gurgeln, ein angstvoller Hülferuf, den sofort das Wasser wieder erstickte, unterbrachen den begeisterten Redner. Alle

sprangen auf. Beim Scheine der Wachfeuer sahen sie einen verwundeten Franzosen vorbeischwimmen, der sich irgendwo am Ufer angeklammert haben mochte und nun fortgerissen vergebens mit den Fluthen rang. Der Leinweber aus Goldberg schlug sein Gewehr an, um den verhaßten Feind in den Grund zu schießen. Es versagte. Markus Waldau dachte anders. Bevor es Fuchssteiner hindern konnte, sprang er in den Fluß und theilte mit kräftigem Schlage die Wellen. „Mon Dieu!“ stöhnte der Franzose und bot die letzte Kraft auf, sich über dem Wasser zu halten. Nach einigen muthigen Stößen erreichte Markus die Stelle, packte den flehend ausgestreckten Arm des Unglücklichen und zog ihn an's Land. Noch geblendet von der Wuth des Kampfes, erhoben Mehrere drohend die Gewehrkolben.

„Zurück!“ wehrte Markus entrüstet. „Es ist ein Wehrloser — mein Gefangener. Hier, Louis!“ rief er den Knaben an, welcher einen Reiter herzugeführt hatte, — „bringe den Mann zum Feldscherer und in Sicherheit.“

Der Verwundete küßte seinem Retter, bevor er abwehren konnte, aus Dankbarkeit die Hand und schleppte sich mühsam fort. Drohende Stimmen erhoben sich dagegen.

Der Reiter, ein Adjutant Blüchers, welcher den ganzen Vorgang mitangesehen, beschwichtigte die Leute. „Ihr habt Recht,“ sprach er, „es ist unpractisch, einen Feind zu retten, aber wahrlich nicht unchristlich. Seid

großmüthige Sieger und wir werden nächstens mit Gottes Hülfe wieder schlagen, daß es eine Freude sein soll." Markus aber drückte der Offizier warm und herzlich die Hand und beschied ihn sammt Fuchssteiner und ihren beiden Begleitern in's Hauptquartier.

Eilig und so gut es gehen mochte, setzten sich unsere Freiwilligen in Stand, dem Befehle zu gehorchen. Im Hauptquartier herrschte ein reges, geschäftiges Leben. Ueberall sah man freudestrahlende Gesichter. Adjutanten sprengten ab und zu. Blücher gab seine Befehle zur nachdrücklichsten Verfolgung des Feindes.

Als ihm die Freiwilligen vorgestellt wurden, ließ er sein Auge mit Wohlgefallen auf den jugendlichen, kräftigen Gestalten ruhen. „Brav gehalten," sprach er freundlich, „sehr brav! Euch zwei" — auf Waldau und Fuchssteiner zeigend — „ernenne ich zu Offizieren, und Euch beide" — sich an Sator und Bachmann wendend — „zu Oberjägern. Ihr werdet eine Schaar Freiwillige führen, die noch kein Pulver gerochen hat, und durch Euer Beispiel im Kampfe begeistern und halten. Fertig — kehrt!" —

Die jungen Leute konnten sich vor Ueberraschung und Freude kaum fassen. Fuchssteiner hätte dem General „Vorwärts" um den Hals fallen mögen. Markus blieb äußerlich ruhig, aber seine Augen glänzten und seine blassen Wangen erglühten, als er ehrerbietig einen Schritt vortrat. „Wir danken hochbeglückt," sprach er mit be-

wegter Stimme, „wagen es aber, eine Bitte vorzubringen, die unsere Beförderung erheischt. Gestern hieß es nämlich im Lager, Bayern werde dem Beispiele Oesterreichs folgen und zu den Verbündeten stoßen. Für diesen Fall bitten wir unter der Fahne dieses Fürsten dienen zu dürfen."

Blücher nickte. „Gratulire dem König' von Bayern, wenn er viel' solche Jungen hat. Es sei gewährt. Kehrt!" —

Unsere Freiwilligen schwenkten und eilten jubelnd zu ihren Kampfgenossen, um Abschied zu nehmen. Mit einem lauten Hurrah wurde ihre Beförderung begrüßt, denn die Ehre theilte das ganze Corps.

V.

Die Blätter, ach, sie fallen ab,
Und düster ist der Himmelsgrund!
Mein Herz, mach' dich bereit zum Grab,
Denn du wirst nimmermehr gesund! —
O. v. Redwitz.

Während Ulrich Fuchssteiner und Markus Waldau mit ihren Kameraden im Norden kämpften, traf ihre Heimath ein schwerer Schlag. Sie sollte den Mann verlieren, welchen Alle gleich liebten, der seit Decennien mit liebevoller Sorgfalt die Keime des Guten in Aller Herzen

gelegt und jede Geistesgabe mit unermüdlicher Ausdauer geweckt und gepflegt hatte. Es fand sich Keiner in der Gemeinde — wir behaupten nicht zu viel —, der sich rühmen konnte, niemals von dieser Hand in geistigen oder leiblichen Dingen eine Spende empfangen zu haben. Der Schmerz und die allgemeine Trauer gab sich bei dem Hingange des Theueren um so lauter kund, als die Wenigsten solche traurige Folgen geahnt hatten.

Lehrer Platner konnte sich nämlich von dem Schrecken jener Nacht, wo ihn die französischen Meuterer überfallen und vergewaltigt hatten, nicht mehr erholen. Er wurde bald darauf bedenklich krank. Seine Kräfte schwanden zusehends. Ehe sich Regina in den furchtbaren Gedanken einer Trennung von ihrem Vater hineindenken konnte, kniete sie, unfähig eines Wortes, von Schmerz betäubt, vor der entseelten Hülle.

Niemand wollte fehlen, als die Glocken zwei Tage später mit bangem Klagen im Thale wiederhallten und man dem geliebten Greise die letzte Ehre erzeigte. Der Herr Pfarrer beabsichtigte, mit wenigen Worten die Verdienste des Geschiedenen zu feiern. Die Stimme versagte ihm, Thränen umflorten seine Augen und Männer und Frauen, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder weinten mit ihm. Es war die erschütterndste Leichenrede, die je am Grabe eines edeln Mannes gehalten wurde.

Nach dem Seelengottesdienste zerstreuten sich die Leute traurig und still durch das Dorf. Die Letzten,

welche aus der Kirche traten, waren Förster Waldau und Vorsteher Spannried. Sie führten den Herrn Pfarrer in ihrer Mitte. „Ein bedauernswerther Fall," sprach der ehrwürdige Greis nachdenkend. „Ich kann mir nichts Härteres denken als eine Jungfrau, allein und verlassen in der weiten Welt und noch dazu in solch' schrecklicher Zeit."

„Fräulein Regina ist nicht verlassen," wandte der Schulze ernst ein. „Mein Haus steht ihr offen, so lang ich lebe. Sie hat es um meine selige Frau und meine Kinder verdient, welche sie in dem „großen Sterben"*) pflegte wie eine Mutter, wie eine Schwester. Mir macht es mehr Sorge, wie man dem Mädchen den schweren Kummer aus dem Herzen redet, welcher es niederdrückt und seine Gesundheit zu untergraben droht."

„Mit der Zeit, Alles mit der Zeit," warf der Förster hin und zog seine buschigen Brauen spielend auf und nieder. „Die Zeit heilt jede Wunde."

„Alles mit Unterschied," entgegnete der Pfarrherr. „Dieses Mädchen fühlt so tief und innig, es ist, wiewohl dem frischen Landleben entsprossen, eine so zarte, schwache Blume, daß ein solcher Sturm es knicken kann."

„Hm!" meinte Waldau verlegen, „wer kann's

---

*) So nannten die Bewohner des Spessart eine ansteckende, von den Franzosen eingeschleppte Krankheit.

ändern? Diese Kugeln kommen von oben. Da muß jeder pariren."

„Für die Betroffene ist das leichter gesagt, als gethan," erklärte der Geistliche mit einem mißbilligenden Blicke. Es gibt Trauerfälle, wo nur die Religion und festes Gottvertrauen über die Grube der Verzweiflung eine sichere Brücke schlagen und durch den Geist dem schwachen, erliegenden Körper himmlische Thautropfen der Stärke einflößen. Die Zeit ist nur eine irdische Apotheke, eine Gehülfin."

„Richtig, Hochwürden, ganz richtig," stimmte der Vorsteher bei. „Sie kennen das Leben, seine Leiden und seine Hülfsquellen. Regina verehrt Sie wie ihren zweiten Vater. Ich traue und baue auf Ihre Hülfe. Leiten Sie dem Mädchen, ich bitte, diese Thautropfen zu, damit es dem doppelten Schlage nicht erliegt. Der Herr Förster selbst sollte um seines Sohnes willen am schlimmsten d'reinsehen, wenn noch ein Trauerfall nachkäme."

Waldau gab keine Antwort. Seine Blicke hafteten düster am Boden.

„Lassen wir dem Schmerze seine Thränen," mahnte der Pfarrherr. „Sie sind die erste Linderung für ein bedrängtes Herz. Das Weitere würde ich auch ohne Ihr Ersuchen nach meinen schwachen Kräften gethan haben, denn nicht allein die Pflicht, nein, das Herz treibt mich dazu. Inzwischen sei es unsere gemeinsame

Sache, für die materiellen Verhältnisse, für die Zukunft der Waise zu sorgen."

„Es wäre sehr viel werth," meinte Spannried mit wichtiger Miene, „wenn die Schulstelle unbesetzt bliebe. Kehrt Herr Markus glücklich und gesund heim, so sind wir jeder Sorge überhoben."

„Es dürfte gehen. Die Regierung hat jetzt großen Mangel an Lehrern. Ich werde mich selbst zur Verwesung für einige Monate anbieten. Bis dahin kann sich Vieles bessern."

„Das wollen Sie, Hochwürden?" rief der Schulze freudig überrascht und drückte dem greisen Priester herzhaft die Hand. „Jetzt ist gewonnen. Fräulein Regina behält die Wohnung in meinem Hause. Es soll ihr an nichts fehlen."

Der Förster hatte kein Wort des Dankes für den Priester. Er zog seinen grauen Schnurbart zwischen die Lippen und zerrte ihn mit den Zähnen hin und her. „Es scheint mir," brummte er, „als wenn wir Nebel fingen. Das Mädchen besitzt ein Häuschen, einen Garten und führt eine geschickte Nadel. Es wird sich leicht durchbringen für alle Zeiten."

„Ja, wie alle jene weiblichen Geschöpfe," setzte der Pfarrherr streng bei, „welche auf ihre Nadel angewiesen sind: armselig, kümmerlich, abgezehrt und elend, mit durchwachten Nächten und banger Sorge vor dem geringsten Leid, welches die Nadel hemmen könnte. Offen

gestanden, Herr Förster, es hätte mir weit besser gefallen, wenn Sie gesagt hätten: „„Mein Haus steht verwaist. Keine weibliche Hand schaltet und waltet darin. Fräulein Regina sei mir als die Braut meines Sohnes willkommen!““

Der Förster wich einen Schritt zurück und sah den Redner groß an, die Lippen halb geöffnet wie zu einer Frage. Es währte lang, bis er antwortete: „Dieses Mädchen taugt in kein Jägerhaus. Unser Geschäft ist streng und rauh. Regina, wie Sie selbst sagen, ein zartes Pflänzchen. Ich glaube nicht …“

„Ei was?“ unterbrach ihn der Schulze eifrig, „man gibt sich aus Liebe gegenseitig nach. So wird die goldene Mitte gefunden. Sie sollten unter den Strahlen dieser Sonne neu aufleben, wie ein Jüngling.“

Waldau verneinte mit dem Haupte und sah finster vor sich hin. „Jedenfalls,“ entschied er sich endlich, „müßte ich zuerst mit meinem Robert darüber sprechen.“

„Seit wann bittet der Vater den Sohn um Erlaubniß?“ fragte der Priester vorwurfsvoll.

„Seit es der Hausfriede erfordert,“ entgegnete der Jäger kurz, rückte zum Gruße die Mütze und ging. Erstaunt sahen ihm seine Begleiter nach.

Der Herr Pfarrer besuchte Regina jeden Tag und sorgte für ärztliche Hülfe. Er war hocherfreut, daß seine Worte ein williges Herz trafen, welches sich in stiller Ergebung den Rathschlüssen des Herrn fügte, und daß

mit der Hebung des Geistes unter den Anordnungen des Arztes auch die Jugendfrische des Körpers wiederkehrte. Die Besuche dieses Herrn fielen natürlich Niemand auf. Es kam aber Abend um Abend noch ein anderer Herr, der den Nachbarn zu denken gab. Es mochte ihnen sein herausforderndes und doch scheues Auftreten, die mit Sorgfalt gewählte Kleidung, das zierlich gestutzte Bärtchen und die grüne Mütze mit der Spielfeder, keck auf die Seite gerückt, nicht gefallen. Die Männer sahen der Erscheinung befremdet nach, die Frauen neigten flüsternd die Köpfe zusammen. Es war — Robert Waldau.

Regina sah dem jedesmaligen Erscheinen des jungen Mannes mit großer Beklemmung entgegen. Sie fühlte eine unerklärliche Angst, eine Unruhe, die sie nicht bemeistern konnte. Dennoch wagte sie es nicht, diesen Gefühlen Worte zu leihen. Robert benahm sich so zurückhaltend und tactvoll, aus jedem seiner Worte klang so viel herzliche Theilnahme, daß eine ähnliche Aeußerung ihn schwer hätte kränken müssen. Nur manchmal, wenn der junge Mann sich unbemerkt glaubte, flammte sein dunkles Auge unheimlich auf und hing mit verzehrender Gluth an der schlanken Gestalt. Im nächsten Momente haftete es wieder ruhig auf einem andern Gegenstande. Nur das Roth seiner Wangen schien in solchen Augenblicken tiefer gefärbt.

Robert zeigte sich eines Abends ungewöhnlich nieder-

geschlagen. Er sprach wenig und abgebrochen. Statt der Worte hauchten unterdrückte Seufzer über seine Lippen. Regina nahm keinen Anstand, ihn um die Ursache zu fragen. „Lassen wir's!" antwortete er ausweichend. „Anstatt zu trösten und zu erheitern, würde ich kaum vernarbte Wunden wieder aufreißen."

„Wunden, die dem Herzen geschlagen wurden, heilen niemals," versicherte die Waise wehmüthig. „Vielleicht schmerzen sie mit der Zeit weniger. Das ist Alles, was wir hoffen können."

„Wir? — Ich, Fräulein Regina, ich hoffe von der Zeit gar nichts. Da eben wurzelt mein Unmuth und mein Schmerz. Ich sehe jedem neuen Tage mit neuem Schrecken entgegen. Wer ist mir Bürge, daß nicht abermals ein Blitzstrahl niederfährt und ein theures Glied für immer aus unserer Mitte reißt?"

Regina senkte das bleiche Antlitz und preßte beide Hände gegen die Brust. Der schreckliche Gedanke, mit dem sie Tag und Nacht rang und kämpfte, trat durch diese Worte als Wirklichkeit vor ihre Seele.

„Es wäre gräßlich," fuhr Robert fort. „Wenn ich nur daran denke, so gährt und siedet's in mir. Verflucht seien die Menschen, die ihre Mitbrüder um des Ehrgeizes willen an die Schlachtbank liefern. Ich sage Ihnen: wenn unserem Markus ein Haar gekrümmt wird, so lasse ich den Vater, die Jägerei und Alles im Stich und ruhe und raste nicht, bis er hundertfach gerächt ist."

„Die Rache gehört dem Herrn allein," mahnte Regina eindringlich. „Machen Sie durch einen übereilten Schritt Ihren betagten Vater nicht doppelt unglücklich." Sie konnte bei diesen Worten dem Jünglinge, welcher drohend die Hand erhoben hatte und dessen Auge wild flammte, ihre Achtung nicht versagen. Er schien ein anderer, ein besserer Mensch geworden zu sein, seit er den Bruder verloren hatte.

„Man lernt ein Gut erst schätzen," sprach Robert ruhiger, „wenn es verloren geht. Markus und ich stritten und haderten oft. Ich verstand in meiner rauhen Jägermanier sein stilles, sinniges Wesen nicht. Jetzt fehlt er mir überall, denn Markus war das vermittelnde Element im Hause. Der Vater läßt sich jeden Tag weniger von mir leiten."

„Sparen Sie kein gutes Wort!" rieth Regina. „Ihr Bruder gewann ihn stets durch Milde."

„Markus hatte einen entschiedenen Einfluß auf den Vater, ich nicht. Meine sanften Worte verspottet er in guter und schlechter Laune. Zu strenger Rede habe ich als Sohn kein Recht. Nein," fuhr Robert nach kurzer Pause fort, „es kann und muß geholfen werden, aber auf einem andern Wege."

Regina sah den Jüngling fragend an.

„Sie ahnen, was ich sagen will? Ja, mein verehrtes Fräulein, Ihr umsichtiges Auge, Ihre milde Hand allein könnten rettend eingreifen, bis Markus wieder-

kehrt. Sie werden mehr vermögen — ich ahne es —, als selbst mein Bruder."

„Wie soll das geschehen?" fragte die Jungfrau erstaunt.

„Sie stehen allein, Fräulein Regina, ohne männlichen Schutz, wir ohne weibliche Fürsorge. Deßhalb machte ich meinem Vater den Vorschlag, Ihnen unser Haus als zweite Heimath anzubieten und Alles, was wir besitzen. Mit Freuden ging er darauf ein. Unser Haus bietet Raum für zwei und drei Familien. Sie können frei darin schalten und walten. Es soll meine heilige Aufgabe sein, jeden Ihrer Wünsche zu errathen und zu erfüllen, bevor er über Ihre Lippen kommt. Welch eine Freude müßte es für unsern Markus sein, Fräulein Regina bei der Heimkehr als die liebevolle Pflegerin seines Vaters zu finden?"

Regina überkam bei diesem überraschenden Anerbieten ein eigenthümliches Bangen. Waren diese Worte so rein und klar, wie sie von den Lippen strömten, oder bargen sie in ihrem Schoße eine versteckte Absicht? Sie ließ sinnend das Haupt sinken und mannigfache Zweifel bestürmten ihre Brust. Plötzlich erhob sie das Auge. Es traf voll und fest auf den feurigen, glühenden Blick des leidenschaftlichen Jünglings, der sich in ihre Seele zu bohren schien. Ihr Herz zuckte schmerzlich zusammen. Dunkle Ahnungen stiegen in ihr auf. Ihr Entschluß stand fest. Ruhig gab sie zur Antwort: „Haben Sie

meinen besten Dank, Herr Waldau, für Ihre Güte gegen eine arme Waise. Sollte ich je in Noth gerathen, so werde ich vor Allen um Ihre Hülfe bitten. Sie wissen übrigens selbst, daß eine Jungfrau, die als Waise in der Welt steht, Rücksichten nehmen muß, die Hunderte nicht erwägen und nicht fassen. Deßhalb bin ich fest entschlossen, in dieser kleinen Wohnung zu bleiben und von meiner Hände Arbeit zu leben. Bitten Sie Ihren Herrn Vater, manchmal zu mir zu kommen. Ich will es gewiß nicht an guten Worten fehlen lassen. Wie lang mag der Krieg noch währen? Vielleicht sendet der liebe Gott bald unsern Markus wieder, und dann können wir gemeinschaftlich ausführen, was uns das Beste scheint."

Robert bot seine ganze Ueberredungskunst auf. Die Waise blieb bei ihrem Entschlusse. Er schied freundlich wie immer, ohne sich merken zu lassen, wie sehr ihn die ablehnende Antwort verletzte.

Zu Hause angekommen, ließ Robert seinem Unmuthe freien Lauf. Einen Hühnerhund, der ihm mit freudigem Schmeicheln entgegeneilte, schleuderte sein Fußtritt gegen die Wand, daß er das Heulen vergaß. Ein krummbeiniges Dächslein, das sich bei diesem Auftritte scheu zurückzog, wurde am Kragen aus seinem Schlupfwinkel gerissen und in Ermanglung einer Peitsche mit dem Absatze des Stiefels bearbeitet, daß es in allen Tonarten winselte. Nach diesen Heldenthaten stieg der junge Waidmann spornstreichs in den Keller und holte einen Korb

Wein. Seinem Vater, der im Garten saß, rief er durch das Fenster hinaus zu: „He da, alter Griesgram, wo munkelst du denn herum? Herein! Wir haben ein Wort mit einander zu reden. Der Abendtrunk steht auf dem Tische. Herein, altes Haus, immer fidel!" —

Beide saßen an ihren gewohnten Plätzen und fröhnten ihrer gewohnten Leidenschaft. „Also," hub Robert an und füllte die Gläser, „bei der gnädigen Fräulein Schul- und Nähmamsell in spe war ich. Sie läßt dem Herrn Förster für die zugedachte Ehr' schön danken."

Der Förster athmete bei diesen Worten leicht auf, als sei ihm eine Last vom Herzen genommen.

„Ich habe der Jungfer die Sache so hübsch ausgemalt, daß ich fest glaubte, das Fischlein würde anbeißen. Fehl geschossen — weit fehl!"

„Desto besser!" meinte der Vater, hob sein Glas und leerte es bis zur Neige. „Geier und Lerche nisten niemals zusammen."

„Auch fehl geschossen, denn Vögel und Menschen sind zweierlei Dinge. Sie hätte unser verlästertes Hauswesen wieder zu Ehren und Ansehen gebracht. Doch kein Baum fällt auf einen Hieb. Ich sage dir, Vater, die Geschichte muß noch in Ordnung kommen. Ich hab' meinen Kopf darauf gesetzt. Sie muß wollen!" —

Robert äußerte sich mit solcher Entschiedenheit, daß der Förster nicht zu widersprechen wagte. Er war nämlich seit dem Vorfall im Walde das willenlose Werkzeug

seines Sohnes geworden. Suchte er jemals zu widerstehen, um seinen eigenen Willen durchzusetzen, so blendete ihn Robert mit dem Gelde, das sie „geerbt" hatten, oder berückte ihn mit starken Getränken, die er freigebig auf den Tisch pflanzte. Selten widerstand der schwache Mann dieser Lockung. Schlug sie aber fehl, so rückte ihm Robert den Schuß im Walde als Schreckensgespenst vor die Augen. Der Förster fuhr jedesmal ingrimmig dagegen auf, hitzig sein Recht der Nothwehr vertheidigend, erlag aber jedesmal der dämonischen Gewalt seines eigenen Kindes, welches ihm das Wort im Munde verdrehte und mit schamloser Frechheit an dem eigenen Erzeuger zum Verräther zu werden drohte.

„Ich denke mir wohl," fuhr Robert nach kurzer Unterbrechung fort, „wo es fehlt. Wir können dem schönen Kinde nichts bieten. Unser Haus, wir selbst sind verrufen. Die zarte Jungfrau befürchtet, in eine Räuberhöhle zu kommen." Sein lautes, rohes Gelächter begleitete diese Worte.

„So laß die Jungfer, wo sie ist," wehrte Waldau unwirsch. „Sie wird uns jede Freude versalzen und nur Unglück in's Haus bringen."

„Nein, nein!" rief Robert heftig, „sie muß her, sie soll unser Glücksstern werden. Die Zeit bringt Rosen. Ich gestalte unser Haus um, neu, prachtvoll, ich schaffe Möbel und Kleider, ich besorge Vorräthe für Küche und Keller. Dann wollen wir sehen, ob sich die Taube

nicht in meinem Netze fängt? Sie soll hier schalten und walten und bleiben für alle Zeit."

„Für alle Zeit?" fragte Waldau stutzig. „Höchstens bis unser Markus kommt."

„Markus kommt nie mehr," versetzte Robert und ließ seine erregte Stimme wie im tiefsten Leidwesen sinken. „Die Deutschen können den gewaltigen Leu nicht bändigen. Er schmettert sie nieder wie bei Jena und Auerstädt. Die Gebeine von Tausenden werden auf den Schlachtfeldern bleichen. Wer nicht fällt, wandert in die Gefangenschaft."

„Unser Markus kann unter den Geretteten sein," opponirte der Förster, der ausgesprochenen Hoffnung, die er selbst nicht theilte, mit dem Glase nachhelfend.

„Er ist nicht dabei," behauptete Robert so fest, als hätte er den Todtenschein seines Bruders in Händen. „Gestern zerschlug ich im Wald' drei Todtenköpfe,*) die mich Stunden lang verfolgten. Die ganze Nacht saß ein Todtenvogel auf dem Baume vor meinem Fenster und krächzte mir unablässig in die Ohren. Erst gegen Morgen schlief ich ein und versank in klare, aber fürchterliche Träume. Ich sah Markus mitten auf einem weiten Schlachtfeld. Den Fuchssteiner und viele Hunderte hatte ein Kartätschenhagel zerrissen. Ihre Glieder zuckten am

*) Schmetterlinge, die im Aberglauben mancher Landleute eine Rolle spielen.

Boden. Grenadiere umringten unsern Markus. „„Pardon! — Pardon!““ flehte er in seiner Todesangst. Zehn Bajonette durchbohrten zugleich seine Brust. Mit Blut überströmt sank er zu Boden. Die Franzosen marschirten singend über seine Leiche. Puh, das war gräßlich! Markus kehrt niemals wieder.“

Robert schwieg. Der Vater stützte sein Haupt auf die Hand und seufzte tief. Eine Thräne rann im Dunkel über die wettergebräunte Wange. Er selbst hatte den Todtenvogel gehört und ähnlich geträumt. Diese Zeichen galten ihm für untrüglich. Er glaubte fest an das gräßliche Ende seines Sohnes. Der heftigste Schmerz bemächtigte sich seiner, der im nächsten Momente unter dem Drucke des Weines in Wuthausbrüchen sich Luft machte. Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe sprangen. Ein gräßlicher Fluch entfuhr seinen Lippen. „Alle Wetter müssen diese Franzosen tausend Klafter tief in Grund und Boden verschlagen! Sie sollen meinen Sohn nicht umsonst gemordet haben. Aug' um Aug', Zahn um Zahn! Ich schwöre diesen Hunden Rache bis in's Grab!“

„Jeder Schuß gilt seinen Mann,“ rief Robert auffahrend. „Die Franzosen mögen Sieger bleiben über Alle, sie mögen noch Tausende schlachten, — uns sollen sie nicht treffen. Wir wollen mit diesen Horden einen Krieg führen, daß sich ihre Haare gegen den Himmel sträuben.“

„Alles Blut komme über den vermaledeiten Franzosen-Kaiser!“ stammelte Waldau mit schwerer Zunge, um sein Gewissen zu salviren. „Selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird.“

„Ich hab' heute eine Festung erspäht, die alle Spione der großen Armee nicht wittern sollen, eine Felsenkluft, mitten im Gebüsche, welche die Heerstraße auf zehn Minuten beherrscht. Dort ist unser Posten. Dort sollen unsere Büchsen knallen und Manchem das Licht ausblasen. Wir werden noch mehr als eine Erbschaft antreten, bevor der Krieg zu Ende geht. Warum nicht? Es ist unsere Pflicht, für die verlassene Braut des gemordeten Sohnes und Bruders zu sorgen. Wir brauchen also Geld, viel Geld. Haben wir genug, so wird dieses Haus verkauft, die lumpige Försterei an den Nagel gehängt. Wir leben als reiche, unabhängige Leute. Ein sorgenfreies Alter, mein lieber Vater, soll dir blühen.“

Die Stirne des Försters legte sich in finstere Falten. Seine Gesichtsmuskeln arbeiteten heftig und die Hand umspannte krampfhaft das Glas. „Laß das!“ wehrte er unschlüssig. „Unsere Rache hat einen besseren Grund.“

„Was nützt den Todten das Geld?“ fragte Robert kalt dagegen. „Mit demselben Recht, welches dir die Erbschaft im Walde in die Hände spielte, kannst du jede andere antreten. Ja, doppelt gerechtfertigt vor Gott

und der Welt, denn Alles ist in Deutschland gestohlenes Gut."

Der Förster widersprach nicht weiter. Sei es, daß ihm die Gründe einleuchteten, sei es, daß er seine Gedanken nicht mehr sammeln konnte. Robert schmiedete im Stillen Pläne. Sie trennten sich nicht eher, bis der letzten Flasche der Hals gebrochen war.

In den nächsten drei bis vier Wochen regten allerlei beunruhigende Gerüchte das Dorf und seine Umgebung auf und erhielten die Leute in beständiger Spannung. Bald hieß es, die Freiheitskämpfer seien weit da drinnen im Schlesischen in Gefangenschaft gerathen, bald Ulrich Fuchssteiner, bald Markus Waldau oder einer ihrer Begleiter sei gefallen. Die Fama griff begierig solche Dinge auf, colportirte sie weit und breit und sorgte für die nöthigen Zusätze und Ausschmückungen. Im Hause des Schulzen, dem Centralpunkt der dorflichen Politik und Staatsweisheit, wurde jedes Wort getreulich referirt. Regina, deren Herz jede neue Trauerkunde wie ein Dolchstich durchbohrte, weinte Stunden lang im Stillen. Ihr zu Liebe unternahm es der Vorsteher, den einzelnen Gerüchten ernstlich nachzuspüren. Er gelangte nie zum Ziele. Dieser hatte es von jenem, jener wieder von einem Andern gehört und zuletzt verloren sich alle Spuren im Walde oder auf der Landstraße, wo ein Jäger, ein Postillon, ein Kurier oder der „bekannte Fremde" es gesagt haben sollte. Regina athmete stets wieder auf

und suchte das Feuer der Hoffnung anzufachen, bis ein neues Gerücht ihr Herz traf und ihre erregte Phantasie beschäftigte.

Auf der andern Seite interessirten sich die Leute um das Forsthaus und seine Bewohner. Den alten Förster erblickte Tage lang kein menschliches Auge. Um so thätiger trat sein Sohn auf. Das Haus wurde vom First bis zum Keller renovirt und bekam innen und außen ein neues Gewand. Robert leitete die Reparaturen, trieb die Handwerksleute an und sorgte mit unermüdlicher Thätigkeit für Alles. Sobald die Räumlichkeiten in ihrem neuen Schmucke fertig standen, ließ er hübsches, polirtes Meubel aus der Stadt kommen. Die Fuhrleute mußten schon vor dem Dorfe von der Straße ablenken, damit sie das Haus des Vorstehers passirten. Robert bezahlte Alles baar. Die Leute staunten, riethen hin und her, erschöpften sich in endlosen Vermuthungen, aber Keiner konnte sicher angeben, womit und warum es geschah.

Der junge Forstmann setzte inzwischen seine Besuche bei Regina nicht aus. Er fand sie niemals allein. Waren nicht Jugendfreundinnen aus dem Dorfe da, so befanden sich die Kinder des Vorstehers, welche der Mutter entbehrten, in ihrer Umgebung. Robert schien das nicht zu geniren. Sein artiges, zurückhaltendes Benehmen und seine herzliche Theilnahme blieben sich immer gleich.

Unter allen diesen Gerüchten, Sorgen, Thränen, Arbeiten und Plänen kam der Herbst. Robert lag eines

Sonntags Vor- und Nachmittag breit an seinem Fenster, während die Leute zur Kirche vorbei gingen. Es freute ihn, wie die Meisten schüchtern an dem stattlichen Hause, welches nun fertig und eingerichtet dastand, hinansahen und demüthig ihre Mützen abnahmen. Selbst noch am Abend behauptete er seinen Platz, wiewohl selten mehr Jemand des Weges kam.

Die meisten Familien saßen oder standen in kleinen Gruppen vor ihren Thüren, um die Abendfrische zu genießen. Vom sogenannten Kirchberg her hörte man Burschen und Mädchen ihre bald wehmüthigen und tiefernsten, bald munteren und auch jauchzenden Volksweisen in vollem, geübtem Chor singen, wie solches in vielen Dörfern des Spessart Sitte ist. Auch der Vorsteher mit seiner Familie verbrachte den Abend im Freien. Man benützte die Bank, welche die ganze Fronte des Hauses entlang lief. Regina hielt das jüngste Kind, welches sanft entschlummert war, auf ihrem Arme. Ein rosiger Hauch röthete seine Wangen und der Abendwind spielte in den blonden Locken. Zwei ältere Knaben tummelten sich zu ihren Füßen. Der Vorsteher berieth mit den Knechten über die Arbeit des morgigen Tages. Seine Schwester, welche das Hauswesen führte, ging geschäftig ab und zu. Stolpernde Schritte von der Straße her, und zurechtweisende Worte unterbrachen die Ruhe der Familie. „Nur da hinein!“ hieß es. „Der Schulze ist daheim.“

Die Knaben schmiegten sich furchtsam an Regina,

denn eine häßliche Gestalt humpelte, auf einen Krückstock gelehnt, dem Hause zu. Die langen, struppigen Haare, welche eine schmutzige, zusammengepatschte Mütze nach Art der österreichischen Feldkappen bedeckte, hingen wirr und zersaust um den großen Kopf. Drei breite, schwarze Pflaster entstellten das häßliche, gedunsene Gesicht. Die Augenlider und buschigen Brauen schienen verbrannt und geschwollen. Sie verdeckten den stechenden Blick der kleinen, tiefliegenden Augen. Die rechte Hand führte die Krücke, die linke ruhte in einem Tragbande. Der rechte Fuß war am Knie steif gebogen und über und über mit Lumpen umhüllt. Eine zerrissene, schäbige Uniform, die keine Farbe mehr erkennen ließ, verrieth den ehemaligen Soldaten.

Der Vorsteher erwiederte den Gruß des Invaliden, der sich als Freiheitskämpfer zu erkennen gab, lud ihn zum Ausruhen ein und gab seiner Schwester, welche den Fremden argwöhnisch fixirte, einen Wink. Sie ging in das Haus zurück und brachte auf einem Holzteller Dürrfleisch, Brod und ein Glas Branntwein. Die Freude bei dem Anblicke dieser Gabe verzerrte die Fratze des Soldaten noch mehr. „Vergelt's Gott tausendmal!" dankte er, sich auf die Bank niederlassend, und griff gierig zu.

„Das erquickt wie himmlisches Manna nach einem solchen Marsche mit verstümmelten Gliedern, unter Hunger und Elend."

„Woher des Landes?" fragte der Vorsteher.

„Von der Maingegend, sechs Stunden unter Frankfurt."

„Woher des Weges, hätte ich fragen sollen," corrigirte sich Spannried.

„Von der Lausitzer Grenze durch's Erzgebirg über Hof und Bamberg."

„Sind die Wege frei?"

„Ich passirte ungenirt durch Freund und Feind. Mich nimmt Keiner mehr gefangen."

Alle betrachteten mit dem innigsten Mitleid den unglücklichen Menschen. Regina dachte mit Grauen und Beben daran, wie wohl Markus und seine Freunde dereinst wieder kommen würden.

„Wie steht's im Felde?" examinirte der Schulze weiter. „Ihr waret Zeuge und könnt uns reinen Wein einschenken."

„Ich kann wenig erzählen," bedauerte der Invalide, „und Gutes gar nichts. Seit langen Wochen liege ich in dem Nothspital einer kleinen Stadt an der schlesischen Grenze. Die Blessirten, welche von Zeit zu Zeit eingeschafft wurden, erzählten mir mißmuthig, daß es Schläge auf Schläge gebe, weil die Generale nicht harmonirten und deßhalb immer weiter nach Schlesien retirirten. Es mußte wahr sein, denn nach wenigen Tagen zogen die Franzosen unter Kanonendonner in die Stadt. Sie warfen alle Kranken aus dem Spittel, um für ihre Leute Platz zu machen. Wer nicht laufen konnte, verkümmerte auf der

Straße. Ich schleppte mich durch die Franzosen und immer weiter, so gut es ging, und hörte seitdem nichts Verlässiges mehr."

Es drängte Regina mit aller Macht, bei dem Fremden, der ja vom Heere kam, Erkundigungen einzuziehen. Sie mußte ihren ganzen Muth zusammennehmen, um mit beklommener Stimme die Frage zu thun: „Kämpften Sie auf Seite der Alliirten?"

„Ich kämpfte seit meiner Aushebung unter den Fahnen der Rheinbundstaaten. Wir hatten keinen eigenen Willen, sondern wurden von den Franzosen da- und dorthin commandirt. Als sich aber Preußen erhob und auch Oesterreich den Krieg erklärte, benützten wir die erste günstige Gelegenheit, eine ganze Compagnie, und gingen mit Sack und Pack über. Wir stießen auf ein österreichisches Detachement und wurden mit Jubel empfangen. Es war ein herrlicher Tag, der letzte, an dem ich mich meiner gesunden Glieder erfreuen sollte."

„Aha," meinte der Oberknecht, „die Franzosen setzten Euch nach, um die Ausreißer wieder beim Schopf zu nehmen."

„Es mag sein. Wir wurden noch in der Nacht angegriffen und zogen uns in Ordnung vor der Uebermacht zurück. Ich marschirte mit der Nachhut. Die Kanonade hatte aufgehört. Ein einziger Knall donnerte vereinzelt noch aus der Ferne herüber. Eine Granate schlug ein, sprang und warf mich besinnungslos zu Boden.

Als mein Bewußtsein wiederkehrte, lag ich in einem Lazareth, verstümmelt, mit Blut überströmt und nothdürftig verbunden. Jetzt habt Ihr meine ganze Geschichte, das Ende voraus, den Anfang zuletzt."

Regina, welche nach dieser Erzählung weitere Fragen für erfolglos hielt, gab dem Soldaten ein reichliches Geldgeschenk für's Nachtlager und die Weiterreise.

„Habt tausend Dank, schönes Fräulein," grinzte der Invalide sich erhebend und schielte in die halb geöffnete Hand. „Es ist doch gut, wenn man jedes Versprechen hält. Ich hätte das Dorf ruhig liegen lassen, wenn nicht ein kleiner Auftrag, den ich übernommen, mich hierher gezogen hätte."

„Von wem?" fragte Regina hastig und ihr Blick hing erwartungsvoll an den Lippen des Fremden.

„Ach Gott!" seufzte der Invalide, „es ist eine traurige Geschichte. Junges Blut, Morgens roth — Abends todt."

Regina zitterte am ganzen Körper. „Um Gottes willen," bat sie angstvoll, „so sprecht!"

„Ich weiß nicht, warum das gute Fräulein in Schrecken geräth? Mein Auftrag gilt dem Herrn Vorsteher."

„So sprecht und macht's kurz!" mahnte dieser herzutretend, um der Ungewißheit ein Ende zu machen.

„Nun ja," meinte der Invalide und lehnte sich bequem auf seine Krücke, „ein paar Stunden, bevor die Franzosen das Spittel stürmten, wurde ein junger Mann in unsern Saal gebracht, mit todesblassen, schmerz-

entstellten Zügen. Eine Flintenkugel war ihm durch den Leib gegangen. Die Feldscherer schüttelten die Köpfe, verbanden den Armen in Eile und machten sich wieder über Andere. Mich dauerte das junge Blut. Ich brachte dem Sterbenden Wasser und sprach ihm ordentlich Trost zu. An meiner Sprache erkannte er den Landsmann und drückte mir mit letzter Kraft und gebrochenem Auge die Hand. „„Kamerad““, — flüsterte er todesmatt — „„du wirst heimkehren. Geh' in mein Dorf, suche den Vorsteher auf und erzähle ihm mein Ende. Bring meinen letzten — Gruß an — — —““

„Seine Stimme sank zu einem unverständlichen Flüstern. In wenigen Secunden hauchte er sein junges Leben aus."

Regina streckte in wahrer Todesangst dem Erzähler beide Hände wie zur Abwehr entgegen. „Sein Name?" stöhnte sie schmerzlich, das große Auge starr auf den Soldaten gerichtet.

„Hm, der Name?" meinte dieser. „Doch ja, ein Jägerssohn — es waldet sich — ja — ja, so hieß er — Markus Waldau."

Die Waise sank lautlos zusammen. Alle eilten ihr jammernd zu Hülfe. Man trug sie in ihr Stübchen. Der Knecht sprang nach dem Herrn Pfarrer. Der Vorsteher und seine Schwester bemühten sich, die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen.

Der Invalide hinkte brummend von dannen. Da

und dort bat er um ein Almosen. Auch am Försterhause. „Ich bin ein armer Krüppel," klagte er, „und doch zufrieden. Andere kommen niemals wieder. Gott sei ihnen gnädig!" —

Robert drückte ihm eine blanke Krone in die Hand und nickte bedeutungsvoll. Der Invalide humpelte weiter. Sobald er aber das letzte Haus des Dorfes im Rücken hatte, machte er einen Luftsprung, schwang seinen Krückstock, riß die Pflaster ab und verschwand im Dunkel des Waldes.

VI.

— Eiskalte Lippen drückten den Kuß
Auf seine zitternden Wangen,
Und Leichenduft und Todtengruß
Umweht ihn, und hält ihn umfangen,
Da sinkt er zurück,
Es bricht der Blick. —
Und die Braut hat den Liebsten gefunden
Dort unten! —

Th. Körner.

Der alte Wegmacher Haun, in der ganzen Umgegend unter dem Namen Chaussee-Heine bekannt, keuchte in aller Frühe durch das Dorf. Er stürmte auf den Kirchberg zu und sah weder links noch rechts, wiewohl die Leute, welche aus der Messe kamen, ihn neugierig anstaunten.

„Herrje!" lachte eine junge Bäuerin, „dem muß ein reicher Vetter in Holland gestorben sein. Seht nur, sein Gesicht strahlt vor Freude, wie ein Brennglas unter der Sonne!"

„Glaub's nicht," meinte ihre Begleiterin mit kluger Miene. „Der Chaussee-Heine ist ein Leistreter. Ja, Ambo, Tern' und Quatern', das sind die Vögel, denen er Netze stellt. Vielleicht hat's Glück eingeschlagen."

„Wollt's ihm gönnen," meinte die Bäuerin, während der Wegmacher unaufhaltsam die Staffeln hinaneilte. Jetzt stand er vor dem Herrn Pfarrer und dem Vorsteher, welche so eben mit einander aus der Kirche getreten waren, schwang seine Mütze mit dem Blechschilde in der Luft und verkündete mit lauter Stimme: „Ein großer Sieg ist bei Leipzig errungen. Drei Tage hat der Kampf gewährt. Der Franzosenkaiser ist auf's Haupt geschlagen und in voller Flucht nach dem Rheine."

„Woher habt Ihr das?" drängten Pfarrer und Schulze zugleich, zweifelhaft und in freudigem Schrecken.

„Ein Estaffettenreiter sprengte an mir vorbei. Sein Pferd war über und über mit Schaum bedeckt. Er rief mir die Siegesbotschaft zu und ich eilte sogleich hierher, wo ich die Herrn zu treffen hoffte."

„Wenn sich doch die Leute nicht verlaufen hätten!" rief der Geistliche. „Wir würden sofort ein feierliches **Te Deum** anstimmen." Mit diesen Worten erbat er sich die Dose des Wegmachers und füllte sie aus seiner eige-

nen bis zum Rande. Er wußte, daß er dem Siegesboten keine größere Freude bereiten konnte. Hochbeglückt ging der ehrliche Alte, welcher jedes Trinkgeld entrüstet zurückgewiesen haben würde, davon und rief nun seine Siegeskunde in alle Thüren und Fenster, wo sich Leute zeigten.

„Gott sei Lob und Dank!" sprach der Pfarrherr mit gefalteten Händen und innigem Gefühle. „Endlich wird der Herr die Geißel, welche seit Jahren unser schönes Vaterland zerfleischt, von uns nehmen. Ruhe und Frieden werden auf's Neue in unsere Gauen einziehen. Wir können wieder ungestört unser Feld bebauen, unser Hauswesen ordnen und in unentweihten Kirchen unsere Andacht verrichten. Der Herr sei gelobt und gebenedeit!"

„Wenn die Franzosen auf der Retirade nach dem Rheine sind," meinte der Vorsteher überlegend, „so sei uns Gott erst recht gnädig! Sie werden den Siegern kein Loth Fleisch, keinen Bissen Brod und keinen Grashalm übrig lassen, um sich und ihre Rosse zu ernähren. Die französischen Horden sind Meister in der teuflischen Kunst der Vernichtung bis zum letzten Körnchen."

„Wir wollen das Beste hoffen. Einzelne Haufen, die weniger zu fürchten sind, können zu uns verschlagen werden. Die Hauptmasse der Flüchtigen wird sich jedenfalls durch Thüringen Bahn brechen. Sie müßten befürchten, mit den Bayern, welche ihnen gleichfalls den

Krieg erklärt haben und jedenfalls gegen Würzburg heranziehen, in ernste Collision zu gerathen."

„Ich fürchte den kleinsten Haufen. Was können wir gegen fünfzig oder hundert Bewaffnete ausrichten? Wie wird diese verwöhnte Soldateska durch ihre Niederlage erbittert sein? Sind einmal die Leidenschaften losgelassen, so lechzen solche Banden selbst nach Rache an wehrlosen Frauen und Kindern. Und dann" — setzte der Sprecher leise bei — „unser Spessart steht blutigroth in ihrem Schuldbuche. Wie viel fehlte denn, so wäre uns vor drei Tagen von einem wüthenden Haufen invalider Krüppel das Dorf über dem Kopfe angezündet worden? Hätten wir nicht so entschlossen die Stirne geboten, so dürften wir heute unter freiem Himmel schlafen."

„Es ist nicht zu läugnen," sprach der Pfarrer traurig, „daß gerade die meisten dieser schlechten Mordthaten in unserer Gegend passiren. Die Leute verloren auf ihrem Zuge durch den Wald drei Offiziere, welche eine Strecke voraus marschirten. Sie fanden die Erschossenen in ihrem Blute schwimmend und beraubt. Das muß ein ehrliches Soldatenherz zum Kochen bringen."

„Schlechte Mordthaten sagen Sie?" wiederholte der Schulze unwillig. „Wie viele Tausende unserer Brüder haben diese Horden muthwillig hingemordet? Ein Bauernherz kocht auch. Der Einzelne kann nicht gegen Compagnien in's Feld rücken. Er verläßt sich auf sein gutes Rohr und seinen Wald."

„Ja wohl," versetzte der Pfarrherr zurechtweisend, „um Unschuldige, die vielleicht mit Gewalt zum Kriegsdienste gepreßt wurden, wie wilde Thiere wegzuschießen. Es ist das so schlecht und verwerflich, wie das Vorhaben dieser Invaliden, die Hab' und Gut unserer unschuldigen Mitbürger aus Rache dem Feuer überliefern wollten."

Dem Schulzen wollten die Erklärungen des Geistlichen nicht einleuchten. Er theilte die Ansicht seiner Bauern, welche durch den langjährigen Druck und den Krieg nicht weniger erbittert und verwildert waren, als die Soldaten. Etwas mehr Recht oder Unrecht wurde nicht auf die Wagschale gelegt, wenn man nur die Gewalt in Händen hatte. Er wollte dem Herrn Pfarrer nicht direct widersprechen, sondern suchte mit den Worten auszuweichen: „Wir haben so schwer gelitten und so viel eingebüßt, daß sich jede Rache entschuldigen läßt. Wer wird den armen, geplagten Bauern je einen Heller ersetzen?"

„Die Rache gehört dem Herrn," entschied der würdige Seelsorger, „der auch unsere Verluste durch gesegnete Jahre wieder ausgleichen wird. Ich lobe und befürworte den offenen, ehrlichen Kampf für das Vaterland, für den häuslichen Herd. Wenn sich aber feiger Mord mit dem Raube an dem Getödteten verbindet, so ist das ein schweres Verbrechen vor Gott und der Welt."

„Sie nehmen die Sache zu streng," bemerkte der

Schulze achselzuckend. „Diese Franzosen sind unsere erklärten Feinde und unersättlichen Blutsauger. Also fort mit Schaden.“

„Ihre Ausreden sind eines Mannes und Christen unwürdig,“ entgegnete der Pfarrherr streng. „In unserem Walde wurden schon über zwanzig Leichen aufgefunden, in irgend ein Versteck geworfen, die klaffende Todeswunde in der Brust und beraubt bis auf's Unterkleid. Ich sage Ihnen: an den Händen der verruchten Thäter klebt Mörderblut. Gott verzeihe ihnen, denn sie wissen und kennen die Schwere ihrer Verbrechen nicht.“

„Jedenfalls sind's vortreffliche Schützen, die ihr Geschäft in der Uebung haben,“ bemerkte Spannried mit einem ironischen Lächeln und vielsagenden Blicke. Er brach mit diesen Worten die Unterhaltung kurz ab und entfernte sich, um seinen Geschäften nachzugehen. Der Pfarrer sah ihm mißbilligend nach. Die verschiedensten Gedanken und Vermuthungen durchkreuzten seinen Geist. Was Alle dachten und glaubten, was Keiner auszusprechen wagte, er allein wollte und konnte es nicht glauben, trotz der verrätherischen Zeichen, welche jedem Beobachtenden auffielen.

Um dieselbe Zeit saß Förster Waldau mit seinem Sohne Robert in einer kleinen Kammer, deren einziges Fenster in den Garten ging. Beide hatten sich gegen alle Jägerart sehr spät erhoben. Die schlaffen Gesichtszüge, die verwirrten Haupt- und Barthaare, die

rothgeränderten Augen, die trübseligen Blicke verriethen eine durchwachte Nacht. Statt des Kaffee's oder einer Morgensuppe setzte Robert Kirschengeist und Brod auf den Tisch, um die gesunkenen Lebensgeister zu erfrischen. Der Förster sprach dem Frühstücke zu, ohne ein Wort zu verlieren. „Platz!" kommandirte Robert, sich niederlassend und schob ein leeres Kästchen, welches auf dem Tische stand, auf die Seite. „Wärest du noch einmal voll, Scharteke! Der schielende Spitzbube sollte mir nicht mehr so leichten Kaufes durchkommen."

„Wir sind geprellt," sprach der Förster mit rauher, tiefer Baßstimme. „O, ich könnte dem Juden das Genick abstoßen!"

„Wozu? — Einen Zwischenkäufer müssen wir haben."

„So? — Einen Zwischenkäufer, der uns mit offenen Augen betrügt? Ich habe die halbe Nacht gehandelt und gefeilscht wie ein Bettler um ein getragenes Kleid und doch geprellt! Der Jude hat taxirt, gewogen und bezahlt, wie ihm beliebte."

„Wir kennen den Werth dieser goldenen und silbernen Dinge zu wenig. Da liegt der Haas im Pfeffer. Es läßt sich nichts machen."

„Was? Alle Hagel und Donnerkeile!" wetterte Waldau und schlug auf den Tisch. „Es soll mir nicht mehr passiren. Dem Spitzbuben Juden bin ich auf seine Schliche gekommen. Gute, werthvolle Gegenstände taufte

er polirten Flitter und Trödelkram, Kleinigkeiten erklärte er für ächt und brauchbar. So hat er uns Sand in die Augen gestreut, kostbare Kleinodien um eine Bagatelle erschachert und das Andere höchstens annähernd bezahlt. Nicht die Hälfte des wahren Werthes haben wir bekommen. Den soll — — —"

„Nicht ein Drittel," bestätigte Robert. „Das weiß ich."

„Also," eiferte der Förster, „geht man zu einem ordentlichen Kaufmann'! Es sind lauter ächte Ringe, Ketten, Uhren, Gold- und Silbertressen. Achtzig Dukaten ist ein Spottpreis."

„Ganz richtig," bejahte Robert, „aber unser Mittelsmann muß ein Jude sein. Jeder andere Geschäftsmann würde uns mit neugierigen Fragen belästigen und sogar Ungelegenheiten bereiten. Der Jude zahlt schlecht, aber er fragt nicht, woher, und ist verschwiegen wie das Grab. Nach unserer Ansicht führen wir einen gerechten Vernichtungskampf der Rache. Wer steht uns aber dafür, daß nicht mit der Zeit ein Gesetz fabrizirt wird, welches uns zu Todtschlägern stempelt? Es dürften nur die Welschen wieder an's Regiment kommen."

Der Förster zuckte bei dieser Erklärung, welche mit cynischer Ruhe und Ueberlegung vorgetragen wurde, sichtbar zusammen. Er preßte die Lippen sammt dem Barte zwischen die Zähne, zog die buschigen Braunen finster herunter und starrte schweigend auf den Tisch.

„Jetzt sind die Franzosen auf der Retirade," fuhr der Sohn fort. „Wie lange wird's dauern, so nehmen die Deutschen wieder Reißaus. Nein, es ist besser, 80 Dukaten und gesichert sein für alle Zeiten, als den Kopf in eine Schlinge stecken. Wir haben ein schönes Häufchen Geld beisammen. Noch einen oder zwei gute Fänge — unsere Rache ist gesühnt, die wilde Jagd wird aufgesteckt. Nicht?"

„Je eher, desto lieber," seufzte der Vater, dem der Angstschweiß auf der Stirne stand. „Ich sagte dir ja schon hundertmal: wir handeln recht und schlecht, wie man's nimmt."

„Freilich, jede Sache hat ihre zwei Seiten. Ich glaube aber fest, daß es einem Deutschen nicht zur Unehre und noch viel weniger zum Unrecht gereicht, wenn er diese Blutsauger, seine Tod- und Erbfeinde, niederschlägt, wo und wie er kann. Unser Gewissen ist gerechtfertigt. Das Weitere überlasse mir!" —

Der Förster nickte und sah scheu an dem jungen Manne auf. Er begegnete einer entschlossenen, trotzigen Miene. Um so weniger wagte er eine energische Einrede, aus Furcht, sie möchte wie immer mit einem schroffen Gegenwort oder einer Drohung beantwortet werden.

„Und jetzt, alter Griesgram," hub Robert nach längerer Pause wieder an, „setze ein anderes Gesicht auf! Ich will dir eine Neuigkeit verkünden, welche dein verschrumpftes Herz schwellen und ausdehnen soll, wie in

jungen Jahren. Unser Haus ist in Stand gesetzt, wie kein zweites in der Runde. Es fehlt nichts mehr hinein als die Wirthschafterin, die Hausfrau. Meine Wahl ist getroffen. Ich betrachte es als eine heilige Pflicht, für die Wittwe unseres lieben Markus — denn so nenne ich sie — zu sorgen. Sie soll unsere Hausfrau werden. Heute noch stelle ich meinen Antrag in aller Form."

„Und wenn dir seiner Zeit die Försterei entgeht?" warf der Vater bedenklich ein.

„So lache ich dem ganzen Forstamt und der hochweisen Regierung in's Gesicht. Ein Landgütchen wird gekauft und für dich obendrein eine kleine Jagd gepachtet, damit du deinem Vergnügen nachgehen kannst, ohne die Last des Dienstes auf den Schultern schleppen zu müssen. Einverstanden?"

„Und wenn unser Markus wieder käme?" fragte Waldau unruhig. „Der Invalide kann sich getäuscht haben. Ich gebe die Hoffnung nicht auf. Wie willst du dich rechtfertigen?"

„Markus kehrt nie wieder zurück," sprach Robert dumpf und scheinbar im tiefsten Schmerzgefühle. „Und wenn, so wird er einsehen, daß ich als Bruder, als ehrlicher Mann für Regina sorgen wollte, und gern verzeihen. Ich kenne ihn und habe Alles erwogen. Meine Wahl steht unabänderlich fest. Jedes weitere Wort ist in den Wind gesprochen."

Robert stand auf, um sich für den wichtigen Aus-

gang herzurichten. Der Förster stützte sein Haupt in die Hand und griff mechanisch nach dem Glase, welches ihm schon seit Monaten alle Sorgen, alle Scrupel wegschwemmen mußte. Er blieb unbeweglich an seinem Platze, schloß die Augen und träumte. Manchmal lächelte er hämisch, sein gefurchtes Gesicht verzog sich zu einem unheimlichen Zerrbilde. Er ballte die Fäuste und athmete tief. Im nächsten Momente schreckte er jäh auf, wie vor einem tiefen Abgrunde, um ermüdet wieder in den Halbschlaf zurückzusinken und neue Schreckensgestalten in seinem Traumgesichte auftauchen zu sehen.

Regina war seit dem verhängnißvollen Abend, wo ihr der Invalide die Todesbotschaft überbracht hatte, wie umgewandelt. Sie sah den letzten Rettungsanker, an welchen sie sich geklammert, ihrer Hand entwunden; aber keine Klage erleichterte ihr Herz, kein Seufzer entstieg ihrer Brust, keine Thräne kühlte ihr trockenes Auge. Ihre Züge standen straff, wie aus Erz gegossen. Der starre Blick, die tiefe Bläße des eingefallenen Gesichtes mußten erschrecken. Das Unglück schien ihr Gefühl getödtet, ihre Nerven aber gestählt zu haben.

Robert war hocherfreut, die Waise allein zu treffen. Ihre kleinen Freunde, welche sie gern umringten, waren bei dem Herrn Pfarrer in der Schule, ihre Altersgenossen und die Leute des Vorstehers bei der Arbeit. Sie selbst rührte emsig die Nadel, um für die Frauen des Dorfes Putz und Kleider zu fertigen. Kalt sah Robert seinen

freundlichen, ehrerbietigen Gruß erwiedert. Regina achtete nicht darauf, daß der junge Mann mit einer gewissen feierlichen Miene ihre Schwelle überschritt und noch weniger auf das schmucke, neue Jägergewand, welches seine schlanke Gestalt umschloß.

„Immer und immer nähen?" fragte Robert mit leisem Vorwurfe.

„Warum nicht? Die Arbeit ist meine Kraft und mein Trost. Sie macht mich unabhängig und hilft mir die traurigen Gedanken verscheuchen."

„Man muß sich in's Unabänderliche fügen," belehrte Robert. „Das ist Gottes Wille. Wir sind ja als die nächsten Blutsverwandten noch schwerer betroffen."

„Ich weiß es," antwortete Regina gelassen, „allein das weibliche Geschlecht fühlt tiefer und inniger und verschmerzt darum ein theueres Wesen schwerer. Bei dem Manne nimmt schon die Berufsthätigkeit mit ihrer Abwechslung einen Theil des Kummers fort."

„Auch Sie sollten die Sache nicht zu schwer nehmen!" rieth Robert. „Sie haben Freunde, welche es treu und ehrlich meinen und zu jedem Dienste bereit stehen."

„O, ich möchte Niemand lästig fallen," versicherte die Waise hastig. „Es soll meine einzige Freude und mein Stolz sein, mit der eigenen Hände Arbeit mich durch's Leben zu schlagen. Für die Tage der Noth hab' ich einen Sparpfennig in unserem kleinen Besitzthume."

Robert widersprach mit Feuer. „Es ist ein Unterschied, Jemand lästig fallen, und seine Freunde durch schroffes Zurückweisen jeder Gefälligkeit kränken. Ich bitte sehr, dies zu bedenken."

„Ich will Niemand kränken," versicherte das Mädchen, „mit Absicht gewiß nicht. Möge man eine arme Waise, aus deren Leben jeder Hoffnungsstrahl gestrichen ist, mit Schonung gewähren lassen! Ich habe so meinen Plan gefaßt und der Herr Pfarrer hat ihn gutgeheißen."

„Sie sehen unbedingt zu schwarz. So lange das Erdenleben nicht abgeschlossen ist, darf man der Hoffnung und dem Glücke die Thüre nicht verschließen."

„Beide kehren bei mir wenigstens nicht mehr ein. Ich verzichte auf Alles." Keine Muskel ihres Gesichtes regte sich bei diesen Worten. Nur ein leises Beben der Stimme verrieth den inneren Schmerz.

„Jetzt frage ich, warum?" rief der junge Mann mit Nachdruck. „Sie dürfen das Leben und die Menschen nicht von sich stoßen. Mein Vater würde sichglücklich schätzen, Ihnen sein Haus und was wir besitzen, als freundliches Asyl anzubieten. Es ist nett und schön hergerichtet, wie das Nestchen eines Vogels. Ein Aug' im Kopfe sieht es gern. Ich wiederhole meine früheren Worte: Sie mögen darin schalten und walten, frei und unabhängig."

„Ich danke für Ihr freundliches Anerbieten," entgegnete Regina ruhig. „Sie werden selbst einsehen, daß,

was damals unstatthaft war, jetzt in Wahrheit unmöglich ist."

Robert näherte sich der tiefgebeugten Jungfrau bis auf zwei Schritte. Sie sah groß und starr zu ihm auf. Er mußte den glühenden, verzehrenden Blick zu Boden senken. Seine Stimme nahm einen ernsten, feierlichen Ton an, als er, die Hand auf dem Herzen, entgegnete: „Es ist möglich, wenn Sie meinen Worten bereitwilliges Gehör schenken wollen. Ich weiß nicht, wie ich sagen soll, aber Sie würden mich zu dem glücklichsten Menschen machen, Fräulein Regina, durch die Erlaubniß, an die Stelle des theueren Heimgegangenen treten zu dürfen. Ich biete Ihnen meine Hand an," fuhr er beherzter fort. „Es soll die Aufgabe meines Lebens werden, Ihnen mit meinen schwachen Kräften den Bruder zu ersetzen. Um den ersten Beweis meines guten Willens und festen Entschlusses zu geben, werde ich die Jägerei quittiren. Wir besitzen hinreichende Mittel, um ein kleines Gut zu kaufen, wo wir im Frieden leben können. Unser Markus selbst," schloß er feurig, „wird sich im Himmel freuen, wenn er sieht, wie wir sein Andenken ehren."

Regina legte ihre Arbeit zur Seite und erhob sich, um jedes Wort ihrer Entgegnung mit Ruhe und Nachdruck geben zu können. „Ich danke für Ihre opferwillige Gesinnung," sprach sie mit eigenthümlicher Betonung, „bitte aber, jedes weitere Bemühen in dieser Hinsicht einzustellen. Abgesehen von meiner leidenden

Gesundheit, meiner Mittellosigkeit und dem Mangel jeder Zuneigung, — Sie müßten mich selbst verachten, wenn ich so schnell und leichtfertig den Geschiedenen vergessen könnte. Es wird niemals geschehen. Ich bitte Sie deßhalb, Herr Waldau, wenn Sie anders Sich und mich achten, diesen Punkt nie mehr mit einer Silbe zu berühren."

„Ist das Ihr letztes Wort?" fragte Robert bestürzt. Seine Augen traten drohend vor, die Muskeln seines Gesichtes arbeiteten heftig, die Lippen preßten sich zwischen die Zähne.

„Bei Gott und allen Heiligen!" betheuerte Regina. Ehrfurchtgebietend stand die arme Waise da. Ihre Gestalt schien höher, ihr Gesicht geisterhaft bleich. Das durchdringende Auge ruhte fest auf dem Bewerber. Dieser hatte eine höhnende Beleidigung auf den Lippen. Er wagte nicht, sie auszusprechen. Eine höhere Macht bannte seine Worte. „Wir wollen sehen!" drohte er kurz, mit einer heftigen Geberde und verließ rasch und ohne Gruß das Zimmer.

Regina sank auf ihren Stuhl zurück und flehte mit gefalteten Händen zu Gott um Hülfe und Beistand, denn sie kannte und fürchtete den heimtückischen, racheglühenden Sinn des jungen Waldau.

Außer sich vor Wuth kam Robert nach Hause. Mit einem mächtigen Schlage auf den Tisch schreckte er seinen Vater empor. „Abgefahren!" schäumte er wild, „abge-

fahren wie ein hergelaufener Zigeunerjunge. Verstanden? Da geht der Hochmuth am Bettelstab."

Den Mienen nach zu schließen, schien diese Nachricht den Förster nicht zu betrüben. Er machte sich schnell munter und hörte auf jedes Wort seines Sohnes. „Aber Geduld — nur Geduld!" schloß dieser und vertauschte sein neues Gewand mit dem gewöhnlichen Jagdkleide. „Diese fadenscheinige Schulmamsell soll erfahren, mit wem sie ihr Spiel treibt. Ich sollte sie mit Verachtung strafen, diese mondsüchtige Figur! Die vornehmsten Mädchen der Gegend würden sich glücklich schätzen durch eine Bewerbung von Robert Waldau. Diese Näherin widerstrebt kalt und stolz wie eine Prinzessin, und stachelt meine Liebe, die ich seit Jahren für sie im Herzen trage, zum Wahnsinn. Sie muß pariren oder — es nimmt kein gutes Ende."

„Laß sie laufen!" rieth der Förster voll Unwillen. „Es gibt reiche und schöne Mädchen genug."

„Nein und nochmals nein!" schrie Robert und riß sein Gewehr von der Wand. „Diese muß mir zum Opfer fallen, sei es freiwillig oder mit Gewalt. Jetzt komm, Siebenschläfer, wir gehen auf die hohe Jagd!"

„Heute?"

„Sofort."

„Laß die Welschen auch laufen!" mahnte der Förster mit Nachdruck. „Wir können zufrieden sein. Folge mir!"

„Vorwärts!" herrschte Robert dem Greise mit zor-

nigem Blicke zu. „Du siehst ja, daß wir dieser spröden Prinzessin noch lange nicht reich genug sind. Vielleicht ist's unser letzter Gang. Nur zu!" —

Sie zogen schweigend mit einander in den Wald und erreichten auf wenig betretenen Pfaden und weiten Umwegen ihre sogenannte Festung. Es war eine lange Felsenspalte in einem verfallenen Steinbruch, der auf das Dorf hinabsah, über und über mit dichtem Gestrüpp und Dornbüschen bewachsen. Robert hatte mit seinem Waidmesser auf jeder Seite einen Eingang geschlagen, den Zweige und Farrenkraut verdeckten. Man mußte die künstliche Wand auseinander biegen und sich bis zum Boden bücken, um einen kleinen, freien Raum zu erreichen. Hier konnten zwei Mann bequem stehen. Robert hatte nach der Vorderseite eine Schießscharte durch das Buschwerk geschnitten, deren enge Mündung aus der Ferne kein menschliches Auge zu entdecken vermochte. Sie bestrich auf eine schöne Strecke die Landstraße, welche fünfzig bis sechzig Schritte davon in jähem Gefälle den Wald herabzog, um nach wenigen Secunden] das freie Feld zu erreichen.

Waldau lehnte zunächst der Schießscharte an der Felsenwand, ohne sich um das Aufpassen viel zu kümmern. Robert dagegen behielt die Straße scharf im Auge und lauschte um jeden Ton, der an sein Ohr schlug. Das Feuer der Ungeduld brannte in allen seinen Gliedern und zuckte ihm bis in die Fingerspitzen. Er

hätte bei jedem Vogel, der über den Felsen schwirrte, anschlagen und feuern mögen. So paßten beide Stunden lang mit einer Geduld, wie sie nur Jägern auf dem Stande eigen ist. Die Sonne sank tiefer und tiefer, und die ersten dämmerigen Schatten zogen unbemerkt von Osten her und eilten als Vorposten der Nacht durch den stillen Wald.

„Wenn je, so ist heute ein Unglückstag," brummte Robert im bittersten Unmuth und ließ den Hahn seines Gewehres nieder.

„Ich habe sie alle im Kalender mit einem Kreuze bezeichnet," versetzte der Förster. „Du hättest nur nachsehen dürfen."

„Kein Rabe, noch weniger ein gold- oder silberbetreßter französischer Reiter läßt sich sehen. Die Welschen sind doch in vollem Rückzuge. Einzelne sprengen bei solchen Gelegenheiten immer voraus, bald als Adjutanten oder Quartiermacher, bald um ihre Haut und Beute zu salviren .... Pst!" warnte er sich unterbrechend und lauschte angestrengt nach der Straße. „Ich höre Hufschlag."

„Und das Posthorn," lachte Waldau lautlos. „Es ist ein Estafettenreiter, der trotz seines scharfen Rittes noch Luft zu viel hat."

Der Postillon zog blasend vorüber. Sein frohes Lied schnitt den Jägern durch die Seele. Robert warf einen Blick auf den Lauf seiner Büchse, dann hinüber

nach dem Reiter. Er schien zu überlegen, wie leicht er diese schmetternden Töne für immer verstummen lassen könnte, wenn es sich der Mühe lohnte.

„Gehen wir?“ fragte der Förster.

„Ich verstehe schon, Herr Papa,“ spottete Robert. „Der Abend kommt. Das muthige Jägerherz wird dann ein Hasenherz und fürchtet sich im Walde vor seinem eigenen Schatten. Also aufbrechen!“ —

Er bückte sich zum Ausgang und machte im Beugen wieder Halt. „Trapp, trapp, trapp!“ flüsterte er, nach dem Walde horchend. „Heller Galopp! — Angeschlagen — rasch!“ —

Das Auge Roberts wurde noch einmal so groß. Er schien jeden Strauch, jedes Blatt durchdringen zu wollen, während der Hufschlag näher und näher kam. Seine weißen Zähne zeigten sich und knirschten hörbar, seine Hände umklammerten krampfhaft den Gewehrlauf. Sein Körper, vorgebogen wie zum Sprunge, bebte vor Erregung. „Gut zielen!“ hauchte er. „Jetzt — jetzt — halt! — Jetzt blinkt's durch die Büsche. Ein weißer Federbusch — weiße Fangschnüre — ein französischer Adjutant! Achtung! — D'rauf — fest d'rauf! — Nieder mit ihm — nieder! — Feuer!“

Ein Druck des Zeigefingers, ein leuchtender Blitzstrahl, ein dröhnender Knall, — und der Reiter wird, mitten durch die Brust geschossen, vom Rosse geschleudert.

Vater und Sohn kriechen aus dem Verstecke und

stürzen nach dem Schauplatze der blutigen That, um ihre Beute zu holen. Das ledige Roß scheut bei ihrem Anblicke und rennt den Abhang hinab.*)

Jetzt hat Waldau den Getödteten, der gestreckt auf dem Rücken liegt, erreicht. Ein einziger Blick — er steht starr wie eine Bildsäule. Seine Hände strecken sich in die Luft wie zum Kampfe, seine Haare sträuben sich zu Berg, seine Augen stieren verglast, um seine Lippen sammelt sich weißlicher Schaum.

Robert, der im Laufe schon seine Jagdtasche geöffnet, springt herzu und beugt sich haslig über den Reiter. Er fährt, wie von einem Blitzstrahl getroffen, zusammen, und bleibt einen Augenblick regungslos.

Schritte nahen. Robert schnellt auf, die stechenden Augen aus dem Kopfe getrieben, das Gesicht verzerrt. Er schlägt sich mit der Faust vor die Stirne, stößt eine gräuliche Verwünschung gegen seinen Vater aus und stürzt sich in jäher Flucht in die nächsten Büsche.

Einzelne Leute, die auf dem Felde den Schuß gehört oder das scheue Roß in seinem rasenden Laufe auf der Straße gesehen haben, eilen herzu. Sobald der Förster diese ansichtig wird, streckt er ihnen beide Arme entgegen, ein schrilles, erschütterndes Gelächter durchschneidet die Luft. Er stampft mit den Füßen auf

*) Das Pferd wurde erst in Aschaffenburg unter dem Thore aufgefangen.

den Boden, seine Augen ziehen sich bald zusammen, bald zucken sie in unheimlicher Gluth, seine Züge verzerren sich zu einer breiten, unkenntlichen Fratze, sein offener Mund schäumt, wie die Lefzen eines angeschossenen Thieres. Er lacht und stöhnt und krächzet zugleich. „Ha, ha, ha! Den Napoleon, den Kujon, hab' ich heruntergeholt. He, Amschel, schlechte Judenseele, nicht achtzig, tausend Dukaten ist der Schuß werth. Piff, paff! — Ein Kernschuß! — Ha, ha, ha!" —

So schreit er Jedem in's Gesicht und tanzt und stampft um die Leiche, daß Alle erschreckt zurückweichen.

Endlich faßten sich einige Männer ein Herz, nahmen den Tobenden in ihre Mitte und schleppten ihn mit Gewalt von der Leiche weg. „Er hat ihn erschossen," flüsterte Einer dem Andern zu.

„Ja, ja!" schluchzte eine alte Frau, welche sich über den Todten gebeugt hatte, um zu sehen, ob kein Lebensfunke mehr zu entdecken sei, „ja, er hat ihn erschossen — seinen Markus — seinen eigenen Sohn! Er hat sein eigenes Fleisch und Blut gemordet. Gott sei ihm gnädig!" —

Im ersten Augenblicke standen Alle wie vom Schrecken gelähmt. Im nächsten aber erhoben sich drohende Fäuste, wilde Reden, um den Kindesmörder seinem armen Opfer nachzusenden. Einigen besonnenen Männern gelang es, den Wuthausbruch der Dorfbewohner, welche sich mehr und mehr angesammelt hatten, zu dämpfen.

Die Frauen sanken in die Kniee und schluchzten laut. Den Männern rannen die hellen Zähren über die Wangen. Nur der Förster stieß fort und fort sein gellendes, gräßliches Lachen in die Luft, verwünschte viele Klafter tief Napoleon und den Juden, tobte mit der entfesselten Kraft eines Unbändigen und bedrohte ernstlich die Männer, welche ihn umringten. Man schnürte ihm die Hände mit einer Leine zusammen, welche sich in seiner Jagdtasche fand. So schleppten sie den Wahnsinnigen hinter der Bahre her, welche einige Männer langsam vorwärts trugen.

Der düstere Leichenzug bewegte sich zum Dorfe hinein. Eine Frau, welcher die Schreckenskunde jede Ueberlegung raubte, stürmte in das Stübchen der armen Waise, die ahnungslos bei ihrer Arbeit saß. Regina verstand die abgebrochenen, unter heftigem Schluchzen hervorgestoßenen Worte der Unglücksprophetin nur zur Hälfte. Dumpfes Geräusch von Außen, das Nahen des Zuges, lenkte ihre Aufmerksamkeit ab. Sie bog sich hinaus — ein einziger Blick auf das unverhüllte Antlitz des Gemordeten und der durchdringende Schmerzensschrei eines brechenden Herzens machte Alle erbeben. Sie flog hinab. Die Träger mußten abstellen. Sie berührte die bleichen Lippen des Todten, sie preßte die kalten Hände zwischen die ihrigen, an ihr Herz, und drückte das thränenleere Auge darauf. Zum Glücke erschien der Herr Pfarrer. Seinen liebevollen Worten gelang es, das unglückliche

Mädchen von der Leiche und aus der Nähe des tobsüchtigen Försters zu entfernen. — — —

Als die Schwalben im nächsten Frühling wiederkehrten, und ihre Nester an den Häusern und Scheunen reparirten und geschäftig durch's Dorf strichen, folgte ein unabsehbarer Zug Leidtragender einem mit Blumen und Kränzen reich geschmückten Sarge. Er umschloß die irdische Hülle der armen Waise Regina Platner. Sie fand die letzte Ruhestätte an der Seite ihres Verlobten, des von der Hand seines Vaters gefallenen Oberlieutenants und Adjutanten Markus Waldau. Sobald nämlich der König von Bayern gegen Napoleon den Krieg erklärt hatte, verließen Ulrich Fuchssteiner, Markus Waldau und Jörg Bachmann — Peter Sator war bei Dresden rühmlich gefallen — die Reihen der freiwilligen Jäger. Sie wurden in Folge der glänzenden Empfehlungen, welche sie mitbrachten, im bayerischen Hauptquartier mit offenen Armen empfangen und sogleich zweckentsprechend eingetheilt. Ulrich Fuchssteiner bekam eine Compagnie Jäger. Markus Waldau wurde Adjutant. Als solcher hatte er eine wichtige Depesche nach Aschaffenburg zu befördern, die sich auf die spätere Schlacht bei Hanau bezog. Markus jagte in stürmischer Hast durch den herrlichen Forst. Noch wenige Minuten — und

die Stätte seiner Heimath lag vor ihm. Er sollte sie nie mehr sehen. — — —

Der Förster Waldau starb im Irrenhause. Das jammervolle Dasein des Tobsüchtigen und sein schreckliches Ende glichen nicht dem eines Menschen, sondern dem eines wilden Thieres.

Robert Waldau wurde nie mehr gesehen. Es ist bis zur Stunde unentschieden, ob er im Dunkel des Forstes selbst Hand an sich legte, oder aus Furcht, entdeckt zu werden, in die feindlichen Reihen trat und auf dem Schlachtfelde seinen Tod fand. Er war und blieb verschollen. —

Wieder war es Frühling. Die tapfern deutschen Schaaren zogen, mit dem Lorbeer der Sieger bekränzt, heimwärts. Friede und Freude durchwehte die deutschen Gauen. Das Grab von Markus Waldau und Regina Platner war mit frischen Blumen und Kränzen geschmückt. Zwei Männer und ein Knabe knieten in stiller Andacht auf dem Friedhofe — der Jägerhauptmann Ulrich Fuchssteiner, sein Feldwebel Jörg Bachmann und der kleine Louis. Endlich erhob sich Fuchssteiner. Eine lichte Thräne perlte in seinen blonden Schnurbart. „Wir bleiben da," sprach er, tiefbewegt seinem Kampfgenossen die Hand reichend. „Du wirst hier Förster, Bachmann, ich Oberförster in R. und Louis mein Eleve. So lautet unsere Bestallung — also nahe, recht nahe beisammen. Es soll unsere Freude und unser

Trost sein, uns oft, recht oft zu treffen, um von unserem tapfern, hochherzigen Kampfgenossen und seiner unglücklichen Braut zu erzählen." — — —

Sie hielten beide redlich Wort. Ihren freundlichen Mittheilungen verdanken wir, was unsere schwache Feder hier geschildert hat. — — —

Die Erben.

I.

Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh,
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen
Sie singen treu dich ein.

Eichendorff.

Vom Pfarrhofe in Theuerstetten fuhr ein leerer Korbwagen. Die Pferde, mit Staub und Schweiß bedeckt, ließen müde die Köpfe hängen und trottelten gemächlich vorwärts. Sie hatten tüchtig ausgreifen müssen, um bis Sonnenuntergang ihr Ziel zu erreichen. Der Kutscher, ein schmucker Bauernbursche, den Hut flott mit Bändern und Blumen geschmückt, hielt Zügel und Peitsche zwischen den Knieen und stopfte eilfertig seinen Holzkopf. Keine Freude auf Erden darf vollkommen sein. Wohl war seine heutige Fahrt eine Ehrensache, aber die luftigen, ringelnden Rauchwolken und ihr Aroma hatte er den ganzen

Tag über entbehren müssen. Es kam ihm respectwidrig vor, einem geistlichen Herrn den „Knöller" in's Gesicht zu blasen. So, jetzt brannte das Pfeifchen wieder und Welle um Welle stieß von den Lippen, wie aus dem geöffneten Ventil einer Locomotive. Froh und stolz zugleich sah der Raucher von seinem Sitze in die Welt. In seiner Tasche klangen Silberlinge schweren Kalibers und mehrere Fürstenköpfe sahen einander zutraulich an. Er grüßte Jeden, der des Weges kam, und nickte in jedes Fenster, wo sich ein neugieriges Augenpaar sehen ließ, als wollte er Allen zurufen: „Achtung! — ich hab' Euch einen neuen „Herrn" gebracht."

So war es. Der Passagier, welchen das ländliche Gefährte hergeführt, stieg rüstigen Schrittes die Stufen zum Pfarrhofe hinauf und fixirte das große Haus scharf und nachdenklich, als habe er es in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Letzteres ist möglich, aber unmöglich, zu errathen, was in seiner Seele vorging. Keine Bewegung der Gesichtszüge läßt darauf schließen. Das Auge blickt offen und klar in die Welt, soweit es die Brille zu erkennen gestattet. Der Wiederschein eines edeln Herzens, einer ruhigen Seele strahlt in seinem Spiegel. Auf der hohen, freien Stirne thront Würde und Entschlossenheit. Die regelmäßigen Züge lassen trotz eines gewissen Ernstes, welcher aus ihnen spricht, eine Welt voll Milde und Güte durchschimmern. Um die Mundwinkel zuckt manchmal, kaum sichtbar, ein ver-

rätherisches Lächeln, — ein sicheres Zeichen, daß unter dieser Ruhe ein guter Theil gesunden Mutterwitzes schlummert, jeden Augenblick bereit, in schlagende Wetter loszubrechen, wenn er gereizt oder zum Kampfe herausgefordert wird. Die Kleidung ist schwarz, schwarz von Kopf bis zu Fuß, denn ihr Träger zählt zu den sogenannten „Schwarzen," wie die Schildträger und Getreuen des herrschenden Zeitgeistes sich auszudrücken belieben.

Die Gedanken und Tritte des Fremden blieben nicht lang ungestört. Ein feister Spitz, nicht höher als breit, pflanzte sich unter die Thüre und warnte den Eindringling durch ein rauhes, zorniges Knurren. Als solches unbeachtet blieb, äußerte der treue Haus- und Hofwächter eine nicht geringe Aufregung. Er warf sich dem Herrn mit aller Heftigkeit, die ihm zu Gebot stand, entgegen und begleitete seinen Angriff mit einem heisern, rasselnden Kläffen. Dieser hielt zum Schutze seiner Beine und ihrer Umhüllung Stock und Schirm vor, welche brüderlich den engen Raum eines Futterals theilten. Er überließ es ruhig dem ungeberdigen Phylax, seinen geifernden Rachen in diese Lanze zu stoßen. Das war zu viel. Der Hausspitz gerieth in eine unnennbare Wuth und sprang bald rechts, bald links, um neben der drohenden Spitze vorbei an seinen Gegner zu kommen. Doch der Spieß parirte links und rechts und brachte den Genarrten aus aller Fassung. In seiner Ohnmacht und Angesichts des grünen Futterals ließ er sich auf die

Hinterbeine nieder, stimmte mit gestrecktem Halse die höchste Tonart an und heulte hülferufend ein herzbrechendes Liedchen, das man über zehn Häuser hörte.

Der gellende Allarmruf blieb nicht ohne Erfolg. „Wart', Minor, wart'!" rief aus der Küche eine tröstende Stimme. Hastige Schritte nahten und aus dem dunkeln Hintergrunde tauchte eine ältliche Person auf, die Aermel aufgestülpt, den Kochlöffel in der Hand, eine breite Küchenschürze vorgebunden, die von kraußen Silberlöckchen umrahmte Stirne und die gefurchten Wangen hochgeröthet von der Gluth des Kochherdes. Im ersten Momente warf sie dem Fremden einen bitterbösen Blick zu. Die fliegenden Bänder und Spitzen der weißen Haube zitterten unter der Erregung des greisen Hauptes und die Hand mit dem Kochlöffel erhob sich zur Abwehr. Mit der andern umfaßte sie den jammernden Spitz. „Still, Minorle, still! — Wer will dir Etwas thun? So, mein Minorle, sei still!" —

Noch einige gellende Töne, die freudig den erhaltenen Beistand zu begrüßen schienen, und der Spitz ließ die letzten Spuren seines verwehenden Grimmes in einem gedehnten Refrain verhallen.

Nun erst gewahrte die Beherscherin der Küche, welche bis jetzt nur Augen für ihren Liebling hatte, daß ein geistlicher Herr vor ihr stand. Bestürzt ließ sie die erhobene Rechte mit dem Kochlöffel sinken und schüttelte verlegen die gesteiften Haubenspitzen, welche ihr

schmales Gesicht noch schmäler machten, als traue sie kaum ihren Augen. „Bist still, du einfältiges Thier du! Augenblicklich still!“ fuhr sie scheltend den Hund an, der sich um diesen Umschlag ihrer Gefühle wenig zu kümmern schien. Er behauptete sein Recht als Beschützer des Hauses und machte seinem Grolle durch ein rasselndes Knurren Luft, wobei er verschiedene, künstliche Pausen anbrachte und die Töne bald steigen, bald fallen ließ. Der Arme theilte das Loos vieler verkannten Künstler. Ein unsanfter Fußtritt schob ihn bei Seite. Das linke Auge der Spitzenträgerin sandte ihm einen strafenden Blick nach, während bereits die andere Hälfte des Gesichtes strahlend vor Freundlichkeit sich dem Fremden zuwandte.

„Nehmen Sie's nur nicht ungütig, Hochwürden! Du einfältiges Thier, du! Es ist eine Plage. Still jetzt! Wenn der Mensch älter wird, überkommt ihn ein kindisches, läppisches Wesen. Bei den Thieren, Hochwürden, geht's nicht besser. Bist still, dummer Hund! Ach Gott!“ fuhr sie in demselben Athemzuge fort, „ich seh's Ihnen an. Sie sind gewiß unser neuer Herr Caplan oder unser neuer Herr Cooperator oder unser neuer — Herr Verweser. Still, sag' ich, hörst? Ich weiß wirklich nicht, Hochwürden, wie ich tituliren muß. Der Herr Pfarrer sagen scherzend bald so, bald so, wenn ich frage, so daß sich mein grauer Kopf nicht mehr zurecht findet. Nehmen Sie's nicht ungütig, Hochwürden!

Ein wenig Neugierde ist bei dem Frauengeschlechte immer dabei, aber bei mir — ich darf's wohl sagen — auch ein wenig Recht. Wissen Sie, ich bin... Jetzt marsch, abscheuliches Thier! Wissen Sie... Ach Gott! Sie errathen's gewiß auf den ersten Blick schon selber. Ich bin — —"

„Sie sind die Jungfer Haushälterin," unterbrach sie der Fremde mit Bestimmtheit.

„Ei freilich, ja!" rief sie triumphirend und schwang stolz den Kochlöffel, während ein lichter Freudenstrahl ihr Antlitz erhellte. „Ach, Herr und Schöpfer! Mein Vater selig sagte immer: „„Verständige Menschen verstehen einander bald."" Solche Kernsprüchlein, welche die Leute selber ausdenken, gehen selten fehl. Ja, ja, Hochwürden, ich bin die Haushälterin, die Jungfer Lisbeth. Aber, du grundgütiger Himmel, hören Sie nur nicht auf den Herrn! Er tauft mich ein unnützes Menschenkind, so oft ich's hören mag. Denken Sie, Hochwürden, mich — mich ein unnützes Glied! Mich alte Person, die schon seit dreißig Jahren im Hause ist, die der Frau Mutter selig als Hausmädchen, der Fräulein Schwester selig als Magd und Köchin diente und nun selber das ganze Hauswesen auf ihren schwachen Schultern trägt. Nein, es ist manchmal zu arg mit dem Herrn!"

„Warum?" fragte der Fremde. „Dieser Scherz bedeutet ohne Zweifel das Gegentheil von dem, was seine Worte ausdrücken."

„Ei freilich, ja! Man muß sich nur verstehen. Ich bin immer froh, wenn ich solche Scherzreden höre. Sie sind der beste Barometer für die Gesundheit meines Herrn. Allmächtiger Schöpfer meines Lebens! Sollte er sich nur mit dem jungen Gezücht unserer Tage plagen müssen! Die Dienstboten sind nicht mehr wie wir — bei Leibe nicht! Ja, junges, aufgeschossenes Zeug, frech, liederlich, ohne Willen und That, wanderungslustig, schnippisch, unersättlich.... Nun, Sie werden's noch erfahren, was ein Hauswesen bedeutet — ein Hauswesen mit lauter fremden Leuten. Und dann — — —"

Niemand kann bemessen, wie weitläufig und erschöpfend Lisbeth die Gebrechen der Haushaltungen ihrer Zeit noch erörtert hätte, und auf welche andere Uebelstände der Welt sie im Fluge ihres Gespräches noch gekommen wäre, wenn sie der Fremde nicht mit den freundlichen Worten unterbrochen hätte: „Alles richtig. Bei gelegener Zeit werde ich um Mittheilung Ihrer reichen Erfahrungen ersuchen. Für jetzt bitte ich, mir zu sagen, ob der Herr Pfarrer zu Hause ist?"

„Leider Gottes — immer zu Hause!" seufzte sie und setzte mit bewegter Stimme bei: „Ich wollte, der Herr Pfarrer wären es nicht. Doch die Zeiten sind längst vorbei, wo ich Leute aus diesen Gründen abweisen mußte. Damals war der Herr Pfarrer noch rüstig, thätig, schaffte für drei — jetzt will er und vermag's nicht mehr. Ich fürchte — ich fürchte!" Sie schwieg, beugte bekümmert

das Haupt und führte den Fremden nach dem Wohnzimmer, während Thräne um Thräne aus ihren Augen perlte und die gerötheten Wangen netzte.

Als beide weggegangen waren, wackelte der Spitz an die Thüre und bellte muthig in's Blaue.

Der Fremde trat mit ehrerbietiger Verbeugung und dem christlichen Gruße in's Zimmer, der friedenbringend und friedengebend durch alle Welt, durch alle Sprachen klingt. Ein langsames, aber freundliches „In aeternum!“ antwortete ihm. Es kam von den Lippen eines großen, corpulenten Herrn, der schwerfällig in einem Lehnsessel ruhte. Er schien geschlummert zu haben, wiewohl die Abendsuppe vor ihm auf dem Tische stand und verdampfend die letzten, sichtbaren Rauchwölkchen in die Höhe sandte. Das Auge des Eingetretenen ruhte einige Secunden wehmüthig auf dem Pfarrherrn. Diese Gestalt mochte in der Kraft der Blüthe und jüngeren Jahre etwas Energisches, etwas Imponirendes an sich getragen haben, das ohne Worte, durch die bloße Erscheinung sich Geltung verschaffte; ein Mann, dem seine Pfarrkinder willig und vertrauensvoll als dem kundigen Lotsen durch die tobende Brandung des Lebens folgten. Jetzt war diese kräftige Gestalt gebrochen. Sie glich einer welkenden Blume, die umsonst die entfärbten Blüthen in den Perlen des frischen Morgenthaues badet und den absterbenden Blätterkranz unter die glühenden Strahlen der aufgehenden Sonne breitet. Grause Falten lagerten auf der hohen Stirne

und zogen sich bis zu den Schläfen, die Augen ruhten tief und matt unter den Braunen, eine widrige, aschgraue Farbe hatte das blühende Roth der Wangen, die schlaff sich senkten, verscheucht, die Hände klammerten sich krampfhaft an die Lehnen des Stuhles und die ganze Schwere des Körpers stützte sich darauf. Mühsam erhob sich der Pfarrer, als der Eingetretene seine Begrüßung geendet und sich als den neuen Cooperator Johannes Fabri vorgestellt hatte.

„Schön, sehr schön!“ sprach der Pfarrer und reichte dem Cooperator freundlich die Hand. „Willkommen! Ich begrüße Sie im Namen des Herrn. Unser Abendmahl steht bereit. Legen Sie ab, rasch, ungenirt! Also beigesetzt, Herr“ — — der Sprecher zögerte einen Augenblick — „Herr Cooperator! Lisbeth, ein Besteck für unsern neuen Haus- und Tischgenossen — flink!“

Die Haushälterin machte einen Knix, ließ eine freudigstolze Miene blicken und zeigte statt jeder Antwort nach dem Tische, wo sie das Gewünschte bereits hingestellt hatte.

Ei, schon Alles in Ordnung? Seit wann so schnell? Wirklich, Lisbeth, du bist die beste Haushälterin im ganzen Markte. Niemand soll dir's abstreiten.“

„Danke schön, Hochwürden, danke schön! Sie wissen, alte Leute sind wie die kleinen Kinder. Jedes Lob schmeichelt ihrem Herzen. Es kommt ohnehin selten genug an Unsereins. Gott sei's geklagt!“

„Es mag sein. Auch dieses Lob hätte dir nicht geblüht, wenn mir nicht eingefallen wäre, daß du seit dem Tode von Dora's Ursula die einzige deines Metiers in unserer Residenz bist, — folglich auch die beste."

Die Herren lachten, Elisabeth sah einige Augenblicke starr in's Weite, um sich die Sache zu überlegen, und verschwand sodann in der Küche, wo sie noch lange über den Undank der Welt mit sich selbst plauderte.

Die Unterhaltung der beiden Geistlichen drehte sich bei und nach dem Tische um gewöhnliche Dinge, das Alter und die Heimath des Cooperators, seine Studien, Seminar- und Dienstzeit, seine seitherigen Stationen, die heutige Fahrt, und sprang von dieser unvermerkt auf die Verhältnisse der Pfarrei über. In diesem Punkte ließ der Herr Pfarrer die bescheidenen Erkundigungen seines Gastes unbeantwortet. Statt dessen fragte er plötzlich mit starker, markirter Betonung: „Sie sind also dazu erlesen, junger Mann, meinen Vormund zu spielen?"

Fabri stutzte bei dieser unerwarteten Anrede und entgegnete nach kurzem Bedenken freimüthig und bestimmt: „Den kann ich weder spielen, noch in Wirklichkeit machen; aber Ihr Gehülfe im Weinberge des Herrn will ich sein, Herr Pfarrer, und wenn Sie erlauben — Ihr Schüler. In meinen Jahren muß man aus dem Buche des Lebens lernen. Da wird manche Erfahrung, die alle gelehrten Commentare der ganzen Welt nicht enthalten, theuer be-

zahlt. Unter Ihrer Leitung bin ich sicher, auf keinen Irrweg zu gerathen."

„Was berechtigt Sie zu dieser Annahme?" fragte nun seinerseits der Pfarrherr, nicht wenig überrascht.

„Die Sache ist einfach. Jeder meiner Collegen wäre mit Freuden für mich gegangen. Aeltere Geistliche, die mir wohlwollen, wünschten mir von Herzen Glück zu meiner neuen Stellung. Das Ordinariat will meine Anweisung hierher ausdrücklich als eine Belohnung angesehen wissen, weil ich seit Jahren eine unserer sogenannten „Grönländer-Stationen" im Gebirge pastorirte. Seien Sie versichert, Herr Pfarrer, Ihre Verdienste sind auch ohne Ihr Zuthun bekannt geworden, und im Volke, bei Ihren Herren Amtsbrüdern und an oberster Stelle mehr anerkannt, als Sie zu glauben scheinen. Dies schließe ich aus den Erklärungen und Rathschlägen, welche man mir von competenter Seite zu Theil werden ließ. Meine Schlüsse sind demnach nicht fingirt, sondern begründet, und darum bitte ich nochmals, Ihr Jünger, Ihr Sohn sein zu dürfen."

Der Pfarrer hatte diesen Worten aufmerksam und nicht ohne Bewegung zugehört. Er reichte dem Sprecher freundlich die Hand über den Tisch und sagte: „Ich schlage vor: wir wollen Freunde sein und die Bürde unseres Standes im Namen des Herrn gemeinsam tragen. Was das Uebrige anbelangt, Herr Cooperator, so haschte ich niemals nach Ehren, Auszeichnung, Menschenlob und

Avancement. Ich wollte Priester, Seelsorger sein — sonst nichts. Hier fand ich ein weites Feld für meinen Beruf und bearbeite nun seit dreißig Jahren den bald dankbaren, bald undankbaren Boden."

„Die Ernte, Herr Pfarrer, blüht jenseits."

„Darauf zähle ich und deßhalb kränkte mich das erste Rescript des Ordinariats tief im Herzen, wie nie ein beschriebenes Blatt Papier. Ich wurde darin als gebrechlich, schwach, kränklich hingestellt, mit einem Worte: als ein Invalide, der eines Vormundes, ja eines Hofmeisters bedarf. So wenigstens legte ich den Inhalt aus und remonstrirte feierlich. Das zweite Rescript, welches folgte, lautete anders. Darin war nur von einem Beistande, von einer temporären Aushülfe die Rede."

„Mir sagte man in der bischöflichen Canzlei," bemerkte Fabri, „daß Sie trotz aller Leistungen den Bogen Ihrer Thatkraft noch höher gespannt und dadurch die Sehnen schlaff gemacht hätten. Ein paar Tage Ruhe und Alles würde wieder in's rechte Geleis kommen."

„Warum nicht? Sehen Sie, Herr Cooperator, meine Gesundheit war von jeher die beste, ohne allen Tadel. Ich bin auch jetzt nicht krank, glauben Sie mir, ich will nicht krank sein! So lange der Geist klar denkt und fest und energisch will, kann man den schwachen Körper bis zum äußersten Stadium der Möglichkeit beherrschen."

„Ein eiserner Wille vermag viel, das habe ich selbst schon erprobt.“

„Ohne allen Zweifel. Ich stelle keine Behauptung auf, aber Leute, die jedem Schmerze nachgeben, werden immer unpäßlich sein. Diät, Thätigkeit und frischer Muth sind mein Recept, ein unfehlbares Universalmittel. Etliche Lappalien abgerechnet, war ich bis zum Eintritte dieses Jahres frisch und gesund wie ein Fisch im Wasser. Urplötzlich kamen ein paar sonderbare, gewaltthätige Angriffe über mich, die mir jetzt noch ein Räthsel sind. Die Sinne schwanden, die Sprache versiel mir, meine Glieder waren ohne Leben, wie gelähmt. Ich wußte nicht, wie mir geschah, und glaubte schon, es ginge zur Neige.“

Fabri hörte diesen Worten, welche sein Nachbar scherzend erzählte, ungewöhnlich ernst und aufmerksam zu. „Was sagte Ihr Arzt zu diesen Erscheinungen?“ fragte er und sein Auge ruhte prüfend auf dem Antlitze des Sprechers.

„Er kam zu spät. Ich lebe und wirke gern auf dem Lande, aber in solchen Augenblicken der höchsten Noth fühlt man sich verlassen, exponirt. Bis der Arzt herbeieilte, hatte ich mich jedesmal wieder erholt. Es blieb ihm nichts übrig, als die berühmte, medizinische Sprache, welche sich durch Kopfschütteln, Achselzucken und bedenkliche Mienen verlautbart. Er sprach von schlimmen Zufällen und verschrieb zum Schlusse ein niederschlagendes Pülverchen, damit das Kind einen Namen hatte.“

„Gab er Ihnen keine besonderen Verhaltungsmaßregeln?"

„Diät und mäßige Bewegung — Recepte, die sich bei mir von selbst verstehen."

„Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!" mahnte Fabri besorgt, — „Sie nehmen die Sache zu leicht. Wenn ich mir einen Rath erlauben darf, so würde ich an Ihrer Stelle sehr vorsichtig sein."

„Ist und wird geschehen. Einfacher und mäßiger als ich, kann nicht leicht Jemand leben. Uebrigens, Herr Cooperator, hat die Geschichte keine Gefahr. Gerade weil man auf meinen Tod so sehnsüchtig wartet, pressirt es dem Sensenmann nicht, seine Hippe zu schwingen."

„Auf Ihren Tod?" fragte Fabri zweifelnd, da er den Sinn dieser Worte nicht verstand.

„Nicht wahr, Sie staunen? Es ist so. Meine einzigen und nächsten Verwandten harren mit Schmerzen auf meinen Abgang — um der Erbschaft willen. Nun, mein Haus ist bestellt und ich bin zur Abreise gerüstet. Wenn der Herr ruft, wird sein Diener gehorchen. Ob aber die Hoffnungen dieser Leute sich erfüllen werden, ist eine andere Frage."

„Sie dürfen sich nicht erfüllen," rief der Cooperator heftig, „zur Strafe für ihre niedrige Gesinnung."

„Ich greife nicht gern in das Amt eines Höheren," versetzte der Pfarrer ruhig, „und verfuhr in diesem Punkte

nach bestem Wissen und Willen. Verdient haben meine Verwandten nichts um mich — so viel steht fest. Sie werden auflodern in gerechter Entrüstung, wenn ich Ihnen die näheren Verhältnisse auseinandersetze, wie alle meine Pfarrkinder sie kennen. Es existiren nur zwei Familien, welche durch die Bande des Blutes mit mir verknüpft sind. Mein nächster Verwandter ist mein Schwager, vor Jahren ein wohlangesehener Maurermeister, dann Steinmetz, dann Geselle im Taglohn eines Andern und jetzt Palier bei dem Eisenbahnbaue. Ich rieth meiner Schwester von dieser Verbindung bis zum letzten Augenblicke ab, weil ein inneres Gefühl, ein gewisses Etwas, kurz das ganze Gebahren des Mannes mich abstieß. Die Liebe macht blind. Ringlein war ein schmucker, flotter Bursche, renommirte, sang und tanzte trotz Einem, und das arme Mädchen mit seiner schönen Mitgift ließ sich bethören."

„Um vielleicht lange Jahre zu bereuen?" fragte Fabri gespannt.

Der Pfarrherr nickte bedeutungsvoll und fuhr fort: „Die Flitterwochen waren bald verrauscht. Der wurmstichige Kern legte sich blos. Das Weinglas, die Karten, unsinnige Wetten, muthwillig heraufbeschworne und glanzvoll verlorne Processe brachten den Jungmeister in Krebsgang. Wenige Jahre und er kam von Haus und Werkstatt, sank tiefer und tiefer und wurde zuletzt ein sogenannter Schnapsbruder. Was meine arme Schwester

als Frau ausgestanden, weiß nur Gott. Mir und der Welt verheimlichte sie die ersten Jahre ihre Thränen, ihr Elend. Unsere greise Mutter und die jüngere Schwester, welche mein Hauswesen führte, tranken den Leidensbecher mit ihr bis auf die Neige. Ich schreibe die späteren Leiden derselben viel diesem Kummer zu. Mit den Jahren ging das Verbergen nicht länger. Das blasse, eingefallene Gesicht, die abgemagerte Gestalt, die ärmliche Kleidung predigten laut genug. Die unglückliche, schwer geprüfte Frau wohnte vier Stunden von hier. Trotzdem suchte sie mich jede Woche heim und ich gab, was ich konnte. Ihr Peiniger trieb sie her. Der liederliche Mensch sündigte auf den „Geldsack des Pfaffen," wie er frech auf den Bierbänken prahlte. Wehe der Armen, wenn sie dem Trunkenbolde mahnend nahte oder nicht genug nach Hause brachte! Oft eilte die Nachbarschaft der Mißhandelten zu Hülfe. Ich war fest entschlossen, gerichtliches Einschreiten anzurufen, wiewohl sie nicht von ihrem Manne lassen wollte. Da erlag die Bedauernswerthe ihrem Elende. Wir dankten Gott dafür. Ihr einziges Vermächtniß war ein kleines, kränkliches Mädchen. Ich brachte es in mein Haus, um Vaterstelle an ihm zu vertreten, weil sein Erzeuger sich nicht darum kümmerte. Zu spät. Das Kind folgte nach wenigen Wochen seiner Mutter. Sie werden einsehen, daß für einen solchen Schwager in meinem Herzen und in meinem Hause kein Platz ist. Er lebt seitdem mit einer sogenannten „Zu-

hälterin" und steht, wie ich höre, wegen seines liederlichen Lebenswandels auch als Palier auf dem Sprunge. Der schlechte Kunde fragt nichts darnach. Er speculirt auf meinen Nachlaß, um ihn wie sein eigenes Vermögen durch die Gurgel zu jagen."

„Bei Gott! — ein düsteres Bild!" rief Fabri lebhaft ergriffen. „Ich bedauere Sie von ganzem Herzen."

„Nicht wahr? Wenige Sätze, aber sie umfassen ein ganzes, verfehltes Menschenleben."

Die beiden Herren schwiegen geraume Zeit. Der Pfarrer war sichtlich bemüht, die traurigen Erinnerungen niederzukämpfen, welche die Erzählung in ihm wach gerufen hatte. „Es ist vorbei," sprach er endlich gefaßt und fuhr lebhaft fort: „Um so lustiger blüht die andere Partei, der „Petersdick" und sein Weib, die „Treppa", wie der Mund des Volkes beide tauft. Er ist mein Vetter, zugleich mein Pfarrkind und Besitzer des schönen Erlenhofes, kaum eine halbe Stunde von da. Leider ist das Gut nicht ganz schuldenfrei. In der Beseitigung dieses Punktes nun angeln alle Wünsche des lieben Elternpaares für seinen einzigen Sohn. Es ist eine scheinheilige, kriecherische, schmutzige Sippe. Wenn die Alten mich besuchen, schwirrt die Luft von frommen Seufzern, moralischen Sentenzen, heiligen Sprüchen und dazwischen von Klagen über die schlechte Zeit. Geht der Hofbauer mit seinem Weibe vor einem Crucifixe vorüber, und glaubt mich in der Nähe, so reißt er den Hut bis

zum Boden, schlägt ein Dutzend tiefer Verbeugungen und verdreht die Augen, während sein Weib Kußhändchen hinaufwirft, den Rosenkranz zieht und Perle um Perle durch die Finger gleiten läßt. Glaubt sich das edle Paar aber allein — ich hab's oft beobachtet —, so sitzt des Alten Hut nagelfest und der Rosenkranz bleibt in der Tasche. Sie gehen vorbei ohne einen Blick nach dem Gekreuzigten und ohne ihr Eifern und Geifern über die niedrigen Schrannenpreise zu unterbrechen. Kein Handwerksbursche erhält an ihrer Thüre einen Zehrpfennig, kein Armer ein Stückchen Brod. Und wollen ja die Eltern einmal weichherzig werden, so erhebt sich drohend Herr Peter junior, ihr würdiger Sprößling, der Peiniger der Dienstleute, ein herzloser Geizhals, der jedem jüdischen Wucherer die Stange halten könnte, und — Alles flieht. Kein Mädchen in der ganzen Gegend ist dem „Langen" reich genug. Endlich fällt sein schielendes Auge auf eine Tochter des reichen Holzmüllers. Er freit. „„Erst macht Euern Hof schuldenfrei, dann klopft wieder an!" lautet die brüsque Antwort des Geldprotzen, der stolz auf seine Taschen schlägt. Nun, das Weitere können Sie Sich leicht denken."

„Der geistliche Herr Vetter soll aushelfen, mit Kronenthalern vorspannen," bemerkte lächelnd der Cooperator.

„Nein, mein Verehrtester, das genügt nicht. Der Herr Vetter soll abfahren, ganz abfahren, und seine

geringe Habe das Schuldenloch auf dem Erlenhofe stopfen, damit die stolze Müllerin als junge Frau einziehen kann. So ist's calculirt."

Pfui, wie niederträchtig!" rief Fabri. „Nichts als Lug und Trug, nichts als Speculation und gemeine Geldjagd selbst unter den nächsten Verwandten."

„Ei nun," meinte der Pfarrherr und ein ironisches Lächeln flog über seine Züge, „der alte Gott lebt ja noch und läßt die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Kommt Zeit, kommt Rath."

Die beiden Herren unterhielten sich noch lange über diese Verhältnisse. Endlich wurde aufgebrochen.

Lisbeth erschien, um dem neuen Hausgenossen sein Zimmer anzuweisen, weil er die Begleitung des Hausherrn entschieden ablehnte.

„Schlafen Sie wohl!" wünschte dieser mit freundlichem Handschlage. „Ich war ungehalten über meine Vorgesetzten, über Ihre Ankunft, weil ich Sie als Vorboten meiner Quiescenz betrachtete. Ich bereue es von ganzem Herzen und wollte, Sie blieben immer bei mir."

„Gott gebe es!" schloß der Cooperator und beide schieden. —

Fabri begab sich zur Ruhe. Er sank, von der Reise ermüdet, in einen tiefen Schlaf und nahm sich nicht einmal Zeit zum Träumen, wiewohl ihn die alte Lisbeth eigens darauf aufmerksam gemacht hatte. Denn was man als neuer Bewohner eines Hauses in der ersten

Nacht träumt, behauptete sie, trifft immer ein. So viel traf ein, daß Fabri ohne Unterbrechung fortschlief, bis er plötzlich gegen den Morgen von seinem Lager emporfuhr. Ein lauter Hülferuf schreckte ihn auf, die Glocke vor seinem Zimmer wurde gewaltsam angerissen und zweimal heftig an seine Thüre geschlagen.

„Wer da? Was gibt's?" ruft er, in der Meinung, daß eine dringende Provisur ausgekommen sei. Keine Antwort. Er springt rasch auf, wirft sich in seine Kleider, macht Licht und eilt die Stiege hinab. Da stürzt ihm Lisbeth laut jammernd, mit gerungenen Händen entgegen. Thränen ersticken ihre Stimme.

„Wo? Wer denn? So reden Sie!" drängt Fabri ungestümm in die Haushälterin, welche dem Zusammenbrechen nahe ist.

„Der Herr Pfarrer!" — stößt sie endlich hervor. „Großer Gott — der Schlag — —"

„Schnell zum Doctor! Den Knecht, einen Nachbar — nur schnell!" Mit diesen Worten eilt Fabri in's Zimmer an das Bett des Kranken. „Herr Pfarrer!" ruft er dem Bewußtlosen zu und hält sein Licht in die Höhe.

Keine Antwort.

„Um Gottes willen — sprechen Sie! Hören, sehen Sie mich denn nicht?"

Kein Laut, keine Bewegung.

„Geben Sie mir Ihre Hand! Ich richte Sie auf."

Er greift hastig nach der Hand. Sie hängt kalt und steif herab und zeigt kein Gefühl.

„Erheben Sie Sich! Kommen Sie!" — Er will den Kranken aufrichten — der Körper liegt starr, wie angeheftet, während der Athem sich in schweren Zügen aus der Brust hebt und die Augen gespenstig offen stehen.

„Sie müssen mich sehen!" ruft Fabri im höchsten Jammer, schwingt sein Licht hin und her und fährt mit der Hand über die offenen Augen. Sie folgen der Bewegung nicht, sie zucken nicht, sie stehen unbewegt. Schnell langt er nach dem Pulse und fühlt, wie der Schlag desselben unter dem Drucke seines Fingers schwächer und schwächer wird. Immer gebrochener, immer mühsamer arbeitet sich der Athem empor, setzt manchmal erschreckend aus, ein leichtes Rasseln kommt aus der Brust, um die bleichen Lippen sammelt sich ein weißlicher Schaum und ein paar Blutströpflein leuchten darin wie blühende Röschen.

Fabri erachtete die Symptome als Zeichen der höchsten Gefahr und versah nun sein Amt als Priester. Er gab dem Sterbenden die Absolution, sprach die Sterbgebete, besprengte ihn mit Weihwasser und empfahl ihn der Gnade und Barmherzigkeit des himmlischen Vaters. Wenige Minuten später verschied der ehrwürdige Diener des Herrn in seinen Armen und er schloß ihm die Augen zur ewigen Ruhe.

Jetzt stürmte auch die Haushälterin, welche einen

Nachbarn nach der Stadt zum Doctor geschickt hatte, in athemloser Hast wieder herein. Die ernste, trauernde Miene, die feierliche Haltung, womit ihr der Cooperator entgegen kam, sagten ihr Alles. Mit einem lauten, durchdringenden Schmerzensschreie sank sie in die Kniee und rief unter Thränen und Schluchzen aus tiefstem Herzensgrunde: „O Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm!“

„Amen!“ schloß Fabri. Beide verbrachten den Rest der Nacht unter Wachen in stillem Gebete. —

II.

„Doch sieh, wie ihr erbleichet ob meinem Testament!
So weit die Erde reichet sie doch kein reich'res kennt;
Denn alle meine Habe ich nur vom Herren hab',
Und wollt ihr reichre Gabe, als die mein Gott mir gab?“
Redwitz.

Der ganze Marktflecken lag noch in tiefer Ruhe. Der Nachtwächter hatte bereits den Heimweg gesucht; sein näselndes, monotones Lied, die gedehnten Horntöne waren verstummt. Man vernahm nichts als einzelne Hahnenschreie, die mit lautem Schlage aus Nah und Fern sich riefen und antworteten, und freudig den werdenden Tag verkündeten. Die bespornten, heißblutigen Beherrscher der Hühnerhöfe sind bekanntlich unübertreffliche

Wetterpropheten und die besten, nächtlichen Zeitmesser. Auch diesmal täuschte ihr Ruf nicht. Bald brachen die Strahlen des jungen Tages hinter den östlichen Bergen hervor und tauchten die bewaldeten Hügelketten in ein schimmerndes, sprühendes, farbenprächtiges Strahlenmeer, das seine zauberischen, verschmelzenden Tinten weiter und weiter ergoß. Die dunkeln Wolken trieben vorwärts und zogen sich in weitem Bogen vor dem nahenden Gestirne des Tages zurück, während ihr lichtumflossener Saum von Milliarden bunter Perlen funkelte, wie Gold- und Silberstreifen blitzte, in allen Farben vom blendenden Weiß und strahlenden Gelb bis zum tiefblauen Azur und dunkelsten Purpur glühte und überrascht der aufsteigenden Schönheit des Tages entgegensah. Das junge Licht weckte auch die schlummernde Erde und ihre Bewohner zu erneuter Thätigkeit. Die Quellen schienen lauter zu sprudeln und die Bäche rascher durch die Erlen zu rauschen, die Wiesen wogten im frischen Morgenwinde, die Blumen kühlten ihre Blätter im Morgenthau und spiegelten wohlgefällig die Farbenpracht ihrer Blüthen in den glitzernden Perlen, die Vöglein in Wald und Flur schlugen die Flügel, schwangen sich munter von Ast zu Ast und sangen mit weithin schallendem Schmettern ihr Morgenlied.

Welchem Erdensohne sollte bei diesem Anblicke nicht das Herz aufgehen in Lob, Freude und Dank? — Und doch gab es einen Menschen, welchen der helle Tages-

schein und die wieder erwachte Natur in heftige Aufregung brachte. Es war eine hagere, windige Gestalt, die gebückt aus dem Flecken schlich, vorsichtig zurücksah, scheu nach allen Seiten spähte, sodann, als sei sie über den einzuschlagenden Pfad unschlüssig, mitten auf der Straße stehen blieb und dem strahlenden Osten drohend die dürre Faust entgegenhielt. Ein abscheulicher Fluch entweihte die Stille des Morgens, ein widerliches, leidenschaftliches Zischen, wie von einer Schlange, drang durch die halbgeöffneten Zähne und endete mit dem lauten, heftigen Ausrufe: „Wenn ich zu spät komme und das versprochene Trinkgeld verliere, so soll gleich ..."

Der Bursche stockte. Von den Häusern her hörte man Tritte. Ein Blick zurück und er sprang behender als eine Katze seitwärts in das Feld. „Wart', Traudel, alte, elende Wetterhexe!" knirschte er im Sprunge. „Den Rang möchtest mir ablaufen? Bis du mit deinen steifen Gliedern hinauswackelst, hab' ich meinen Kronenthaler von jeder Partei in der Tasche und lache dir höhnisch in's Gesicht."

Der Flüchtige brach in weiten Sätzen quer durch die Flur. Es war ein komischer Anblick, eine wandernde Vogelscheuche. Die langen, spindeldürren Beine steckten in weiten, luftigen Hosen, deren Grundfarbe einmal weiß war. Sie hatten vor Jahren zur Galla- und Sommermontur eines Infanteristen gehört und waren durch die Hände des Trödlers an ihren jetzigen Herrn gekommen.

Die Unaussprechlichen streiften links und rechts die bethauten Halme und zeigten bei jedem Tritte neue Wasserstreifen. Das spindige Obergestell umhüllte ein weiter, verschossener Frack, von ehmals hellgrünem Tuche, mit langen, spitzigen Flügeln und großen, gelben Metallknöpfen, die Wildköpfe in getriebener Arbeit zierten. Das Kleidungsstück mochte seiner Zeit als Prachtexemplar zur Uniform eines Försters gezählt haben. Durchschauert von der Näße und Kühle des Morgens, hatte es der hagere Geselle übereinander geschlagen und sich hineingedreht, daß die Vorderknöpfe auf dem Rücken standen. Die Ellbogen bildeten die Schließen, die Hände vergruben sich in die Aermel. Der breite Kragen war aufgeschlagen, um gegen neugierige Augen zu schützen. Die ganze Figur endigte in einem verschabten, österreichischen „Käppi", das keck auf dem hohen, spitzigen Scheitel saß. Unter dem geraden Schirme des Käppchens und der bleichen Stirne rollten ein paar große, schwarze Augen. Sie trieben ein bewegliches, verdächtiges Spiel, wie man es selten findet, und gaben dem ausgemergelten, blutleeren Gesichte einen wilden, dämonischen Ausdruck. Bald zogen sie rechts, bald links, als wollten sie Alles in ihren Sehkreis zwingen, und schoben sich in die Augenwinkel, daß nur das blendende Weiß abschreckend hervorstach. Bald hoben und senkten sich die glühenden Feuerkugeln, wie bewegliche Lichter in einem ausgehöhlten Kürbis bei dunkler Nacht. Im Zorne aber pfeilten sie nach allen Seiten

und blitzten und leuchteten, daß nur Wenige den stechenden, häßlichen Blick zu ertragen vermochten. Diese seltsame Gestalt war der sogenannte „Wiener Schneider“, ein herabgekommenes Subjekt, leicht an Gliedern, leicht an Kleidern, leicht an Sitten, Fleiß und Allem. Er hatte lange Jahre als lustiger Geselle in Wien gelebt, bis ihn schlechte Streiche auf den Schub und in seine Heimath brachten. Seit dieser Zeit stand er als Gehülfe in dem Dienste eines jüdischen Meisters. Der Jude kümmerte sich wenig um Nadel, Elle und Bügeleisen, sondern trieb nach der Manier seiner Glaubensbrüder, die keine Freunde von schwieligen Händen sind, ein schwunghaftes Wucher- und Trödlergeschäft, das ihm ohne Mühe viel eintrug. Der Geselle mußte den Agenten machen, günstige Gelegenheiten ausspioniren, Kunden herbeilocken und manchmal ein altes Kleid auf Betrug zu einem neuen aufstutzen. Die übrige Zeit war der „Wiener“, wie ihn die Leute kurzweg nannten, sein eigener Herr. Er folgte dem Beispiele seines Meisters, und trieb Alles eher, als sein gutes, redliches Handwerk.

Den frühzeitigen Gang des Wieners zu errathen, fällt nicht schwer. In fünfzehn Minuten hatte er den Eulenhof erreicht, schwang sich behend über die Umzäunung und stand nach wenigen Sätzen mitten in der Wohnstube. Arnold, der Hofbauer, und sein Weib saßen wie versteinert vor ihren Kaffeetassen. Peter junior aber [illegible] sich im ersten Schrecken so jäh und gewaltig, daß

die eichene Bank krachte. Der Schneider fixirte die verblüffte Gesellschaft mit einem spöttischen, überlegenen Blicke und meldete in näselndem Tone wie ein Ausrufer: „Seine Hochwürden unser Herr Pfarrer sind heute Nacht glücklich hinübergegangen. Ich gratulire den lachenden Erben. Sie haben Ursache und Recht, sich auf die Goldfüchse zu freuen. Für den Boten aber ist der versprochene Kronenthaler fällig."

Er hielt die schmale, dürre Hand hin.

Seine Worte waren noch nicht verhallt, so sprang der Hofbauer auf, stürzte an den großen Kleiderkasten und holte Rock und Hut heraus. Seine Frau folgte, schlug geräuschvoll den Deckel ihrer alten Truhe in die Höhe und brachte die große Bänderhaube, den grünen Bibermutzen und die blaue Merinoschürze zum Vorschein.

„He da, mein Laufgeld!" mahnte der Schneider nochmals und postirte sich vor den würdigen Sohn, weil er wohl einsah, daß jetzt mit den Eltern nichts anzufangen sei.

„Vater, Mutter — geschwind! — Schnell, eilt Euch!" drängte dieser, zog bedächtig seinen Lederbeutel und fingerte lange darin unter dem Tische.

„Freilich, schnell — schnell!" lachte der Schneider. „Macht nur fort! Bis Ihr in's Pfarrhaus kommt, ist Alles aufgeräumt."

Das schlug durch wie ein zündender Blitzstrahl. Die Geldgierigen überstürzten sich, warfen Alles um und

sprangen in blinder Hast mehrmals gegen einander wie wilde Thiere. Peter schob dem Boten zögernd eine Krone hin, als trenne er sich schwer von der Münze.

„Durchlöchert und beschnitten!“ höhnte der Wiener verächtlich. „Aus Euern Händen darf nichts „koscher“ kommen.“

„Da seht 'mal, wie wählerisch!“ brummte Peter. „Wie lange speicherst du denn deine Kronen auf? Pack' ein, Lusticus, ich rathe dir's! Ich denke, der Gang ist theuer genug bezahlt.“

„Doch nicht. Was bekommt die alte Traudel, welche mir nachkeucht?“ fragte der Schneider lauernd und sein dunkles Auge schob sich hoch nach der Stirne.

„Nichts — keinen Kreuzer! Wäre sie zuerst gekommen. Vater, Mutter — hört Ihr? Die Traudel begegnet Euch. Daß Ihr nichts herschenkt! Wäre sie zuerst gekommen. Hört Ihr's?“ —

„Gebt mir der Alten Trinkgeld!“ bettelte der Schneider. „Ich hab's redlich verdient.“

Peter schüttelte seinen Kopf so entschieden, daß der Gesuchsteller kein Wort mehr verlor.

„Fertig!“ rief der Hofbauer, stülpte seinen Hut auf und trat mit glühendem Gesichte unter die Thüre, — „aber zusammen dürfen wir nicht gehen. Wiener, du bleibst da! Verstanden?“

„Das läßt er bleiben. Verstanden? Ich nehme einen Umweg. Geht nur!“ —

Arnold und sein Weib eilten nach dem Pfarrhofe. Der Schneider aber zog sich durch den Wald hinüber nach der Landstraße, wo frisch aufgeworfene Erdmassen, große Steinhaufen und hohe Fichtenstangen die Richtung bezeichneten, welche die zukünftige Bahn einschlagen sollte. Dort traf er den Palier Ringlein und verdiente sich für die frohe Trauerkunde noch eine Krone. Ringlein kündigte sogleich dem Oberingenieur mit dürren Worten seine Stelle auf und machte sich mit dem Schneider auf den Weg nach dem Markte. Die alte Traudel kam ihnen unterwegs keuchend entgegen. Der Schneider lachte ihr höhnisch in's Gesicht, wie er sich's vorgenommen, wünschte ihr einen guten Morgen, einen vergnügten Spaziergang, guten Appetit zum Mittagessen und geruhsame Nacht — Alles in einem Athemzuge. Der Palier lachte laut auf. Die gebeugte, erschöpfte Frau sprach kein Wort. Sie preßte ihre Lippen zusammen. Aus ihren grauen Augen aber blitzte ein düsteres Licht, das sich nach dem Tage der Rache sehnte.

Mit stolzem, gemessenem Schritte, hoch getragenem Kopfe und gravitätischer Haltung stieg Ringlein nach dem Marktflecken. Er warf sich fest in die Brust, so daß die gedrungene, breite Gestalt noch breiter erschien. Die dicken, wulstigen Lippen, welche dem strahlenden Kupfergesichte den Stempel der Sinnlichkeit aufprägten, schoben sich weit vor über den krausen Vollbart, der stark in's Flachsgelbe spielte und außer dem Kinn noch

die Hälfte der Brust verschleierte. Die kleinen, wässerigen Augen schwammen eingekeilt zwischen der vorspringenden Stirne und den fleischigen Wangen, die wie erfroren glühten, während die breitgedrückte Nase auf eine höchst verdächtige Art vom Rothen in's Violette schillerte. Eine graue, zottige Jope, ein Calabreser und ein langer Maßstab bildeten die Ausrüstung des hoffnungsvollen Erben. Er kümmerte sich wenig um den Schatten von einem Menschen, der wie ein Windspiel nebenherlief und allerlei schlechte Witze zum Besten gab. Vor dem Marktflecken verabschiedete er den Schneider, weil dieser es selbst wünschte. „Du kannst gehen," sprach Ringlein herablassend. „Ich schlage mein Quartier im „Schwanen" auf. Verspürst du Hunger oder Durst, so sprich vor."

Der Wiener nickte, rückte demüthig sein Käppchen und ging seitwärts. Im Gehen wandte er sich nochmals mit der Frage: „Wollen Sie denn nicht in's Pfarrhaus, Herr Baumeister?"

„Wozu? Man wird mich als Haupterben schon rufen, wenn's an's Testament geht."

Der Wiener zuckte die Achseln, lächelte verschmitzt und warf leicht hin: „Es könnte Manches verschwinden."

„Bah! nicht nagelgroß. Dafür sorgt schon das Hungerleidervolk vom Erlenhof." Der Palier brach in ein lautes, rohes Gelächter aus und setzte unbekümmert seinen Weg fort.

Ringlein hatte sich in dieser Voraussetzung nicht getäuscht. Die beiden Eheleute waren mit verstörten Gesichtern, hervorstürzenden Thränen und lauten Wehklagen, welche das ganze Haus erfüllten, in den Pfarrhof gekommen. Sie drangen ohne Aufenthalt in's Wohnzimmer, wo man das sogenannte Paradebett für den Verblichenen hergerichtet hatte. Beide stürzten zugleich auf ihre Kniee, rangen die Hände, schluchzten und stöhnten, daß man selbst hätte mitweinen mögen. Arnold gewahrte das Weihwassergefäß. Er überschüttete den Todten förmlich und zeichnete mit den Wasserstrahlen Kreuz um Kreuz auf die Decke, während seine Frau die gefalteten Hände hoch emporhob, schluchzte und betete und in ihrem Leidwesen zitterte, daß die Perlen ihres Rosenkranzes hörbar aneinander schlugen. Der Hofbauer stellte das leere Gefäß wieder an seinen Platz. Die vollbrachte Spende schien seinen Schmerz etwas zu mäßigen. Das gewaltsame Stöhnen verlor sich in einzelne tiefe, herzbrechende Seufzer. Er preßte die Hände vor die Brust, drehte die Augen nach der Zimmerdecke und rief mit weinerlicher, oft unterbrochener Stimme: „Großer Gott! — nimm ihn auf in die Wohnungen der Seligen! Vergilt ihm tausendfach alles Gute, was er uns gethan — wir vermögen es nicht. Oh — oh! — es war unser bester, unser einziger, unser letzter Verwandter."

„Und unser Freund," fiel die Frau schluchzend ein, „unser Rath und Trost in jeder Drangsal, unser Helfer

und Mittler aus aller Noth, unser Beschützer, unser Vater . . ."

„Allzeit so herzensgut," wehklagte der Hofbauer fortfahrend, „so theilnehmend, so herablassend, so schlicht, so barmherzig — die Liebe und Milde selbst, ein Engel . . ."

„Ach ja!" jammerte die Frau, „ein Seraph im Fleische, ein Schutzengel für seine Verwandten, für die Armen und Betrübten. Jetzt dürfen sie weinen und klagen. Niemand wird sich ihrer erbarmen."

Sie ließ wie verzweifelnd die Hände sinken. Auf's Neue brach ein Thränenstrom aus ihren Augen, als fühle sie die ganze Schwere dieser Worte. Laut klagend beugte sie ihr Haupt auf das Bett. Wie von ungefähr geriethen die leinenen Tücher unter ihre Hände. Sie prüfte mit den Fingerspitzen deren Qualität und zupfte und zerrte so lange, bis ihre Augen auch die Zeichen und Nummern erspäht hatten.

„Die ganze Gemeinde ist zu bedauern," rief der Hofbauer. „Ein solcher Herr steht nicht mehr auf. So gelehrt, so fromm, so rastlos und opferwillig, so betsam und erleuchtet, und doch so bescheiden, so sparsam und einfach! Jeder Bauer lebte besser." Er bog sich bei diesen Worten zurück. Sein Auge fixirte zuerst die Anwesenden, hierauf schien es die Stühle, Tische, Commoden, Schränke, ja selbst die Bilder und Nägel an der Wand zu zählen.

Der Cooperator stand mit einigen Männern am Fenster. Alle wandten sich unwillig ab.

„O Gott!" jammerte die Bäuerin und kritzelte mit dem Nagel ihres Mittelfingers ein Zeichen in die Bettstatt, — „ist er jetzt im Himmel droben. Hätten wir doch mit ihm sterben können!"

„Wir sehen ihn dereinst wieder," tröstete Arnold und aus seiner Stimme sprachen Fassung und Muth. „Jetzt bleibt uns Armen nur noch ein Trost: wir wollen die theuern, irdischen Ueberreste unseres hochwürdigen, seligen Verwandten bewachen, bis sie die Erde deckt. Wir wollen da knieen bleiben unter Wachen, Beten und Fasten."

„Das wird nicht gehen," sprach der Cooperator und trat einige Schritte vor. Arnold und seine Frau erhoben sich zugleich.

„Und ist nicht nöthig," ergänzte Lisbeth, welche noch allerlei im Zimmer zu ordnen hatte. Ich habe seit dreißig Jahren den hochwürdigen Herrn besorgt, meine Schuldigkeit gethan und werde in den paar letzten Tagen meinem ehrlichen Namen keine Schande machen."

„Davon war keine Rede," entgegnete der Hofbauer hart, „aber fremde Leute, Dienstboten und die nächsten Anverwandten — das ist ein Unterschied. Versteht Ihr!"

„Freilich, freilich!" sprach die Haushälterin mit zitternder Stimme und ihr Auge schwamm in Thränen. „Die Dienstboten sind gut zum Sorgen, zum Schaffen

und am Ende — zum Fortjagen. Und die Verwandten....? Nun, man weiß es schon."

„Jeder nach seinen Würden!" bemerkte Arnold mit prahlerischem Hohne.

„Geh doch!" legte sich seine Frau in's Mittel, welche das finstere Gesicht des Cooperators beobachtete, und ihre vorher so klägliche Stimme schlug in ein heiseres Keifen um. „Geh weiter! Wie magst du mit der alten Zange anbinden? Du weißt, daß sie uns von jeher mit scheelen Augen angesehen hat. Geh! Ihre Herrschaft wird bald ausgespielt sein."

„Still!" gebot Fabri streng. „Wer wird einen braven Dienstboten so unverschuldet kränken? Ich verbitte mir solche Vorgänge. Pfui, schämt Euch! Dort liegt noch die Leiche des Verstorbenen, und hier hadert Ihr ohne alle Rücksicht? Ich muß Euch ersuchen, das Zimmer zu verlassen."

Der Hofbauer streckte sich und sah den Sprecher groß an. Sein Auge schien zu fragen: „Wer bist du? Wer hat hier zu befehlen?" Seine Lippen aber bemerkten mit besonderem Nachdrucke: „Hochwürden, wir sind die nächsten Verwandten des Seligen."

„Um so mehr solltet Ihr Euch bescheiden! Hier gilt vorläufig nur mein Wort. Ich bin der für die Pfarrei bestimmte Cooperator und werde deren Geschäfte nach diesem traurigen Falle fortführen, bis ein ordentlicher Verweser ernannt ist. Alles Uebrige aber ist Sache des

Gerichtes, dem ich bereits Anzeige machte. Nach solchen Auftritten muß ich nochmals ersuchen, meinen Anordnungen zu folgen."

Die beiden Leidtragenden wollten widersprechen, fanden aber bald, daß gegen das feste, entschiedene Auftreten des Cooperators nicht aufzukommen war. Mit lautem Weinen und Klagen wandten sie sich noch einmal nach dem Entschlafenen. Es klang wie Trauer über den mißlungenen Plan. Sodann verließen sie das Haus, nicht ohne giftige Blicke nach der alten Haushälterin zu schleudern, welche gewiß nicht von Segenswünschen im Herzen begleitet waren.

Beide zitterten vor Wuth über die erfahrne Ausweisung, aber mit dem ersten Schritte auf die Straße wußten sie sich zu fassen. Ihre Gesichter legten sich in düstere Trauerfalten. Die Frau fuhr unablässig mit der Hand über die Augen und bewegte die Lippen wie in stillem Gebete. Peter schritt langsam dahin mit tief gesenktem Haupte, als beuge ihn der Gram zu Boden. Die Brust aber beseelte Hoffnung und Stolz, denn sie gewahrten all' die Augen, welche voll Neid auf den glücklichen Erben ruhten.

Einen argen Stoß erlitt ihre geheime Freude, als sie in die Nähe des „Schwanen" kamen. Der Palier lag breit an einem Fenster des Wirthshauses, blies behaglich den Rauch seiner Cigarre in die Luft und schien die Vetterschaft weder zu kennen, noch zu beachten.

„Wenn nur der im Himmel wäre!" seufzte die Bäuerin, deren Gesicht sich bei diesem unvermutheten Anblicke entfärbt hatte.

„Im Himmel?" — Ja, wo der Pfeffer wächst," brummte der Hofbauer und ließ seinen Kopf noch tiefer hängen.

„Gutes stiftet der so wie so nicht auf dieser Welt." —

„Möcht' ich wissen!" —

„Für rechtliche Leute den größten Schaden." —

„Er bringt uns um die Hälfte der Erbschaft. O, ich könnte ...."

„Wenn nur nicht mehr!" — Er hatte die Schwester zur Frau." —

„Ah bah! Er stand mit seinem Schwager wie Geier und Taube und durfte ihm das Haus nicht betreten." —

„Ach Gott! du weißt ja, wie die Leute im letzten Stündlein oft schwach werden. Wenn nur den Herrn Pfarrer keine solche Schwäche überkam!" —

„Das war kein Mann der Schwächen und dann — das Testament ist schon seit Monaten fertig. Jedenfalls. Vielleicht seit Jahren. Von Gott und Rechts wegen hätte er den arbeitsscheuen, abgehaus'ten Lumpen ganz enterben sollen. Der Trunkenbold wird die Erbschaft durch die Gurgel jagen wie sein eigenes Vermögen."

„Wenn man nur wüßte!" —

„Wie das Testament lautet? — Ja, freilich. —

In dem Falle könnte man den Burschen beiziehen oder abschütteln, je nachdem die Karte fällt."

Die Treppa seufzte tief auf vor lauter Zweifel und erklärte mit leiser Stimme, denn sie waren nur noch wenige Schritte vom Herrn Vetter entfernt: „Es ist ein böses Ding! — Im Pfarrhof ist man schlecht auf uns zu sprechen, Das sind lauter fremde Leute, die selbst erben möchten. Der Maurer ist uns gram, weil du vor Jahren seine Spielschuld nicht bezahlt hast."

„Gram!" flüsterte Arnold. „Gott behüt'! Ich kenne diese Naturen. In der Freude seines Herzens denkt er nicht mehr daran. Laß sehen! Noth um einen Schoppen und ein paar grobe Reden. Nur freundlich, als sei nichts vorgefallen! Wir fühlen ihm auf den Zahn und darnach richten wir uns. Also herein!" —

„Schönen guten Morgen, lieber Vetter!" grüßte Arnold mit wehmüthiger Geberde beim Betreten des Gastzimmers. Die Treppa machte einen Knix und lispelte einige unverständliche Worte. „Schönen, guten Morgen!"

Der Palier, welcher gespreizt am Fenster stand und gravitätisch seine Cigarre an die Lippen hielt, dankte nicht auf den wiederholten Gruß. „Was? — Vetter?" lachte er laut und spöttisch. „Da seht 'mal die reichen Leute! Hat sich der Wind gedreht? Aha! jetzt soll die alte Freundschaft wieder gelten. O du wetterwendische Sippe!"

Es klang wie unverdiente, edelmüthig ertragene Kränkung aus den Worten des Hofbauern, als er ruhig

erklärte: „An deinem Hochzeitstage, Vetter, tranken wir als nahe Verwandte Brüderschaft. Seitdem war und bin ich dein Freund und habe im Stillen Manches gethan, was du nicht ahnst und nie erfährst. Im Uebrigen stand ich unter den Geboten des geistlichen Herrn und konnte nicht anders. Da hast du's. Wer mag daran denken? Laß vergangene Dinge ruhen! Wir haben mit der Gegenwart zu thun. Ich dächte, solche Trauerfälle führen die Herzen zusammen." Seine Stimme nahm einen weinerlichen Ton an und die Bäuerin hob ihre Schürze vor die Augen.

„Das muß wahr sein," entgegnete der Palier, ergriff sein Glas und leerte es auf einen Zug. „Glück und Unglück verbrüdern gern. Meinetwegen — die Hand her! Setzt Euch nieder!" —

Die Einladung wurde bereitwillig angenommen. Auf Bestellung brachte die Wirthin Brod und Wein. Arnold lächelte verstohlen, als er gewahrte, daß vor seinem Vetter zwei leere Teller und zwei Gläser standen. „Er hatte Gesellschaft," calculirte der Hofbauer und blieb darüber nicht lange im Dunkeln. Hinter der Wirthin schlüpfte der Wiener in's Zimmer, schlug mit der Hand militärisch grüßend an's Käppi, als sei er eben angekommen, warf es mit leichter Wendung geräuschvoll auf einen Tisch und rief lustig: „Potztausend! — die ganze Freundschaft beisammen. Ein schönes Wort unter reichen Erben."

Die Verwandten nickten, der Wiener aber fuhr pathetisch fort und sein Auge spiegelte von Gesicht zu Gesicht:

„Eintracht ernährt,
Zwietracht verzehrt.

Das war schon die Parole von Kaiser Franz. Einen solchen Regenten bekommt das österreichische Land nimmer. Was er sprach, stand fest wie ein Fundament. So mächtig, so erhaben, so kaiserlich und doch so gemein! Die apostolische Majestät klopfte mir mehr als einmal vertraut auf die Schultern und sagte: „„Seppi, mach' mir das Zeug nicht zu eng! Der Metternich kann plaudern, was er will."" Und darin hatte der fürstliche Herr abermals Recht. Metternich war ja doch nur sein erster Kammerdiener. Er verabscheute jeden Zwang. Das war ein Kaiser!"

„Willst du schweigen?" unterbrach Ringlein den Schwätzer, und zeigte drohend nach der Thüre. „Willst du? Glaubst du, wir haben jetzt Zeit, deine alten Wiener Lügen anzuhören? Setz' dich, trinke, aber ...."

Der Wiener saß schon, bevor noch das Wort ausgesprochen war. Er hatte seinen Zweck erreicht.

„Todt ist todt," fuhr der Palier ruhiger fort und stieß ringsum an. „Rennen wir uns das Hirn ein, reißen wir uns die Köpfe ab, es ist nicht zu ändern."

„Gott sei's geklagt!" seufzte der Hofbauer. „Ich wollte gern auf meinen Antheil verzichten — der Himmel weiß es!"

Der Wiener drehte seine Augen auf die Seite, maß den Sprecher mit einem schelen Blicke und klapperte mit den Zähnen wie ein Storch.

„Die Hinterlassenschaft gehört uns," begann der Palier wieder, ohne sich um den Gram der Eheleute zu kümmern. „Ich bin der nächste Verwandte" — der Hofbauer biß sich auf die Lippen und seine Frau rückte unruhig auf ihrem Stuhle —, „aber die Hälfte mir, die Hälfte Euch. Das heißt rechtschaffen getheilt, wie sich's unter Verwandten ziemt."

„Wenn nur das Testament keinen Strich durch die Rechnung macht," bemerkte Arnold, dem Anscheine nach mit vollem Gleichmuthe.

„Durchaus nicht. So lautet das Testament."

„Wie? — was? — Vetter! — Du weißt?" fuhr der Bauer auf.

Ringlein sah ihn fest und triumphirend an, warf sich stolz in die Brust und antwortete: „Ich weiß genug für Euch und mich. Meine Kundschafter hören durch fünf Wände und zehn Schlösser. Es hat mich ein schönes Stück Geld gekostet."

„Und die Haushälterin?" fragte die Treppa gespannt.

„Bekommt auch ein Trumm. Wie viel oder wie wenig, weiß ich nicht."

„Daß sich Gott erbarm'!" jammerte die Frau und ihre Hand erhob sich zur Bekräftigung, als sie heftig eifernd

fortfuhr: „Der gehört nichts — kein Kreuzer! Uns entgeht's. Ja, hinausjagen sollte man sie aus dem Pfarrhofe, eher heut' als morgen!"

„Die paar Gulden schaden uns wenig," begütigte Ringlein und füllte auf's Neue sein Glas.

„Sie hat nichts verdient," schrie die Bäuerin zornig, „schon um der Verwandten willen. Wir waren gerade dort im Pfarrhaus — wollten uns ein wenig um die Sachen kümmern. Da kamen wir schön an!"

Die Augen des Wieners leuchteten vor Schadenfreude. Er ließ sie links und rechts spazieren und klapperte lustig mit den Zähnen.

„Laßt mich aus!" rief Ringlein gleichgültig und strich selbstgefällig seinen Bart. „Die paar Fetzen hin oder her!"

„Und was verschwindet?"

„Wenig oder gar nichts. Die alte Scharteke ist die Ehrlichkeit selber. Sie legt eher einen Groschen dazu, als sie einen Heller wegnimmt."

„Die Haushälterin!" rief die Bäuerin gedehnt und ungläubig. „Das wäre! Sie sorgt für sich, wie jede Andere. Und dann die fremden Leute! Da wird in der Verwirrung aufgehoben, eingesteckt und weggeschleppt, was nicht niet- und nagelfest ist. Und wir — wir sehen nach."

„Meine Frau hat Recht," brummte Arnold und sah mißtrauisch vor sich hin. „Der Schaden bleibt immer uns."

Der Palier überlegte sich die Sache, trank bedächtig sein Glas aus, stieß es mit schwerer Hand auf den Tisch zurück und erklärte: „Der Geschichte schieben wir auf alle Fälle einen Riegel vor. Aufgeschaut, Wiener! Von dieser Stunde an bewachst du mir den Pfarrhof — bei Tag und Nacht. Du achtest auf Alles, was ein- und ausgeht, offen oder versteckt. Seid Ihr einverstanden?

Das Ehepaar bejahte.

„Du thust es nicht umsonst. Jetzt vorwärts auf deinen Posten! Später bringst du mir Rapport."

Der Wiener mußte wohl oder übel aufbrechen. Er wich ungern, aber in der Hoffnung auf einen guten Verdienst.

„Das wäre abgemacht," fuhr der Palier zufrieden fort. „Auf den können wir uns verlassen und unser Eigenthum ist gesichert. Nun kommt ein anderes Capitel. Ich habe Euere Freundschaft angenommen und Euch wichtige Dinge vertraut. Höret weiter: Ich habe meine Stelle bei der Eisenbahn gekündigt, werde wieder mein eigenes Meisterrecht ausüben und mir ein Haus kaufen, sobald die Erbschaft flüssig wird. Bis dahin bedarf ich Vorspann. Gebt mir hundert Gulden! Bei der Theilung könnt Ihr meine Schuld vorweg abziehen."

Arnold zuckte zusammen und bekam einen gefährlichen Husten. Die Frau sah starr zu Boden und zupfte verlegen an ihrer Schürze.

„Nun?“ fragte der Palier kurz.

„Ja, wenn wir's machen können.“

„Ob? — Ein guter Freund kann Alles.“

Der Bauer drehte und wandte sich auf seinem Stuhle und schielte in tausend Nöthen nach seiner Frau. Sie verwandte kein Auge vom Boden. Er konnte und durfte die Sache nicht abschlagen. „Es — wird — gehen,“ meinte er endlich zögernd und dachte mit Schrecken an die erneute Freundschaft. Die Treppa aber mahnte ihren Begleiter ungeduldig zum Aufbruche. Sie fürchtete, es möchten noch mehr solche Freundschaftsstücklein nachkommen.

Gegen Abend empfing der Palier das verlangte Darlehen und fuhr nun mit vollen Segeln in's alte Fahrwasser. Er konnte wieder nach Herzenslust trinken, spielen und renommiren. An passender Gesellschaft war kein Mangel, die Wirthsstube sein Königreich. Noch erwartete ihn eine schwere Aufgabe, dem Leichenbegängnisse seines Schwagers beiwohnen zu müssen. Er dachte hin und her, wie dieses lästige Pflichtopfer abzuwenden sei, aber — der Schein, die öffentliche Meinung! Es ging nicht. Der Wiener mußte für ein anständiges Gewand sorgen. Am Tage der Trauer schritt Ringlein düster in den Reihen der Leidtragenden. Er mochte sich tüchtig zu diesem Gange gestärkt haben, denn oft wurde sein Tritt unsicher, und seine Nachbarn bemerkten mit Unwillen, wie sich der Leidträger zusammennehmen mußte.

Um so eifriger benützte diese Gelegenheit die Familie Arnold, Vater, Mutter und Sohn, um der Welt ihren grenzenlosen Schmerz zu zeigen. Sie weinten nicht mehr, sondern heulten und stöhnten um die Wette, als würden sie dafür bezahlt. Während man die Leiche in's Grab senkte, geberdeten sie sich wie besessen. Der Jammer schien die Trostlosen förmlich aufzureiben und selbst ihre Knechte und Mägde mußten in die lauten Wehklagen mit einfallen. Einzelne gutmüthige Seelen ließen sich täuschen. Die Verständigen aber wandten sich mit Eckel von dem widrigen Schauspiele ab.

Die Bewachung des Pfarrhauses durch den Wiener Schneider und selbst die gerichtliche Sperre genügten der Familie Arnold nach der Beerdigung nicht mehr. In ihrem Wahne stieg die Gefahr von Stunde zu Stunde. Das besorgte Elternpaar zog es deßhalb vor, jeden Tag selbst in den Marktflecken zu gehen, um die Ereignisse in nächster Nähe zu beobachten. Der Pfarrhof war ihnen leider verschlossen. Cooperator Fabri, welchen das Ordinariat als Pfarrverweser aufgestellt hatte, verbat sich streng jeden unnöthigen Besuch von dieser Seite. Er mußte sich zudem mit einem einzigen Zimmer behelfen, denn alle übrigen Theile des Hauses waren amtlich versiegelt.

Endlich kam der entscheidende Tag. Eine Gerichts-Commission erschien im Pfarrhause, um das Testament zu öffnen. Außer dieser und dem Pfarrverweser war

noch Herr Pfarrer Hegenauer aus einem benachbarten Dorfe zugegen, der intimste Freund des Verstorbenen. Auch der Vorstand des Marktes und zwei Mitglieder der Verwaltung fanden sich ein, so wie mehrere junge Leute, welche der Entseelte als Pathe zur heiligen Firmung geführt hatte. Den Hauptplatz vorn am Tische behaupteten natürlich die Erben. Der Hofbauer und seine Frau hatten ihren Vetter Ringlein in die Mitte genommen.

„Wie ich sehe," begann der Beamte mit feierlicher Miene und schob seine Brille in die Höhe, „sind die muthmaßlichen Erben versammelt. Auch ohne diesen Fall, den ich nur nebenbei constatiren zu müssen glaube, würde dem amtlichen Vorschreiten in dieser Sache, das heißt, in der Eröffnung des Testamentes nichts im Wege stehen. Vorausschicken muß ich noch, daß besagtes Testament in jenem Schreibtische in einer Schatulle gefunden wurde, worin der Verstorbene auch seine Baarschaft bewahrte."

Der Beamte ging nun daran, langsam den Umschlag des Papieres aufzuschneiden. Man hörte das Schürfen der Scheere, so ruhig war es im Zimmer. Der Palier stand starr und steif, stemmte beide Hände auf den Tisch und sein Gesicht leuchtete tief dunkel aus dem struppigen Barte. Der Hofbauer zitterte vor Aufregung und seine Augen schienen das entfaltete Papier verschlingen zu wollen. Seine Frau war ganz in sich versunken und sperrte die Lippen weit auf, als könnte sie so ihrem Gehöre zu Hülfe kommen.

Der letzte Wille des Entseelten war deutlich, kurz und bündig abgefaßt. Nach der üblichen Einleitung kamen folgende Punkte:

„1. Ich ersuche meinen lieben Freund, den Herrn Pfarrer Hegenauer, die Pflichten eines Testaments-Vollziehers bei meinem Nachlasse zu übernehmen. Als Andenken an die vielen, trauten Stunden, welche wir zusammen studirten und disputirten, vermache ich ihm meine Bibliothek sammt Bücherschrank."

Der Hofbauer nickte zustimmend. Den Papierkram und die alten Scharteken kaufte er nicht theuer.

„2. Jeder meiner Firmpathen erhält 25 Gulden, mit der Bitte, für mich zu beten."

Diesmal nickte der Hofbauer nicht. Er zählte die Glücklichen im Geiste zusammen und fand deren acht. Das schien ihm mehr als splendid.

„3. Meine Haushälterin, Elisabetha Mehring, wird meine Haupterbin und erhält außer ihrem Bette sammt Zugehör und einer Commode 800 Gulden, welche in Staatspapieren in meiner Schatulle liegen. Sie hat mir treu und fleißig gedient. Ich danke ihr für alle Mühe und Treue und glaubte nach Kräften für sie sorgen zu müssen."

Der Palier regte sich nicht, aber sein Gesicht erglühte dunkler. Die Treppa hustete ärgerlich und spuckte vor Zorn heimlich aus. Arnold aber biß sich auf die bleichen Lippen, wandte sich um und warf der treuen

Dienerin, welche ganz im Hintergrunde stand, einen fürchterlichen Blick zu.

„4. Mein übriges Vermögen besteht aus drei- bis fünfhundert Gulden, welche in derselben Schatulle liegen und für die laufenden Ausgaben bestimmt waren. Hievon sind die Kosten der Beerdigung zu bestreiten. Der Rest und

5. Der Erlös aus meinem gesammten Inventar, welches mein Freund sofort bis zum letzten Stücke versteigern soll, zerfällt in drei Theile: Der erste gehört den Armen, der zweite den Hofbauers-Eheleuten Peter und Gertrude Arnold, der dritte meinem Schwager Ringlein. Möge es Allen zum Nutzen und Frommen gereichen!" — —

Es folgten noch einige Schlußworte, hierauf die Unterschrift und darunter als Zeugen der anwesende Marktvorstand und die beiden Verwaltungsmitglieder. Bei Verlesung ihrer Namen traten die drei Männer zur Bekräftigung vor. Würde und Stolz zugleich leuchteten aus ihren Mienen, daß sie der Herr Pfarrer, der gar keines Zeugen bedurft hätte, zu den Vertrauten seines letzten Willens erkoren hatte.

Die Verwandten harrten einige Minuten. Als aber Niemand sprach und der Beamte mit den dürren Worten: „So, wieder etwas geschehen" — das Papier zusammenfaltete, stemmte der Palier seine Gestalt auf den Tisch, daß das schwache Gestell seufzte, und sah ihm starr in's

Antlitz. Die Bäuerin schlug in ihrem Schrecken die Hände zusammen und blickte ängstlich fragend bald auf die Zeugen, bald auf Ringlein, bald auf den Beamten, ob Niemand sich erklären würde. Des Hofbauern Gesicht war um die Hälfte länger und ganz erdfahl geworden. Seine Augen schienen aus dem Kopfe zu treten, die schmalen Lippen zuckten. Er bog sich über den Tisch mit einem scharfen, barschen: „Nun?"

„Nun?" wiederholte der Beamte ruhig. „Was weiter?"

„Fer—tig?" fragte der Hofbauer gedehnt und in diesem einen Worte lag mehr Geiz und Habsucht, mehr Schrecken und Angst, mehr Zweifel und Hoffnung, als eine Feder zu schildern vermag.

„Wir sind fertig. Ich habe den Act, welcher dem Gerichte zusteht, mit aller Förmlichkeit vollzogen, werde jetzt die amtlichen Siegel abnehmen und dem Herrn Testaments-Vollstrecker zum weiteren Vorschreiten die Schlüssel überreichen. Wer eine Abschrift des Testamentes wünscht, kann solche gegen die üblichen Copier- und Beglaubigungs-Gebühren beim Gerichte in Empfang nehmen."

„Nicht möglich!" riefen Arnold und seine Frau zugleich und mit einer Entschiedenheit, die Alle in Erstaunen setzte. Auch der Palier, welcher seither einer Säule glich, rührte sich, schob seinen breiten Körper in die Höhe, schlug ungenirt mit der Faust auf den Tisch,

daß die Tinte umherspritzte und rief: „Das wäre! Fahren Sie nur fort, Herr Assessor!“

„Hier!“ entgegnete dieser ärgerlich und warf die Papiere auf den Tisch. „Wer mehr herauslesen kann, ist eingeladen.“

„Das ist ja kaum der dritte Theil des Vermögens,“ behauptete Ringlein und hielt mit Mühe an sich.

„Hypotheken, baares Geld oder Staatspapiere — etwas muß da sein,“ bekräftigte Arnold. „Die Familie war wohlhabend, sehr wohlhabend und hat nur eine einzige Tochter ausgeheirathet.“

„Meine Frau selig,“ bejahte Ringlein und setzte ohne Rückhalt bei: „Meine Frau bekam zur Aussteuer fünftausend Gulden; dieselbe Summe ihre Schwester, welche später unverheirathet starb und gleich viel behielt sich die Mutter als Heimgut. Der Herr Pfarrer hatte zu Gunsten der Schwestern großmüthig auf Alles verzichtet. Wo ist nun dieses Vermögen, Herr Assessor? Wo ist's?“ Bei jedem Worte stieß der Sprecher mit seinen knöchernen Fäusten auf den Tisch, daß dieser in allen Fugen seufzte und zitterte.

Der Assessor blickte fragend auf die Zeugen. Der Marktvorstand ergriff im Namen seiner Begleiter das Wort: „Von einem solchen Vermögen hat unser Herr Pfarrer keine Silbe gesagt. Im Gegentheile, als ich am Schlusse der Verhandlung fragte, ob nichts vergessen sein dürfte, antwortete der Selige mit aller Bestimmtheit:

„„Ich zählte nie zu den Verehrern des Mammons. Dieses ist mein Hab und Gut und ich glaube nach Pflicht und Gewissen testirt zu haben."" Mehr wissen wir nicht."

„Es kann nicht sein," eiferte Arnold gegen den Vorstand. Seine Hände zitterten und Thränen der Wuth traten in seine Augen.

„Nein unmöglich!" schrie Ringlein und ein heiseres Lachen drang über seine Lippen.

„Warum denn nicht?" fragte der Schulze kalt. „Ihre Frau bekam fünftausend Gulden; aber nicht allein der Bruder, sondern auch die Mutter und Schwester werden zu Ihren Gunsten verzichtet haben. Ob sie gut daran thaten, werden Sie..."

„Ich verbitte mir jede anzügliche Bemerkung," unterbrach ihn der Palier grob und nahm eine drohende Haltung ein. „Das Vermögen meiner Familie werde ich wohl am besten kennen und keine Aufklärung bedürfen. Wir müssen entweder das Geld finden, oder ein zweites Testament. Herr Assessor, ich appellire an Ihre Hülfe."

„Wir auch," fielen Arnold und seine Frau zugleich ein.

„Recht gern; aber Ihr habt neulich selbst gesehen, daß jedes einzelne Stück, jedes Blatt Papier inventarisirt wurde. Wo soll da ein zweites Testament liegen? Ihr könnt übrigens vor der Versteigerung noch einmal Alles untersuchen. Der Herr Testaments-Vollzieher wird nichts dagegen einzuwenden haben."

„Durchaus nicht," meinte Hegenauer lächelnd, „wenn

es in Gegenwart von Zeugen geschieht. Am Erfolge möchte ich sehr zweifeln."

„So! — das wollen wir sehen," rief Ringlein drohend und wandte sich ohne Gruß nach der Thüre. Arnold und seine Frau folgten, außer sich vor Ingrimm und Bestürzung, brennende Gluth in den Augen und die Hölle im Herzen ob der Täuschung. Das Trio eilte nach dem „Schwanen", um dort die nächsten Schritte zu berathen. —

III.

Es ist ein Leichtes, den Stab zu brechen:
Zwei Worte, und es ist gescheh'n;
Doch besser ziert's, mit fremden Schwächen
Bescheiden in's Gericht zu geh'n. —

Es gibt nicht leicht einen Anblick, der mehr zur Trauer und Wehmuth stimmt, als das sogenannte Theilen und Versteigern von Hinterlassenschaften. Es sind Acte, welche mit gefühlloser Hand jedes Band der Erinnerung zerreißen. Die Leute stehen am Grabe eines Verwandten, schmerzerfüllt, in Thränen zerflossen. Das Grab schließt sich und sie reichen sich unwillkürlich die Hände. In diesem stillen Drucke der Hand liegt das Versprechen, das Andenken des Todten zu ehren. Und schon nach wenigen Tagen sehen sich dieselben Leute nicht

mehr an, sie weichen sich beim Begegnen aus, sie hassen, schmähen und verfolgen einander, sie könnten sich massakriren um der paar Gulden willen, welche die Erbschaft ausmachen. Seht die Kinder der Wittwe, die Brüder und Schwestern, am frischen Erdhügel, unter den die Hülle der geliebten Mutter gebettet wird! Sie möchten vor Gram vergehen, sie möchten mit in die Grube sinken. Und noch sind die Blumen, welche sie auf das Grab der Mutter gestreut, nicht verwelkt, so streiten und hadern dieselben Geschwister, sie keifen und zanken, sie trennen und verfeinden sich auf Leben und Tod. In ihrer leidenschaftlichen Wuth könnten sie sich um jede Scholle Land, um jeden Tisch, um jeden Stuhl, um jeden Pfennig zerfleischen wie hungrige Bestien. Es scheint jeder Gedanke an die Vergangenheit, an das traute Familienleben, jedes Mahnwort der Mutter, jede zarte Regung und das kindliche Gefühl spurlos aus den Herzen getilgt. Statt dessen hat der Mammon, die Geldgierde und schlechter Rath alle Leidenschaften entfesselt.

Bei Versteigerungen sind es meistens fremde Leute, welche die stillen, geweihten Räume des Hauses durchbrechen und mit rauher Rücksichtslosigkeit das Andenken des früheren Besitzers beflecken. Ein solches Bild, dessen Rahmen in buntem Durcheinander Auswärtige und Einheimische füllen, bietet uns heute der Pfarrhof zu Theuerstetten. Alle Thüren im ganzen Hause stehen weit offen. Muthwillig wirft der Zugwind bald da, bald dort einen

Flügel klirrend in's Schloß. Eine dienstfertige Hand öffnet ihn wieder. Die Fenster stehen kahl. Die Vorhänge liegen herabgenommen sammt Quasten, Stangen, Rosetten und Haltern im Gange auf einem Haufen. Die Schränke und Commoden sind Ihres Inhaltes bis auf das letzte Stück beraubt, von ihren Plätzen gerissen und mitten in die Zimmer zusammengeschoben. Die Uhren, Leuchter, Vasen und Ziergegenstände, welche sie sonst geschmückt, lagern in vollem Wirrwarr auf den Tischen. Die Stühle sind auf Haufen geschichtet und darüber in wilder Unordnung die Kleider geworfen, während das Linnenzeug und die Leibwäsche in hohen Stößen den Boden bedecken. Die Bilder und Spiegel, von ihren Haltern gehoben, lehnen verkehrt an den Wänden, als wollten und könnten sie diese Zerstörung nicht mitansehen. Die Betten hat man herausgerissen und mit Stricken auf große Päcke gebunden, die Bettstellen aber zusammengeschlagen und wie altes Holz in die Ecken geschlichtet. Dazwischen zieren Stohhalmen, Papierfetzen, Spagattrümmer und Holzsplitter den Boden. Vogelfreie Federn fliegen bei jedem Lufthauche träumerisch hin und her. Geschäftige Handlanger eilen mit wichtiger Miene ab und zu, um bald dieses, bald jenes in's Wohnzimmer zu schleppen.

Hier war die Versteigerung im besten Gange. Hinter einer langen Tafel hatten sich der Testaments-Executor, Pfarrer Hegenauer, Pfarrverweser Fabri, der Marktvor-

stand und die beiden andern Zeugen niedergelassen. Am obern Ende des Tisches saß tief gebeugt die alte Lisbeth. Sie mußte in zweifelhaften Fällen Aufschluß ertheilen und die Aufbewahrungsorte der einzelnen Gegenstände angeben. Es waren gräßliche Stunden für die treue Seele. Alles, was ihr häuslicher Sinn seit langen Jahren geschafft, gehütet und gepflegt hatte, wie eine Mutter ihr Kind, wurde jetzt vor ihren Blicken verschleudert und oft um ein Spottgeld in Hände gegeben, die es nicht einmal zu würdigen verstanden. Sie konnte sich kaum aufrecht halten. Ihre Augen waren hoch geröthet und entzündet vom Weinen, das schwache Haupt zitterte und die grauen Löckchen hatten sich in den letzten Tagen noch lichter gefärbt. Ihr gegenüber am andern Ende des Tisches stand Peter Arnold junior. Häufig streifte sie sein hämisches Auge, das nach allen Seiten zuckte, wo ein Gebot fiel. Er notirte jeden einzelnen Zuschlag und fixirte jeden Kreuzer, der auf den Tisch gezählt wurde. Um ihn schoben und trieben sich lachend und plaudernd, schätzend und bietend die Steigerer herum. Der Thätigste von Allen aber war der Wiener, stets zur rechten Zeit bietend, um die Kauflustigen tüchtig in's Feuer zu treiben.

Arnold und seine Frau hielten die offene Zimmerthüre besetzt. Von da aus konnten sie die Commission sammt den Steigerern übersehen, und den Hausgang beherrschen. Alles, was gekauft wurde, mußte an ihnen

vorbeitransportirt werden. Sie hielten jedes einzelne Stück an und visitirten es nochmals, weil selbst die sorgfältigsten Nachforschungen, welche sie seit der Testamentseröffnung im ganzen Hause nach Geld oder einem zweiten Testament angestellt hatten, resultatlos geblieben waren.

Die Steigerer trieben mit den beiden Schildwachen ihren Spott und ergötzten sich an der Angst, womit sie Alles verfolgten, und an den langen Gesichtern, die Furcht, Gierde und folternde Spannung entstellten.

„Aufgeschaut!" rief ein alter Mann und fuhr dem Hofbauer mit einem Lineal so rasch unter die Nase, daß dieser erschreckt zurückwich. „Ein Lineal für meines Conrads Jungen! Hergesehen, ob kein Testament drinnen steckt?"

Die Umstehenden lachten.

„He, Bäuerin, kehrt!" mahnte eine Frau geschäftig. „Seht in meine Tassen!" —

Unwillig wandte sich diese und trat mitten in die Tassen, welche das Weib hinter ihre Füße auf den Boden gepflanzt hatte. Drei davon endeten ihr gebrechliches Dasein unter den genagelten, hofbäuerlichen Schuhen. Bei dem Klirren der Scherben erhob sich ein lautes Halloh; das Zanken der Käuferin aber überbot Alle. Die geistlichen Herren im Zimmer geboten energisch Ruhe. Die Frau schimpfte fort, die Andern unterstützten sie und Arnold mußte wohl oder übel in seine Tasche langen und trotz der fürchterlichen Blicke, die sein Sohn ihm zuschleuderte, den angerichteten Schaden dreifach ersetzen.

„Pst, pst! — ich hab's," flüsterte ein muthwilliger Bursche, während er drei Sechser auf den Tisch zählte, schob eine alte Violine unter sein Kamisol und wollte entwischen.

„Halt!" gebot der Hofbauer, welcher seine Augen überall hatte, und packte den Burschen am Kragen. „Nichts passirt!" — Die Geige mußte aus ihrem Verstecke. Arnold hielt sie gegen das Licht, lugte durch die Schalllöcher und klopfte an den Resonanzboden.

„Leer," höhnte der Käufer, „leerer als eine Baßgeige nach dem Kirchweihtanz, so lustig auch vorher die Zwanziger darin klapperten."

„Lacht und spottet, so lang Ihr wollt," sprach Arnold gelassen. „Mich macht Keiner irr. Ich muß noch finden, was ich suche, denn verschwunden kann das Vermögen nicht sein."

„Warum denn nicht?" lachte der Wiener und schleppte mühsam mit seinem jüdischen Meister den großen Schreibtisch des Verstorbenen heraus. „Geld findet immer Liebhaber, namentlich wenn die Gelegenheit so günstig ist und man sich in alten Tagen schön warm damit setzen kann." Er blickte zurück und sein heimtückisches Auge ruhte fest auf der Haushälterin.

„So!" grollte der Hofbauer, — „dann wird es Mittel geben, den Dieb zu entdecken. Ich ruhe und raste nicht. Man soll sich hüten!" —

Lisbeth hörte diese Drohung. Ihr Herz zuckte zu-

sammen. Sie ahnte den schweren Verdacht und barg ihr Antlitz in beide Hände.

„Halt, halt!" rief Arnold zugleich den beiden Trägern zu, welche vorüber wollten, und drückte mit der Faust den Schreibtisch auf den Boden. „Abgesetzt! Nichts passirt!"

„Abgesetzt!" wiederholte der Jude ärgerlich und stellte sich vor den Tisch. „Wer sagt abgesetzt? Das ist mein Pult, den hab' ich gekauft und bezahlt mit schwerem Geld'. Wer will was? Wer?"

„Ich muß ihn untersuchen. Man hat mir's erlaubt, also ...."

„Wer hat's erlaubt?" eiferte der Jude noch lauter. „Wer? Ich möcht' ihn sehen den Mann. Wer kann befehlen, daß ich sehen lasse in mein Eigenthum? Wie heißt, wo steht das Gebot?"

„Amschel, seid doch gescheidt!" begütigte der Hofbauer. „Von Zwang ist keine Rede. Habt Einsicht!"

„Das hört sich. Ich hab' Einsicht die schwere Meng' und der Tisch" — der Jude nickte bedeutungsvoll — „der Tisch hat Schubladen und Fächer die große Zahl. Ihr wollt spioniren nach verborgenen Dingen? Ihr könnt sie sehen, umsonst, ohne Kreutzer und Heller."

„Also!" drängte der Hofbauer freudig und wollte öffnen.

„Aber die Zeit," wehrte der Jude, „die Zeit, die

schöne Zeit, die wir vertragen, ich und mein Geselle! Sie ist werth, ist unter Brüdern werth drei Zwölfer."

Seid Ihr verrückt, Amschel?" fragte Arnold überrascht und musterte den Schacherer mit ärgerlichen Blicken.

„Verrückt!" spottete der Hebräer. „Wer sagt verrückt? Gott behüt'! Ich sorg' für mei' Geschäft."

„Macht's billig, Meister!" bat der Geselle, um es mit den Erben nicht zu verderben. Arnold aber winkte dem Juden verstohlen mit den Augen, was der gewandte Händler als Zuschlag nahm. Er sah ein, der Hofbauer mußte sich wehren, sonst hätte Jeder gleich unbillig gefordert.

„Gut", schmunzelte er vergnügt, „Ihr sollt sehen umsonst — aus purer Freundschaft — für jetzt. Aber thut schön sachte mit meiner Waar' und macht fort!" —

Arnold nickte, schob den Eigenthümer bei Seite und riß die Schubladen heraus. Er hatte seine Untersuchung noch nicht vollendet, so drängte sich ein großer, breitschulteriger Mann durch die Leute, welcher in seiner grauen Jope mit den grünen Aufschlägen und den hohen Steifstiefeln keinem Bauern glich und doch auch nicht das rechte Zeug zu einem Jäger hatte.

„Ihr Diener, Herr Weippert!" grüßte der Jude unterwürfig und Alle machten dem angesehenen Holzhändler Platz.

„Alle Wetter!" brach Weippert beim Anblicke des Schreibtisches heraus und stieß den schweren, eisen-

beschlagenen Stock, dessen zweiarmiger Griff, gleichfalls von Eisen, in seinen Ausläufern Hammer und Beil bildete, zornig auf den Boden. „Jude, du bist mir zuvorgekommen!"

„Aß' ich bedauere, Herr Weippert, von ganzer Seel'! Ich lebe vom Handel und Wandel, von die paar elende Prozentlich. Herr Weippert, Sie sind ein schwerer Mann. Was wär' zu thun?"

„Ich würde das Stück besser in Ehren halten als du, Amschel, weil ich den Verstorbenen gut kannte. Was verlangst du Leihkauf?"

„Was soll ich sagen? Wollen wir lang diwern und feilschen? Er kostet mich zehn Kronenthaler. Zwei Kronenthaler hätt' ich verdient, bei meiner Seel'!"

„Aecht jüdische Wucherzinsen!" brummte der Holzhändler. „Warum komm' ich zu spät? Die Hand her — eingeschlagen!" —

Amschel schrack sichtlich zusammen, daß er nicht mehr verlangt hatte. Es war zu spät. Weippert schob den Hofbauer weg, zahlte aus und zwanzig Minuten später stand der Schreibtisch in seinem Hause.

Solche komische Zwischenfälle kamen jeden Tag vor, bis endlich die Versteigerung zu Ende ging. Die Leute verliefen sich. Dem neuen Pfarrverweser blieb nichts, als ein ödes, beschmutztes, mit Stroh, Scherben und Holzsplittern decorirtes Haus. Er war entschlossen, sofort am andern Morgen mit Lisbeth wieder Ordnung zu

schaffen. Die treue Dienerin hatte nämlich eingewilligt, sein kleines Hauswesen bis auf Weiteres zu führen. Die Erben allein standen noch berathend im Hausplatze. Ihre Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht. Sie sollten den Pfarrhof verlassen, ohne den gehofften Schatz entdeckt zu haben. Selbst Ringlein war, vom Wiener citirt, aus dem „Schwanen" herbeigekommen, um an dem Familienrathe theilzunehmen. Der lustige Schneider lehnte unter der Hausthüre, dem Anscheine nach unbetheiligt und so gemächlich, als sei dieses Gebäude seine geringste Besitzung. Im Anfange wurde die Verhandlung flüsternd geführt. Bald aber überflügelte die Aufregung die Vorsicht und man gab sich nicht einmal mehr Mühe, die ärgsten Stichworte zu maskiren.

„Vetter, du hast dich mit dem Suchen nicht geplagt," sprach der Hofbauer vorwurfsvoll, „dagegen um so fleißiger — wir. Vom Dache bis zu den Steinplatten im Keller blieb nichts unberührt. Dafür steh' ich: gefunden wird in diesem Hause nichts mehr."

„So ist das Geld gestohlen," behauptete der Palier, ohne sich weiter um den Tadel zu kümmern, und setzte mit lauter Stimme bei: „Man muß den Spitzbuben, gleichviel wer es ist, in's Zuchthaus bringen."

„Erst haben, dann hängen," spottete der Wiener an der Thüre. „Uebrigens — es muß nicht immer der Herr sein. Auch Damen langfingern bisweilen."

Der Hofbauer nickte beifällig. „Verschenkt," meinte

er, „hat unser Vetter das Geld nicht. Gewaltsam eingebrochen wurde auch nicht, denn es findet sich nirgends eine Spur. Wir haben es also mit einer vertrauten Person zu thun, welche den Herrn, die Behälter und Verschlüsse wohl kannte. Macht nichts," fuhr er seine Stimme erhebend fort, „herausbekommen müssen wir den Dieb um jeden Preis der Erde, und damit unser Geld."

Alle stimmten bei.

„Keine Spielerei," lächelte der Wiener verschmitzt, „wenn es vorsichtig angepackt wird. Die Fährte liegt nahe genug."

„Du sollst dabei zu thun bekommen", entschied der Palier und legte auf jedes Wort einen besondern Nachdruck; „wir wollen sehen, ob deine Prahlerei Stich hält. Und du" — wandte er sich nach der Küche und erhob drohend seine Fäuste — „du sollst den Paulus Ringlein kennen lernen."

Langsam entfernten sich die Erben, um im „Schwanen" den Rath des Wieners zu vernehmen und in's Werk zu setzen.

Die Verwandtschaft hielt Wort. Man sparte weder Mühe, noch Zeit und Geld, um gemeinsam das Ziel zu erreichen. Der erste Secundant und ein ebenso unerschöpflicher, wie gewissenloser Rathgeber war der liederliche Schneidergeselle. Bei diesem Subjecte stand es fest, daß die Haushälterin mit oder ohne fremde Bei-

hülfe in der Todesnacht aufgeräumt habe, denn — nach seiner Ansicht — war die Gelegenheit zu verführerisch. Sie mußte also in's Gerede, in Untersuchung, wenn möglich in Haft gebracht werden, um ihre Sünden zu bekennen. Die Sache hatte übrigens ihre schwierige Seite. Es fehlte jeder Beweis — man durfte keinen Namen nennen. Doch die Fama, wenn sie ordentlich geleitet und genährt wird, und ihre Organe, die Klatsch- und Lästerzungen, bringen eine solche Kleinigkeit schon fertig. Der Palier übernahm die lebhafte Wirthsstube vom Schwanen. Bald kam kein Gast mehr dahin, der nicht fest von dem frechen Diebstahle gegen die Erben überzeugt war. Jedem schwebte der Name der Thäterin auf der Zunge und nur mit Mühe wurde er unterdrückt. Der Wiener ließ überall, wo er im Markte hinkam, verdächtige Reden fallen. Sie wurden weiter getragen, ausgemalt, vervielfältigt und erreichten ihr Ziel. Gleich thätig sorgten die Arnoldischen für die umliegenden Ortschaften. Selbst ihre Dienstleute und Taglöhner wurden instruirt, und der Diebstahl im Pfarrhofe war bald ein Geheimniß, das die Spatzen auf drei Stunden in der Runde von den Dächern pfiffen.

Die Folgen des thätigen, teuflischen Complottes zeigten sich bald und trafen vernichtend das Haupt der Beschuldigten. Lisbeth wurde öffentlich verfehmt, bevor sie sich ermannen oder zur Wehre setzen konnte. Geduldig ertrug sie die Zeichen der Verachtung, welche ihr überall

begegneten, und wandte sich ab, wenn böse Worte ihr Ohr trafen. Die Scham bannte sie in ihre vier Mauern. Sie vergrub allen Gram und alles Leid tief in's eigene Herz, daß es oft hätte brechen mögen. Dem Pfarrverweser erschien die Arme gefaßt, selbst mit heiterer Miene; aber in ihrer stillen Kammer weinte sie sich die Augen roth und lag Stunden lang auf den Knieen vor dem Bilde des Gekreuzigten, aus tiefstem Herzensgrunde flehend, er möge ihre Unschuld an den Tag treten lassen. Das Gebet war ihre einzige Waffe und mit diesem starken Schilde, unter dessen Schutz sie Ruhe fand, hätte sie Alle überwunden, wenn nicht eine neue, fürchterliche Schmach öffentlich vor Aller Augen, ja im Hause des Herrn sie zu Boden geschmettert hätte. Lisbeth hatte sich nämlich eines Morgens etwas versäumt. Sie kam zu spät in die Kirche und trippelte eilfertig nach dem Stuhle, wo sich sonst immer ein Plätzchen fand und die Bekannten gern zurückten. Heute sahen die Frauen insgesammt starr in ihre Gebetbücher, keine schien sie zu bemerken. Als aber Lisbeth freundlich flüsterte: „Bitte, bitte, ein wenig Platz!" — da erhoben sich die Betenden wie auf einen Schlag, verließen die Bank und knieten sich fünf bis sechs Schritte entfernt auf die kalten Steinplatten. Die Haushälterin wußte nicht, wie sie in den Stuhl kam. Sie sank in ihre Kniee, beugte den Kopf auf die Bank und preßte das Gesicht fest in beide Hände. Die Bedauernswerthe zitterte an allen Gliedern,

als wenn Fieberschauer ihren Körper durchtobten, unnennbare Bangigkeit schnürte ihr die Brust zusammen, daß sie kaum zu athmen vermochte, vor ihren Augen tanzte, flimmerte und funkelte es, in ihren Ohren gellte der Schrei: „Diebin! Diebin!" — daß sie krampfhaft das Brett faßte, um nicht zu sinken. Dies wäre dennoch geschehen, wenn nicht eine rettende Hand sie erfaßt und gestützt hätte, bis Kraft und Besinnung wiederkehrten. Es war die alte Traudel, welche an ihrer Seite kniete. Die verrufene Mäklerin hatte ihren Platz in einem andern Stuhle verlassen und war hochherzig, unbekümmert um die Umstehenden, im rechten Momente an ihre Seite geeilt. „Gleich und gleich!" zischelte es ringsum. Traudel achtete nicht darauf und strafte die frommen Seelen mit stiller Verachtung.

Lisbeth wußte nicht, wie die heilige Handlung zu Ende ging. Ihre Lippen bewegten sich, aber sie konnte nicht beten. Keine Thräne netzte ihr starres, trockenes Auge. Die zitternden Finger arbeiteten mechanisch an den Perlen des Rosenkranzes, aber tausend und tausend wirre Gedanken durchkreuzten ihren Kopf. Der Priester ging vom Altare. Die Leute verliefen sich. Jetzt ermunterte sie Traudel zum Gehen, führte die Willenlose in's Freie und leitete sie unbemerkt abseits, um neuen Unbilden von Seite der Gaffer, welche am Wege standen, auszuweichen.

„Gott, o Gott!" seufzte die Haushälterin, als beide

allein waren, und strömende Thränen erleichterten ihr gepreßtes Herz, — „womit hab' ich das verschuldet?"

„Siehst du sie jetzt, deine braven Frauen!" rief die Alte mit bitterem Hohne. „Siehst du sie, deine frommen Seelen? Hi, hi, hi! Ein feines Stückchen christlicher Nächstenliebe und Duldung! Ja, so sind sie. Mitten in der Kirche, das Gebetbuch in den Händen, die Blicke erhoben, den Himmel auf der Zunge, den Priester, die heilige Handlung vor Augen — wenden sie sich mit Abscheu, mit Hochmuth von einer Freundin, welche sie schuldbeladen wähnen, um ihre reinen Seelen nicht zu beflecken. O mein unglücklicher Vater hat das Alles durchgemacht und seinen Kindern unverschuldete Schande und Armuth als Erbtheil hinterlassen, so daß die Noth uns gegen das siebente Gebot trieb! Du allein — auch die brave Wirthin vom „Schwanen" — hast mich immer gleich lieb behandelt, wie in den Tagen unserer Kindheit, und deßhalb sprang ich an deine Seite."

Dankend reichte Lisbeth der Jugendfreundin beide Hände und weinte noch heftiger.

„So geh' mir," zankte Traudel, „und laß das unnöthige Jammern! Damit wirst du diese bösen Geister weder bannen noch austreiben. Du hast's mit einer geldgierigen Freundschaft zu thun. Ihr Rathgeber ist der liederliche Wiener. Versprich diesem abgefeimten Hallunken eine halbe Krone und er zündet ein ganzes Dorf an. Nun, du hast in der Kirche genug gesehen. Ich hätte dir's voraussagen können."

„Und hast es nicht gethan?“ fragte Lisbeth vorwurfsvoll.

„Du scheuchst ja seit einiger Zeit vor jedem Menschen davon wie ein Raubvogel.“

„Die Scham, Gertrud, die entsetzliche Schande! Ich wollte Alle meiden und durch stilles Dulden meine Verfolger entwaffnen.“

Die Alte kicherte muthwillig in sich hinein. „Geh' doch und sei nicht zu einfältig! Glaub' mir: je mehr du schweigst und duldest, desto mehr treibt dich dieses Volk in die Enge und am Ende....“

„Am Ende?“ fragte die Haushälterin gespannt und sah mit großen Augen auf die Gespielin ihrer Jugend.

„Wozu Versteckens spielen? — Am Ende muß das hochweise Gericht den Verdacht hören, muß Notiz davon nehmen, du kommst in Untersuchung und wanderst — hinter Schloß und Riegel. Ob schuldig oder unschuldig — um deinen guten Namen ist's geschehen.“

Die Haushälterin zuckte bei diesen Worten zusammen, wie von einer Natter gestochen, und ihre Blicke hafteten regungslos auf dem vergilbten Gesichte der Unglücksprophetin. „Es wäre möglich?“ stöhnte sie und rang nach Fassung. „Ich hab' ja nichts verbrochen, ich bin so unschuldig wie...!“

„Wie mein Vater selig,“ fiel Traudel ein, „der trotzdem drei Jahre mit unschuldigem Gewissen im Zuchthaus Wollendrehte. Ja — ja, Lisbeth, so geht's in der Welt.“

Dieser Beweis schmetterte die Arme zu Boden. Hülfe suchend streckte sie der Freundin beide Hände entgegen und bat im kläglichsten Tone: „Was soll ich denn thun? Rathe du mir! Wie soll ich mich gegen diese Menschen wehren? Ich bin allein, bin ganz verlassen! Niemand muß noch solchen Hohn und solche Schmach erlebt haben, wie ich seit dem Tode meines Herrn. Ich grüße meine besten Bekannten — sie danken mir nicht. Ich gehe auf sie zu — sie wenden sich ab. Andere, die ich niemals beleidigt habe, werfen mir finstere, mißtrauische Blicke zu, gehen mir mit halblauten Schmähreden und Verwünschungen aus dem Wege, und freche Dirnen sah ich vor mir ausspucken. Komme ich an jungen Leuten vorbei, so schlagen Worte an mein Ohr, daß ich in den Boden sinken möchte."

Die Stimme versagte ihr.

„Kenn's, kenn's," zischelte die Alte und ein hämisches Lächeln flog über ihre Züge. „Es gellt mir heute noch in den Ohren: Fälscher, Spitzbube, Betrüger, Dieb, Zuchthäusler ..."

„Sei still! — sei still!" wehrte die Haushälterin mit beiden Händen, zum Tode erschreckt. „Gib mir lieber einen guten Rath!"

„Einen guten Rath? — So höre mich an! Du mußt den Leuten die Zähne zeigen, wie ein gehetzter Eber den Jagdhunden. Weißt du, was die Erben behaupten? Geld muß da sein, sagen sie, in Hülle und

Fülle. Du sollst die Werthpapiere sammt dem Testamente weggeräumt haben. Also laufe überall hin, packe alle Leute, Bekannte und Fremde, halte sie mit Gewalt fest und schreie ihnen in's Gesicht, daß du bei Gott und allen Heiligen von diesem Diebstahle nichts weißt. Drohe Jedem mit Klage und Proceß, der ein solches Wort zu äußern wagt. Sehen die Lästerzungen deine Entschlossenheit, so werden sie sich zurückziehen. Die Furcht erstickt ihre schlechte Ueberzeugung. Sodann suchst du dir einen Anwalt, und ..."

„Einen Advokaten?" verdeutschte Lisbeth und schüttelte furchtsam den Kopf.

„Ja, und das einen geistlichen," erklärte Traudel triumphirend. „He, du staunest?" fragte die Alte kichernd, als sie die zweifelvolle Miene der Haushälterin gewahrte. „Weißt du denn nicht, was seit gestern im Markte herumgetragen wird? Der neue Herr Pfarrverweser soll bei dem Geschäfte dein treuer Helfershelfer gewesen sein. Ja, Lisbeth, die Bosheit der Leute geht weit. Die Erben sagen, er sei ein armer, blutarmer Bauernsohn, suche eine Pfarrei, vielleicht gar unsere, und da käme das gestohlene Geld zur Einrichtung gerade recht. Du würdest jedenfalls seine Haushälterin. Verstehst du, he?"

„Allmächtiger Gott!" rief Lisbeth entsetzt. „Der brave, fromme Herr!"

„Recht so, ganz recht!" eiferte Traudel. „Erkenne doch dein Glück und deine Hülfe! Jetzt Marsch nach Haus

und ihm Alles erzählt! Frisch heraus mit der Sprache! Nur nichts verblümt! Schon um seiner Stellung, um seines geistlichen Amtes willen muß er sich wehren. Er wird sein und dein Vertheidiger werden."

Elisabeth ließ sich noch weiter instruiren und eilte voll Hoffnung heimwärts. Sie brachte dem Herrn Pfarrverweser das Frühstück und wünschte doppelt freundlich: „Guten Appetit!" Anstatt zu gehen, wischte sie da und dort im Zimmer an den einfachen Möbeln herum, wiewohl sie in aller Frühe schon die Staubvertilgerin gespielt hatte. Fabri, welcher das Manöver durchschaute, lächelte im Stillen, unterließ jedoch absichtlich jede Frage. Das Staubwischen konnte nicht ewig währen. Die erwartete Anrede blieb aus. Also faßte sich Lisbeth ein Herz, trat an den Tisch und rezitirte erst langsam und abgebrochen, dann schneller und immer schneller Alles daher, was die Leute sagten und was ihr begegnet war von Fremden, von Nachbarn, in den Häusern, auf der Straße und heute — selbst in der Kirche. „O Gott, diese Schande!" jammerte sie zum Schlusse und vergrub ihr Antlitz in die blaue Schürze. Das schlechte Gerede gegen ihren neuen Herrn nur mit einer Silbe zu berühren, konnte sie nicht über's Herz bringen.

Fabri hörte ruhig zu, ohne sein Frühstück zu unterbrechen. Als sie geendet, lächelte er freundlich und meinte: „Jungfer Lisbeth, Sie erzählen mir keine Neuigkeiten. Alte Geschichten, die ich längst weiß."

„Sie wissen es?“

„Das und noch mehr. Ich weiß,“ fuhr Fabri mit erhobener Stimme fort, „was Sie aus falscher Schonung verschweigen. Ich weiß, daß die Leute sagen, ich hätte den Helfershelfer, den Diebshehler gemacht; wir hätten gemeinschaftlich handthiert, den Schatz bei Seite geschafft und brüderlich getheilt. Ich bin der Sohn armer Eltern, Exspectant einer Pfarrei, zu deren Antritt man Geld braucht, also — Grund genug.“

„Und — und?“ stotterte Lisbeth und suchte in den Zügen ihres Herrn zu lesen, weil sie dessen eisige Ruhe nicht begreifen konnte.

„Nun?“

„Und was thun Sie gegen diese Ehrabschneider, diese ...“

„Nichts,“ unterbrach sie Fabri gelassen. „Ich lasse den lieben Gott sorgen.“

„Wie? — was? Sie wollen sich unschuldig und ungestraft einen“ — sie stockte einen Moment und brach heftig heraus — einen Dieb schelten lassen?“

„Warum nicht? Ein Christ muß Unrecht ertragen können. Immer besser, als wenn man diesen Titel in Wirklichkeit verdient.“

„Hochwürden! — Hochwürden!“ warnte die Haushälterin und schüttelte wehmüthig ihr graues Haupt. „Sind Sie ein Mann? Sie müssen die Gerichte zu Hülfe rufen, Sie müssen Ihre Ehre und Ihr geistliches Amt be-

schützen, Sie sollten auch mich nicht der Schande preisgeben!"

„Ich klage nicht," versetzte Fabri entschieden, „denn solche Verläumder halten niemals Stand. Einer schiebt das schlechte Gerede auf den Andern, und der Letzte hat die Sache von einem Landfremden gehört, den natürlich Niemand kennt. So macht sich der Kläger nach endlosen Verhören und Protocollen höchstens lächerlich. Dazu aber habe ich — offen gestanden — weder Zeit noch Geld, noch Lust. Wenn die Erben die Sache auf die Spitze treiben, so wird sie brechen. Lassen wir Gott sorgen!" —

Die Haushälterin verließ das Zimmer. Voll freudiger Hoffnung hatte sie es betreten und verlassener wie je kam sie heraus. Die letzte Hülfe war geschwunden. Sie blickte düster vor sich hin, schlug die Hände zusammen und suchte trostlos ihren Küchenstuhl auf, weil sie die Füße nicht mehr tragen wollten. Sie sann und sann, bis eine Magd ihr Träumen unterbrach und sie auf einige Worte zur Frau Schwanenwirthin beschied.

Frau Zang, von Jung und Alt als „Schwanenwirthin" gekannt, war, wie man zu sagen pflegt, eine gemachte, aber auch eine freundliche und beliebte Frau. In ihrem Keller hatte sie feine Tröpflein, in ihrer Küche köstliche Speisen, in ihrem Kopfe helle Gedanken und in ihrem Herzen die rechten Adern für Lust und Leid der Welt. Deßhalb stand sie bei Allen in

hohem Ansehen, weit höher als die Frau Landrichterin und die Frau Rentamtmännin, welche, wiewohl all' dieser schönen Eigenschaften bar, vornehm auf die andern Marktkinder herabsahen. Die Wirthin erwartete Lisbeth unter der Thüre, gab ihr mit den Augen ein Zeichen und führte sie stillschweigend durch die Küche in ein Hinterstübchen. Dort postirte sich Frau Zang in ihrer ganzen Breite vor die Gerufene und sah ihr bitterböse unter die zitternden Haubenspitzen. Einige Secunden stemmte sie beide Arme in die Hüften, dann erhob sie drohend die fleischige Rechte und zankte im vollsten Ernste: „Was ist denn das für eine Manier, Jungfer Lisbeth? Sonst alle Tage, gewiß jeden andern Tag mein Besuch, und nun seit vierzehn Tagen keinen Tritt über meine Schwelle zu thun! Womit hab' ich das verdient? Da drinnen" — sie zeigte ärgerlich nach der Gaststube — „werden die giftigsten Reden gegen Euch ausgestoßen, teuflische Pläne gesponnen und Ihr, anstatt Euch warnen zu lassen, meidet bewährte Freunde. Hab' ich Euch vorgestern nicht deutlich genug gewinkt? Wer nicht kam, war — meine Jungfer Lisbeth."

„Ich kann und kann nicht," klagte die Bedrängte. „Die Scham bannt mich in's Haus. Sobald ich auf die Straße trete, deuten Alle mit Fingern nach mir."

„So! — Wer sich fürchtet, wird doppelt erschreckt, und wer kleinlaut beigibt, dreifach gebrandschatzt. Das merkt Euch! Frisch wegreden von der Leber

und sich wehren bis zum letzten Gliede — das ist meine Manier."

„Die Traudel sagt auch, ich soll aufbegehren, soll klagen und den Herrn Pfarrverweser in's Spiel ziehen."

„Also?"

„Er zieht nicht. Ich hab' ihm Alles gesagt, er weiß Alles — der gute Herr verläßt sich auf den lieben Gott."

„Der gute Herr!" wiederholte die Wirthin gedehnt un ungläubig. „Allen Respect, aber ich denke, in seinem struppigen Krauskopf logirt eine schöne Portion Eigensinn. Die Engel werden seine Advokaten nicht machen. Doch Scherz bei Seite! Ihr müßt etwas thun, Lisbeth! Der Wiener hat für die Erben Pläne geschmiedet, die zu schlimmen Dingen führen. Sie wollen dem Herrn Landrichter anonyme Briefe schreiben, damit das Gericht aufmerksam wird; sie wollen Nachts große Zettel an alle Häuser schlagen, um den Markt in Aufruhr zu bringen; sie wollen Euch mit List in's Gefängniß und zum Geständniß bringen."

„O still — still — still!" jammerte die Haushälterin und sank bei dem Gedanken an die Zukunft kleinmüthig auf einen Stuhl. „Ich bin verrathen und verlassen. Was kann ich armes Geschöpf thun?"

„Nur den Kopf nicht verlieren! Wir müssen mit Ruhe überlegen. Der Palier scheint seiner Sache gewiß.

Er will Beweise bringen, daß zwei Drittel des Vermögens fehlen. Ich selbst weiß, daß die Familie wohlhabend war. Was läßt sich machen? Unter uns gesagt, Lisbeth, habt Ihr gar keine Ahnung, wo das Geld hingekommen sein könnte?"

„Ich weiß nicht," antwortete diese und sann hin und her, vergeblich wie schon hundert Mal. „Bisweilen kommt mir eine Idee. Mein seliger Herr war immer begeistert für Seminare und große Bibliotheken. Vielleicht hat er bei Lebzeiten das ganze Geld einer solchen Anstalt geschenkt, ohne Jemanden ein Wort zu sagen."

„Das klingt unwahrscheinlich," meinte die Wirthin nachdenkend. „Jedenfalls würde diese Anstalt es jetzt veröffentlichen, um so mehr, wenn der entstandene Streit bekannt wird. Laßt Euch sagen, Lisbeth," fuhr die Sprecherin lebhafter fort, „ich hab' einen andern Gedanken. Er verfolgt mich schon seit zwei Tagen. Ich behaupte: das Geld ist irgendwo versteckt."

Ein ungläubiges Lächeln spielte um die Lippen der Haushälterin trotz all ihres Jammers. „Rein unmöglich!" meinte sie. „Die Erben haben Sturz auf Sturz gehalten. Solchen Luchsaugen entgeht nicht nagelgroß."

„Ei? — Es gibt Verstecke, geheime Fächer — verstanden? — geheime Fächer, die selbst das geübteste Auge täuschen. Eine Verzierung, eine Rosette, eine Linie, eine Ader im Holze, eine Maser verbirgt das ganze Geheim-

niß. Berührt man den richtigen Punkt, so spielt eine Feder, das Schloß weicht, und ein geheimes Fach springt auf, wo Niemand es ahnte. Und gerade diese alten Herren, denen weder Frau noch Kinder als Vertraute zur Seite stehen, lieben solche Spielereien und Geheimnisse."

„Bei meinem seligen Herrn sah und bemerkte ich nie dergleichen," versicherte Lisbeth.

„Glaub's gern, eine Haushälterin hat die Lasten und Arbeiten einer Frau, aber nie ihr Vertrauen. Gebt Acht, ich behalte Recht! Mein guter Genius täuscht mich nicht."

Voll Hoffnung und mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit wandte sich die Haushälterin dem neuen Gedanken zu. Der Verdacht der Wirthin wurde auch ihr als letzter Rettungsanker bald zur Gewißheit. „Gott im Himmel!" rief sie tief aufathmend, „wenn wir ein solches Fach fänden! Wo kann es nur sein?"

„Im Schreibtisch', nirgends anders," entschied Frau Zang mit aller Bestimmtheit. „Im Schreibtisch', an dem der Herr Pfarrer las und schrieb, dachte und studirte, wo er seine kostbaren Sachen, sein Geld und seine Briefe aufbewahrte. Im Schreibtisch', Lisbeth — ich setze meinen Kopf zum Pfand!" —

Die Haushälterin sprang auf, faßte beide Hände der Wirthin und preßte sie an ihre Lippen. „Gott segne Sie tausendmal, Frau Zang! Sie retten meine Unschuld,

meinen guten Namen. Den Schreibtisch hat der Holzhändler Weippert vom Juden Levi mit Aufgeld erstanden, noch im Pfarrhause. Ich laufe hin, ich gebe ihm, was er verlangt und — —"

„Vorsicht — Vorsicht!" warnte die Wirthin. „Der Holzhändler ist ein reicher Sonderling und hat seine Grillen. Kann er Jemand ärgern, so geschieht's, ohne eine Miene zu verziehen. Laßt Eure Angst nicht sehen! Schöpft Herr Weippert Verdacht, so bekommt Ihr den Tisch um keinen Preis."

„Ich muß ihn haben," entschied Lisbeth voll Energie, „und sollte der letzte Heller d'raufgehen, den ich mir ersparte. Aber dann — dann will ich mit dem Gelde vor die Erben hintreten und Ihnen zeigen, wer ehrlich ist."

Sie verabschiedete sich unter heißen Dankesworten und eilte heimwärts, um den Mittagstisch zu richten. Nach diesem wollte sie den entscheidenden Plan zur Ausführung bringen. —

IV.

Die Freundschaft unter Dieben,
Hielt niemals ehrlich Stand;
Sie war und ist geblieben
Der Strafe Unterpfand.

Die Haushälterin hatte den Pfarrhof noch nicht erreicht, so eilte der Wiener vom „Schwanen" weg mit weiten Schritten durch die Gärten, sprang durch die offene Hinterthüre in das Haus seines Meisters und stürmte in den dämmerigen Trödlerladen. Seine großen, grellen Augensterne standen weit vor und leuchteten unheimlich, sein durchsichtiges Gesicht glühte vom raschen Laufe, die Brust hob und senkte sich, der Athem keuchte in kurzen Stößen über die schmalen, blutleeren Lippen, die Kniee zitterten und die langen, dürren Arme hingen kraftlos an dem erschlafften Körper. Sara, die Meisterin und Frau des Hauses, blickte halb erschreckt, halb neugierig zu dem erregten Gesellen auf. Sie saß mitten im Laden auf einem alten, morschen Sopha ohne Rückwand und verspeiste mit großem Behagen einen Haufen Birnen, welche ihre reichgefleckte Schürze barg. Um ihre Füße lagerten in traulicher Ruhe zinnerne Teller und Schüsseln mit tausend Brüchen und Inschriften, verrostete Kaffeemühlen, Bügeleisen ohne Handhaben, bestaubte Vasen und henkellose Tassen, verkittete Häfen und rostige Eisengeschirre. Wurmstichige, schwerbelastete Holzgestelle

bildeten links und rechts vom Sopha die Coulissen. Aus den untern Abtheilungen lugten neugierig zahllose Pantoffel, auf Betrug restaurirte Filzschuhe, mit Wichs überkleisterte Stiefel und daneben schmutziges Lederzeug und Strickwerk für alle Vierfüßler, welche das Vergnügen haben, Lasten zu schleppen. Ein Stockwerk höher standen vergilbte Scharteken in Schweinsleder und auf diesen abgestandene Eau de Cologne-, Magenbitter- und Carmelitengeist-Gläser. Vom ersten Range blickten verschossene Bilder mit und ohne Rahmen, Wasser- und Mixturgläser, blinde Spiegel, zerknitterte Papierblumen und zahllose Luxusdinge in nie gesehenem Durcheinander. Den Hintergrund staffirten zwischen altem Eisen, aufgethürmten Bettstücken von ekligem Ansehen und verrosteten Musketen und Säbeln, lendenlahme Tische, zerbrochene, wackelige Commoden, thürlose Schränke und schmutzige Küchenbretter. Wo noch ein Stückchen Wand hervorsah, decorirten es bunte Kleider für Herren und Damen von allen Größen, Farben, Moden und Schnitten und selbst alte gold- und silbergewirkte Fransen und Borden schimmerten da und dort hervor. Dies war das zum Scheine errichtete Atelier des Schacherers Amsel Levi und seiner Ehehälfte Sara. Letztere präsentirte sich als eine junge, robuste Frau. Der falsche Scheitel, wie ihn die verheiratheten, noch nicht emancipirten Jüdinnen auf dem Lande tragen, hatte sich verschoben. Pechschwarze Haare lugten vorwitzig unter der getiegerten Haube vor. Das

Schmutziggelbe der Wangen, die gebogene Nase, die vorstehenden wulstigen Lippen verriethen ihre morgenländische Abstammung. Verdächtige Spuren und Streifen, welche das fleischige Gesicht und die dicken, kurzen Finger schattirten, stellten ihre abendländische Liebe zur Reinigkeit in kein besonderes Licht. Ihr dunkles Auge, von großen Lidern bedeckt, wie eine Glocke, und von langen Wimpern besäumt, blickte fragend auf zu dem Eingetretenen.

„Meisterin!“ keuchte dieser, sobald er sich etwas erholt hatte, und sah ängstig umher.

„Was soll sein?“ —

Der Wiener beugte sich herab und flüsterte: „Ich hab' ein Geheimniß entdeckt — ein Geheimniß, tausend Dukaten werth.“

Mit einer Schnelligkeit, die ihr Niemand zugetraut hätte, schnellte die Jüdin vom Sitze und starrte den Gesellen sprachlos an.

„Ja, schaut nur!“ grinzte der Wiener und spreizte seine langen Finger wie einen Fächer vor Sara's Gesicht. „Zugreifen, rasch zugreifen, oder wir sind davon!“

„Was soll sein? Wo soll's sein?“ rief Sara besorgt und gierig zugleich.

„Pst!“ warnte der Wiener und legte den Zeigefinger auf seine Lippen. „Die Wände haben Ohren.“ Er brachte abermals seinen Mund an Sara's Ohr und sprach leise, aber mit schneidender Betonung: „Wollt

Ihr Geld verdienen — viele, viele tausend Gulden auf einen Schlag?"

Die Jüdin zuckte zusammen und ihr ganzes Wesen trug den sprechendsten Ausdruck unersättlicher Geldgier.

„Dann rasch aufgesperrt die geheime Werkstatt, wo der Meister seine Kronen — wollt' ich sagen — seine Kleider schneidet! Ja, Saraleben, meinen Augen entgeht nichts. In der Holzecke, unter der Stiege ist die verborgene Thüre."

Sara fuhr zurück und stand fest wie ein gebannter Geist vor seinem Meister. Ihre Augen stierten und ihr Gesicht war erdfahl geworden. Wie der Vogel, vom Blicke und Geräusche der Klapperschlange getroffen, hielt sie machtlos still. Der Wiener weidete sich mit unverhehlter Freude an der Bestürzung des Weibes.

„Joseph, Joseph!" hauchte die Jüdin, in wahrer Todesangst, ihr Geheimniß verrathen zu sehen. Kalter Schweiß trat auf ihre Stirne und der robuste Körper erbebte unter einem leichten Zittern. „Joseph ...."

„Still!" wehrte der Wiener triumphirend, „damit uns Niemand hört. Ich kenne die geheime Thüre seit vielen Monaten. Ich weiß, daß der Meister ganze Tage und Nächte in der Kammer arbeitet, und hab' es Niemanden verrathen, nicht einmal mit einem Blicke darnach gesehen. Warum jetzt, wo uns das Gemach vor Lauschern schützt, wo es im äußersten Nothfall unsere Schätze bergen kann? Also vorwärts! Jede Minute entscheidet."

Mit dem schnell berechnenden Geiste, welcher die Hebräer in Handelsgeschäften kennzeichnet und häufig in Vortheil setzt, überlegte Sara, daß ihr Geheimniß nun einmal entdeckt sei. Wichtige Mittheilungen von Seite des Wieners konnten dessen Verschwiegenheit nur garantiren. Sie schloß ihre Bude und winkte ihm zu folgen. Nachdem die Haus- und Hinterthüre sorgfältig versperrt waren, rutschte sie auf den Knieen unter die dunkle Stiege, schob das Holz auseinander und klopfte in kurzen Absätzen dreimal an die Wand. Nichts regte sich. Der Wiener war nachgekrochen und folgte jeder Bewegung ihrer Hände. Sara, welche es bemerkte, deckte sie mit ihrem breiten Körper. Er sah nichts und hörte nur ein feines, scharfes Knacken, wie wenn man den Hahn einer Büchse spannt. Ein Fach in der schiefen, buckligen Wand schob sich zurück. Sara schlüpfte durch die entstandene Oeffnung und hieß ihren Begleiter nachkommen. Er folgte und bevor er sich vom Boden erheben konnte, schloß sich unbemerkt die Oeffnung wieder hinter seinem Rücken. Sein Auge streifte durch einen langen, äußerst schmalen Raum, in dem sich kaum ein Mann bewegen konnte. Zwei feuchte Wände ohne Ausgang und Fenster bildeten die kleine Zelle, deren Dasein von Außen oder im Laden Niemand ahnte. Die starken Umfassungsmauern des Hauses schienen an diesem Theile der Länge nach gespalten. Es war, als bildete der Zwischenraum, welchen sonst Steine, Mörtel und Schutt füllen, den dunkeln,

engen Schlupfwinkel. Ein Oellämpchen, welches von der Mauer hing, verbreitete ein düsteres, spärliches Licht. In seinem hellsten Scheine saß Amschel Levi vor einem schmalen Brette, welches in die Wand eingelassen war. Als Stuhl diente ihm ein Holzpfosten. Sonst gewahrte man nirgends einen Schrank, eine Kiste oder Mauervertiefung, welche auf verborgene Schätze deuteten. Der Wiener ließ sich dadurch nicht täuschen. An einem so geheimen Orte mußte es noch geheimere Verstecke geben, die kein Späherauge sogleich entdeckte. Amschel galt nämlich unter seinen Glaubensgenossen für einen sehr wohlhabenden Mann, unter den Christen aber für einen enorm reichen Wucherer, der unter erheuchelter Armuth seine Schätze versteckte.

Im ersten jähen Schrecken ließ der Jude bei dem Anblicke des Gesellen das scharfe Eisen fallen, womit er eine vollwichtige Krone an dem kleinen Schraubstocke bearbeitet hatte, der an das Brett befestigt war. Sein stechendes, tief liegendes Auge schoß tödtliche Blitze nach dem frechen Eindringling, der sein Geheimniß erspäht, eckliger Speichel netzte seine Lippen, die schlaffe Haut zog sich in dichte Falten bis über die kahle Stirne hinauf, die schmutzige Pechkappe rutschte noch mehr in's Genick, daß der Schild wie ein Wahrzeichen in die Höhe stand und ein paar steife, weißlich gelbe Haarbüschel entsetzt hervorstachen. Mechanisch suchte er mit der linken Hand die Gold- und Silberspähne zu verbergen, welche vor

ihm auf schwarzen Papieren lagen, während seine Rechte die Feilen, Zangen, Stemm- und Prägeisen beseitigte. „Sara! — Sara!" rief er im kläglichsten Tone, in dem die ganze Angst seiner Seele nachzitterte, und richtete sein Auge furchtsam und vorwurfsvoll nach dem jungen Weibe.

Amschel hatte seinem Geize das schwerste Opfer gebracht und vor wenigen Jahren das kernige, aber blutarme Mädchen geheirathet, um seinem Laden eine Hüterin, seinem Alter eine Stütze zu geben. Die junge Frau blieb den Dank der Welt nicht schuldig. Sie brachte den alten Wucherer unter den Pantoffel, machte ihn zum vollständigen Sclaven ihrer Launen und Amschel fürchtete die runden, kräftigen Arme seiner Ehehälfte weit mehr, als ihr lärmendes Schelten. Nur in einem Punkte harmonirten die edeln Seelen beider: im schmutzigsten Geize, in der unersättlichsten Geldgierde. Und jetzt war die Falsche auch hierin untreu geworden und hatte einem Landstreicher sein Geheimniß verrathen.

„Amschel!" sprach Sara rauh und packte ihren Eheherrn so unsanft an der Schulter, daß er zusammenschrack. „Amschel, ich hab' nicht gedibbert.*) Der Wiener hat ausspionirt die geheime Thür'," aber geschwiegen wie ein Buch. Er bringt ein Geheimniß dafür — groß, wichtig! Amschel! — Geld — viel Geld — Geld nach Tausenden!"

*) ausgeplaudert.

Der Jude sprang von seinem Holzstocke, die Angst war verscheucht, die Augen leuchteten, er streckte dem Gesellen beide Hände entgegen und näselte: „Wie heißt? — wo ist?"

Der Wiener winkte zur Ruhe, nicht wie ein Untergebener, sondern wie der Herr des Hauses und nahm ungenirt den Sitz des Meisters ein, um auszuruhen und dessen feines Handwerkszeug in der Nähe zu betrachten. „Paßt auf!" sprach er mit wichtiger, geheimnißvoller Miene. „Mit Vorsicht und Schnelligkeit können wir einen großen Fang machen, einen Fang bis zu 10,000 Gulden, ohne alle Schlamassel,*) ohne daß uns ein Iltiß**) auf die Fersen kommt."

Sara rückte näher zu dem Sprecher und Amschel krümmte seinen Rücken wie eine Wildkatze, die sich zum Sprunge auf ihre Beute anschickt.

Der Wiener lächelte zufrieden und fuhr fort: „Was ich Euch sage, hab' ich erlauscht."

„Wo? — von wem?" fielen beide zugleich ein und ihre Augen hingen an den Lippen des Sprechers.

„Kümmert's Euch!" fragte der Geselle trotzig. „Manche kluge Leute wissen nicht, daß ein scharfes Ohr am Schlüsselloch ein schlimmer Nachbar ist. Merkt's: es handelt sich um die Hinterlassenschaft des verstorbenen

*) Unfall.

**) Häscher.

Pfarrers. Ich mache kein Geschmus*) und will begern,**) wenn ich ein unwahres Wort rede. Ich hab's erlauscht, wo das Geld und die Staatspapiere liegen, welche die Erben suchen. Wir können sie ganfen,***) leicht, sicher, unbemerkt und die Verwandtschaft — hat das Nachsehen."

„Bist ein braver Mensch! — bist ein kluger Mensch!" lobte Amschel mit zuckersüßer Miene und wollte die Wangen des Sprechers streicheln.

„Still!" gebot seine Ehehälfte und schlug ihm derb auf die Finger.

„Ich könnte das Geheimniß den Erben vermassern,"†) fuhr der Geselle fort, „und würde jedenfalls ein schweres Stück Geld, nach Umständen einen halben Antheil davon tragen."

Amschel zuckte zusammen und Sara öffnete wie zu einer Frage die Lippen.

„Allein ich will nicht," setzte der Wiener mit erheuchelter Dankbarkeit bei, „denn Ihr habt mich aufgenommen, als ich blede gehen††) mußte, und als Andere mir ihre Thüren versperrten. Bei Euch hab' ich gewohnt und gelebt und mit Euch will ich theilen. Ihr gebt mir redlich meinen Part und seid verschwiegen.

*) Geplauder.

**) sterben.

***) stehlen.

†) verrathen.

††) ausreißen.

Oder soll ich dem langhälsigen Hofbauern, diesem unersättlichen Wurme, oder dem groben, verdorbenen Maurer trauen, der jeden Tag nur einen Rausch hat? He?"

„Du bist ein gutes, bist ein braves Jüngelchen," orgelte Amschel, ohne auf das Abwehren seines Weibes zu achten. „Laß hören deine Massematten!"

„Meine Massematten? — Die sind koscher, Meister, wie Euer Matzen zu Ostern. Wir sind drei Köpfe, also — drei gleiche Theile! Einverstanden?"

Sara nickte. Amschel spielte mit seinen Fingern, ohne eine Miene zu verziehen.

„Drei gleiche Theile — verstanden?" proponirte der Wiener nochmals mit allem Nachdruck. „Es wird redlich getheilt oder ich vermassere Alles. Wollt Ihr?" Er streckte beide Hände hin.

Das Ehepaar schlug ein. Nun erzählte der Wiener, jedoch ohne einen Namen zu nennen, was er so eben in der Küche zum Schwanen von den beiden Frauen erlauscht hatte, und malte das Ganze mit einem Feuer und einer Bestimmtheit aus, daß jeder Zweifel schwand. „Ja, Meister Levi," schloß er, „Ihr hattet den Paradiesvogel in der Hand und habt ihn fliegen lassen. Ihr hattet den kostbaren Schreibtisch und habt ihn um ein elendes Aufgeld verschachert. Ihr habt den größten Eselsstreich gemacht, der je einem jüdischen Handelsmann passirte."

Dem Juden blieb keine Zeit, eine Silbe zu seiner Vertheidigung vorzubringen. Wüthend stürzte sein Weib

auf ihn, packte seine beiden Arme und rüttelte und schüttelte ihn, wie der Sturmwind das schwache Unterholz. Er bog sich und krümmte sich wie ein getretener Wurm. Sara schrie ihn zornig an: „Amschel! Unglück meiner Tage — —".

„Sara! — Saraleben!" stöhnte der Arme.

„Amschel — Verschwender!" —

„Sara!" —

„Amschel — Fluch meines Hauses!" —

„Sa—ra! — Sa—ra!" —

Erschöpft machte Sara Halt, ohne jedoch die Arme ihres Mannes loszulassen. „Amschel!" gebot sie mit rauher Stimme, „augenblicklich läufst du zu kaufen den Schreibtisch!"

„Ich werde kaufen den Tisch."

„Du gibst Reukauf!"

„Ich werde geben Reukauf."

„Du erhandelst den Tisch wieder und wenn hundert und zweihundert Gulden müßten blede geh'n."

Amschel zögerte und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne. Er fühlte den Druck an seinen Armen stärker werden zum Zeichen, daß die Bewegung auf's Neue losgehen sollte, und wimmerte in tausend Nöthen: „Ich werde bieten und zahlen dem Holzhändler, bis ich habe den Tisch."

„Amschel!" knirschte Sara und ihr verzerrtes, entschlossenes Gesicht ließ an der Wahrheit ihrer Worte

nicht zweifeln, — „wenn du kommst zu gehen ohne den Schreibtisch, so werde ich deinen Hirnschädel glatter raufen als eine Ahornplatte, ich werde dir auskratzen die Augen mit eigener Hand, ich werde dich erwürgen in einer Nacht.“

Mit Entsetzen sah der Jude in das Gesicht seines Weibes. So hatte er die Furie noch nicht gesehen. Er bebte bei dem Gedanken an seine rosige Zukunft. Der Wiener, welcher dem ganzen Auftritt mit großem Behagen zugesehen hatte, trieb jetzt zur Eile und gab seinem Meister noch einige gute Rathschläge. „Verliert keinen Augenblick!“ mahnte er zum Schlusse. „Kauft den Schrank und untersucht ihn! Jedem sein Drittel! Ich eile wieder in den „Schwanen“, damit kein Verdacht auf uns fällt.“

„Daß du läufst!“ flüsterte Sara ihrem Gatten noch in's Ohr, während sie Mann für Mann durch die geheime Thüre krochen. Sie gab ihm zugleich einen Stoß, daß er mit dem Wiener, welcher vorausrutschte, in die unangenehmste Berührung kam. Während beide heftig gegen einander prellten, schloß Sara die Thüre und der Wiener hatte umsonst nach der geheimen Feder gespäht.

Während sich der Geselle durch die Hinterthüre davonmachte, ungesehen, wie er gekommen, eilte Amschel Levi nach dem Hause des Holzhändlers. Bevor er durch die Hausthüre trat, blieb er stehen wie ein kluger Mann, verschnaufte, sammelte seine Gedanken, legte das runz-

liche Gesicht in glatte, freundliche Falten und rückte die Mütze, um jeden Augenblick mit seinem Complimente bei der Hand zu sein. Nach diesen Vorbereitungen trat er in den Hausplatz und lauschte vorsichtig nach allen Seiten. Vom Wohnzimmer her vernahm sein scharfes Ohr die weinerliche Stimme eines Weibes, das verhaltene Knurren eines Hundes und einzelne, abgebrochene Ausrufe einer tiefen Baßstimme. Man konnte kein Wort verstehen. Amschel schlich näher und lauschte noch, den Finger zum Anklopfen erhoben, als drinnen der Hund laut anschlug. „Herein!" gebot die Stimme des Holzhändlers. Erschreckt schlug der Jude mit der ganzen Hand gegen die Thüre und trat mit vielen, „demüthigen Bücklingen und wiederholten „Gehorsamster Diener!" in's Zimmer.

Holzhändler Weippert saß gemächlich im sogenannten „Sorgenstuhl." Seine Rechte stützte sich auf die Lehne, die Linke ruhte spielend auf dem Kopfe eines großen Fanghundes, welcher dem Juden das scharfe Gebiß entgegenfletschte. Keine drei Schritte vom Lehnstuhl stand Lisbeth. Sie hatte bei dem Eintritte des Trödlers die erhobenen Hände sinken lassen und wandte sich ab, um mit einem zerknitterten Tüchlein ihre Thränen zu trocknen. Der Jude traute kaum seinen Augen. Sollte die Haushälterin in derselben Absicht gekommen sein, wie er selbst? Dieser Gedanke machte ihn für den Augenblick verwirrt und er wußte nicht, wie seine Rede beginnen. Der Holzhändler half ihm aus der Noth. „Was

gibt's, Amschel?" fragte er barsch. Es zuckte bei diesen Worten wie Wetterleuchten über sein offenes, männliches Gesicht. Im nächsten Momente waren seine Züge wieder ruhig und ernst. Niemand konnte ahnen, was in seinem Herzen vorging.

„Ich hätt' mit Ihnen ein wichtiges Geschäft und möchte reden unter vier Augen mit Herrn Weippert," schmunzelte der Jude und winkte wie ein langjähriger Vertrauter mit den Augen nach der Haushälterin.

Ein strenger Blick wies seine Vertraulichkeit zurück. „Heraus mit der Sprache, Jude! Ein ehrliches Geschäft braucht das Licht des Tages niemals zu scheuen. Haben wir nicht neulich unsern Handel vor Aller Augen abgemacht?"

„Glauben Sie mir," begütigte Amschel, „ich hab' ein ehrliches, aber ich hab' ein wichtiges Geschäft. Ich kann es nicht hängen an die große Glocke."

Lisbeth wollte sich entfernen, um nicht lästig zu fallen. „Herr Weippert," bat sie zudringlich, „lassen Sie mich nicht ohne Zusage gehen! Sie kennen jetzt mein Anliegen, das mir so schweren Kummer verursacht."

„Was eilt Ihr?" fragte dieser kurz. „So bleibt doch! Der Schacherer soll Euch nicht verdrängen und noch weniger mich zu einem vertrauten Handel unter vier Augen bestimmen. Das sei seine Strafe. Er hat mir neulich für zehn Kronenthaler auf zehn Minuten über

fünf Gulden Rebach abgejagt. Dort steht ein Stuhl. Setzt Euch! Also Amschel?" —

Der Jude wandte sich unruhig hin und her, drehte die Pelzmütze zwischen den Fingern, murmelte unverständliche Worte und wünschte die Haushälterin auf den Grund des rothen Meeres. „Was soll ich sagen?" klagte er. „Kann ich nicht reden allein, so muß ich verschieben mein Geschäft auf andere Zeit."

„Soll das ein Schreckschuß sein?" rief Weippert höhnisch. „Er ist umsonst abgebrannt. Es fragt sich, ob ich Lust zum Warten habe, bis es dir gefällig ist. Hörst du, Levi? Ich sage dir, wenn du nicht sofort deinen Handel auskramst, so wirst du dich für alle Zeit umsonst plagen, mit mir ein Geschäft zu machen. Du kennst mich, Amschel!"

Der Trödler erschrack. Er hatte ein gewöhnliches, jüdisches Kunststücklein spielen lassen und war an den unrechten Mann gekommen. Weippert galt nämlich, wie sich seine Mitbürger ausdrückten, für einen Querkopf. Er verkehrte wenig mit der Welt und selten in freundschaftlicher Form. Von Allem, was die Leute wollten und wünschten, that er das Gegentheil und konnte seine Gedanken als ein vermögender, unabhängiger Mann durchführen. Aergerten sich Andere darüber, so erfüllten sie seinen geheimsten Wunsch. Im Uebrigen war Weippert ein fester, ehrenvoller Character, ein guter Kern in rauher Schale. Der verstorbene Pfarrer hätte viel davon er-

zählen können, und die Armen des Marktes und der Umgegend kannten sein Herz aus Erfahrung. Amschel bewährte seinen Ruf als ein verschlagener Schacherer. Es leuchtete ihm ein, daß er andere Saiten aufziehen müsse, um zum Ziele zu gelangen. Wenn nur diese Haushälterin nicht wäre! Er warf ihr einen giftigen Blick zu, legte den Kopf zurück vor lauter Freundlichkeit und die feuchten Lippen zitterten, als er halblaut sprach: „Ich soll den Schreibtisch wieder kaufen, Herr Weippert, — ich soll ihn kaufen für einen fremden, für einen gelehrten, für einen alten, für einen hochwürdigen Herrn. Er will ihn haben als Andenken."

„Ein solches ist der Tisch auch für mich," entgegnete Weippert ruhig.

„Ich weiß es!" klagte Amschel. „Aber der Herr will ihn haben als Andenken für den Busenfreund, für den geistlichen Bruder."

„Warum hat er ihn nicht gesteigert?"

„Er konnte nicht, er war nicht zugegen, er lag krank, er hat versäumt den Termin."

„Lüge du und der Kuckuk!" lachte der Holzhändler. „Bleib' beim Zeug'!"

„Ich lügen? — Herr Weippert — ich? Wenn ich nicht sage die lautere Wahrheit, so soll mich — —"

„Still!" brauste der Holzhändler heftig auf. „Ich [illegible] in meinem Hause in Gegenwart des Gekreuzigten

keinen frevelhaften Schwur. Nimm deine Zunge zusammen oder — —"

„Was soll ich sagen?" rief der Hebräer. „Sie kennen mein Begehr. Haben Sie Einsicht mit einem armen Mann, der sauer verdient sein tägliches Brod!"

„Höre auf mit deinem Gewinsel, alter Geldwurm! Das Lied mußt du Gänsen und Enten vorpfeifen und nicht einer schlauen Dohle. Kurz: was zahlst du?"

„Als ich will zahlen vier Thaler auf — ein schönes Stück Geld für so kurze Zeit."

„Amschel, du kommst mit deinem Gebot zu spät, viel zu spät. Wenn mir der Schreibtisch feil wäre, so könnte ich jeden Augenblick fünfzig Gulden haben. Die Jungfer da hat mir's geboten."

„Fünfzig Gulden?" brach der Jude im größten Schrecken aus, und sein Gesicht entfärbte sich. Er maß die Person von Kopf bis zu Fuß. Die Ahnung, welche vorhin sein berechnendes Gehirn durchzuckt hatte, war zur Wahrheit geworden. „Fünfzig Gulden? Wär's möglich?"

„Fünfzig Gulden," bejahte der Holzhändler, „und ich bin überzeugt, daß die Jungfer noch das Doppelte bieten wird, wenn ihre Finanzen so weit reichen. Nicht wahr?"

„Meine kleinen Ersparnisse opfere ich gern," antwortete Lisbeth; „ich will nur meine Ehre retten."

„Nun, Ihr habt ja die Erbschaft?" fragte Weippert

und sein Auge ruhte spähend auf der gebeugten Gestalt. „Mit 800 Gulden läßt sich viel machen."

Die Haushälterin erhob das thränenschwere Auge und erklärte ruhig: „Das Vermächtniß meines seligen Herrn werde ich nie auf's Spiel setzen. Ginge meine Absicht mit dem Tische nicht in Erfüllung, so würde ich mir ewig Vorwürfe darüber machen."

Weippert nickte, der Jude aber horchte bei diesen Worten hoch auf und rückte unruhig hin und her. „Was soll ich thun? — Was soll ich sagen dem fremden Herrn?" jammerte er mit gedämpfter Stimme für sich. Er zögerte einige Augenblicke wie unschlüssig, bevor er laut erklärte: „Ich will geben in seinem Namen hundert Gulden."

Der Holzhändler lächelte, streichelte freundlich den Hund an seiner Seite und der helle Spott klang aus seinen Worten, als er sagte: „Warum hinterbringst du es nicht zuvor deinem Herrn? Es müßte ein guter Mann sein, wenn er dich an dem theuern Kaufe nicht hängen ließe. Denn laß dir sagen: ich hasse das Hin- und Herfeilschen von ganzer Seele. Ein fixer Preis, ein Manneswort und damit gut! Der Schreibtisch ist mir ein theueres, kostbares Andenken, so gut wie deinem Herrn. Wer ihn haben will, muß ihn mit Geld aufwiegen. Er kostet 500 Gulden. Hörst du? — 500 Gulden! Du kennst mich, Schmuser! Keinen Heller mehr und keinen weniger."

Lisbeth sprach kein Wort. Sie ließ das Haupt

noch tiefer sinken, faltete die Hände und ergab sich still und gefaßt in ihr Schicksal. Der Jude stand wie vernichtet. Sein Kopf zitterte heftig, seine Hände fuhren bald durch die gelblichen Haarbüschel, bald in die leeren Taschen, seine Augen schienen aus den Höhlen zu treten, die Zähne verarbeiteten gebrochen hebräische Worte und die hängende Unterlippe zuckte, wie von einer unsichtbaren Feder geschnellt. In seinem Schädel tobte, stürmte und wimmelte es wie in einem bedrohten Ameisenhaufen. Wenn er die schwere Summe wagte und verlor? Wenn in dem Schreibtisch kein geheimes Fach, kein Geld war? Wie dann? Dazwischen erhob sich die drohende Gestalt Sara's. Er sah schon im Geiste ihre düsteren Züge, hörte ihr keifendes Zanken, fühlte ihre schweren Arme, spürte die scharfen Nägel und vernahm das giftige Hetzen des schlechten Gesellen. Er zog sich zusammen wie ein Igel und stöhnte ärger als ein Todtkranker, ohne es selbst zu wissen und zu hören.

Ruhig beobachtete Weippert den Seelenkampf des Schacherers. Keine Muskel seines Gesichtes zuckte, aber aus seinen Blicken, auf seinen Wangen leuchtete die Schadenfreude, den Juden in der Klemme zu sehen. Der Hund schien die Gefühle seines Herrn zu theilen. Er trommelte lustig mit der Ruthe auf dem Fußboden und blickte verständig zu diesem empor. Die Haushälterin wollte dem für sie so unerquicklichen Handel nicht weiter beiwohnen. Sie erhob sich, um zu gehen.

„So bleibt doch!“ mahnte der Hausherr unwillig. „Ihr müßt den Bescheid abwarten, bevor wir zwei weiter verhandeln können!“

Diese Worte brachten den Wucherer wieder in Thätigkeit. Er fürchtete, die Sache möchte eine noch schlimmere Wendung nehmen, zerkratzte sich die Stirne und fragte mit gepreßter Stimme: „Herr Weippert, soll das gewesen sein Ihr letztes Wort?“

„Hebräer, du kennst mich.“

Amschel warf seinen Kopf zurück, hielt seine flachen Hände vor die Brust und wimmerte: „Soll ich's thun? Was werd' ich sagen dem Herrn? Da Feuer, da Wasser — der arme Levi mitten d'rin. So wahr Gott lebt! — der schwerste Tag meines Lebens. Sara! — Sara! Nun, ich will's geben, Herr Weippert, ich will's geben. Die Hand d'rauf! In fünf Minuten bringe ich das Geld — der Schreibtisch ist mein.“ —

Das hatte der Holzhändler nicht erwartet, aber er konnte sein Wort nicht zurücknehmen. Mit einem wehmüthigen Blicke auf die Haushälterin schug er ein. Diese verließ, leise grüßend, mit unsicherem Schritte das Haus. Der Jude folgte ihr, um den bedungenen Preis zu holen und den Schrank nach Hause zu schaffen.

Der Wiener saß im „Schwanen“ auf glühenden Kohlen. Er traute seinen Hausleuten nicht weiter, als er sah, und konnte nicht abkommen. Der Familienrath war nämlich versammelt und fabrizirte mit vieler Sorgfalt

und Ueberlegung die letzten der verabredeten anonymen Briefe und Placate. Jedes Stück wurde zehnmal corrigirt, zwei- und dreimal umgeschrieben, bis es den vollen Beifall der Betheiligten fand. Endlich war der letzte Zettel vollendet und zusammen gelegt. Der Wiener empfahl sich und eilte nach dem Hause seines Meisters. Aus der Wohnstube drang ihm der dumpfe Schlag eines Beiles entgegen. Er stürzte hinein und hoffte das Ehepaar mit lautem Jubel, hoch in den Händen die Werthpapiere, sich entgegenstürmen zu sehen.

Vergebliche Hoffnung! Sara stand mitten im Zimmer, die Arme aufgeschürzt, in der Rechten ein kleines Handbeil. Sie schlug mit dem stumpfen Theile d'rauf los wie ein Holzmacher. Vor ihr standen die Außenwände des Schreibtisches, fürchterlich zugerichtet, dem Zusammenbrechen nahe. Die Schubladen, die Zwischenwände, die ganze Einrichtung war herausgeschlagen. Rings herum lagen Bretter, zersplittert, nach allen Richtungen gespalten und gleich dürren Reisern gebrochen. Amschel kauerte wie leblos in einer Ecke am Boden, die Kniee hinaufgezogen, die Fingerspitzen zwischen den Lippen, das lange, erdfahle Gesicht vom Schrecken gelähmt. Er stierte mit Entsetzen nach dem Gerippe des Schrankes, mit Entsetzen nach jedem Schlage des Beiles, als fürchtete er, den nächsten auf seinen Kopf niederfallen zu sehen.

„Kommst du?“ schrie Sara dem Gesellen entgegen, die Lippen weit geöffnet, die Wangen mit Zornesgluth

überströmt, auf der Stirne perlenden Schweiß, in den Augen tödtlichen Haß. Sie zuckte wüthend das Beil nach dem Kopfe des Eingetretenen. „Kommst du?“

Der Wiener stand ruhig wie eine Mauer und drehte der Jüdin zuerst das blendende Weiß seiner Augen, sodann den dunkeln, glühenden Stern hin, daß sie unwillkürlich die Hand sinken ließ. „Was soll das bedeuten?“ fragte er kalt und musterte den zerschmetterten Tisch. Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf.

„Was?“ knirschte das Weib, bebend vor Zorn. „Was, Landstreicher, du willst noch fragen? Elender Betrüger, du willst mich zur Rede stellen? Da liegt dein Tisch in Trümmern — kein geheimes Fach, kein Geld weit noch nah. Nun, Wicht, Gauner, erbärmlicher, der Tisch kostet 500 Gulden! Du zahlst sie oder — — —“

„Oder?“ fragte der Geselle gedehnt und trat einen Schritt vor. „Oder ich lache dir und deiner Drohung in's Gesicht, schmutzige Eule! Glaubst du, elende Wucherhexe, der Wiener läßt sich so leichten Kaufes prellen? He? — Ihr habt den Tisch zum Scheine zerschlagen, Ihr habt den Fund bei Seite geschafft, und mich soll jetzt Euer Geheul und Toben verscheuchen. Der alte Duckmäuser sitzt da hinten, als hätte ihn der Schlag getroffen. Spielt nur Eure saubere Rolle schön hinaus! Ich bekomme meinen Antheil — dafür steh' ich Euch!“

Sara gerieth bei diesen Worten außer sich. Sie

schleuderte das Beil auf den Boden, schlug sich vor die Stirne, zerraufte ihr Haar und schwur für ihre Unschuld gräßliche Eide, die wir nicht wiedergeben können. Auch Amsel kroch hervor, streckte seine zehn Finger in die Höhe und schwur bei dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs, daß er ein geschlagener, ein ruinirter Mann sei.

Der Wiener lächelte ungläubig, denn er kannte seine Hausgenossen zu gut, und fragte kurz und barsch: „Bekomme ich gutwillig meinen Antheil oder nicht?"

Sara schlug abwehrend mit den Händen in die Luft und erhob ein gellendes Geheul, während Amschel seinen Kauf verfluchte und verwünschte.

„Ich gehe!" rief der Wiener drohend und seine Augen kreisten wild und schauerlich im Kopfe. „Ihr sollt es schwer bereuen! Ich werde nicht ruhen und nicht rasten, bis Eure Spelunke gesperrt ist und bis Ihr in sicherem Gewahrsam sitzt. Statt meiner kommen Andere, und dann gute Nacht, Ihr herzlosen Blutsauger, gute Nacht, Ihr Fälscher und Betrüger, gute Nacht geheime Diebshöhle! Ja, wir theilen — wir theilen und sei es — das Zuchthaus!" —

Er wandte sich und verließ das Zimmer, wo Amschel unter den Fäusten seines Weibes jämmerliche Weisen sang.

V.

„Das Alles sollt ihr erben, so sei's euch kundgethan.
Ich ruf' bei meinem Sterben den Herrn zum Zeugen an;
Der mög' es euch gewähren, was nun mein Mund verspricht,
Der mög' an euch erklären den Spruch: „„Durch's Kreuz zum Licht!““ —

Redwitz.

Zu derselben Stunde trat Pfarrer Hegenauer in das Zimmer Fabri's. „So," meinte er nach freundlichem Gruße, „jetzt will ich endlich mein geerbtes Gut abholen. Besten Dank, Herr Pfarrverweser, daß Sie mir den Schrank mit den Büchern so lange in Ihrem Zimmer stehen ließen."

„Ich habe überflüssig Platz, Herr Pfarrer; wenn es Ihnen gefällig ist, so können Sie die Bücher für immer bei mir aufheben. Ich werde überall Raum finden, hier und anderwärts."

„Sie sind zu gütig!" lachte Hegenauer. „Es ist wirklich erstaunlich, was es für gefällige Leute in der Welt gibt. Nein, Ihre Aufopferung ist zu groß, um sie acceptiren zu können. Es folgen mir gegen Abend zwei Rosse mit einem Leiterwagen. Die Bücher packen wir in große Körbe, den Schrank legen wir quer über die Leitern und fahren schön langsam nach Hause."

„Ich hätte herzlich gern ihren Conservator gemacht," wiederholte Fabri, „übrigens — wie Sie wünschen."

„Es ist mir unmöglich, Ihre Dienste anzunehmen,

ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, denn der ganze Markt, die ganze Pfarrgemeinde haben gerechte Ansprüche auf Sie. A propos! Wie steht's im Amte? Vollständig eingewöhnt? Sind Sie zufrieden?"

„Offen gestanden, Herr Pfarrer, es gefällt mir im Amte und in der Gegend. Wenn man Jahre lang unter unzähligen Beschwerden auf dem Gebirge pastorirte, so ist es hier eine wahre Erholung."

„Und wie finden Sie die Leute?" fragte Hegenauer mit einem scharfen Blicke. „Namentlich die Marktbewohner?"

„Mein Aufenthalt währt zu kurz, um hierüber urtheilen zu können. So viel aber fühle ich von Tag zu Tag mehr, daß hier ein rastloser und gottbegeisterter Mann wirkte. Etliche schlechte Subjecte abgerechnet, die es überall gibt und die sich vom Strome der Zeit und ihren Leidenschaften fortreißen lassen — im Kerne der Bürgerschaft lebt und webt ein herrlicher Geist, der seine Quelle nur im Beispiele und in den langjährigen Mühen und Aufopferungen des Seelsorgers findet."

„Ihr Urtheil freut mich unendlich. Der Verblichene war mein Freund und Vorbild. Ich konnte ihn nie erreichen. Er stand zu seinen Pfarrkindern wie ein Vater im wahren und vollen Sinne des Wortes."

„Dieses glückliche Verhältniß wird leider selten getroffen," bedauerte Fabri, „so sehr es jeder Einzelne wünscht."

„Vielfach durch unser eigenes Verschulden," ergänzte Hegenauer. „Oder wie? Sprechen Sie bereits aus Erfahrung? Wollen Sie mit dieser Bemerkung vorbeugen für spätere Tage?"

„Keines von beiden. Ich bin hier zufrieden und hoffe es zu bleiben."

„Sie können, Sie dürfen nicht zufrieden sein," sprach der Pfarrherr in verweisendem Tone, „denn Sie wissen ohne Zweifel so gut wie ich die ehrwidrigen Gerüchte, welche in Umlauf gesetzt sind."

„Das schlechte Geplauder tangirt mich nicht," versetzte Fabri gleichmüthig. „Gott wird sorgen. Ueber Kurz oder Lang muß sich die Sache aufklären."

„Dazu sehe ich wenigstens noch keinen Ausweg. Ihre Hoffnung könnte Sie leicht täuschen."

„Und wenn nicht, Herr Pfarrer, so schenken die ordentlichen Pfarrkinder ihrem Seelsorger so viel Vertrauen, um ihn keines gemeinen Diebstahls für fähig zu halten. Der Auswurf wird Jeden besudeln. Er kümmert mich nicht."

„In diesem Punkte dürften Sie Sich abermals täuschen. Ein schlechtes Gerede, das so continuirlich genährt wird, macht am Ende selbst die besten Leute irr. Ich appellire für meine Behauptung an die Erfahrung. Welches Unheil haben nicht schon Gerüchte gestiftet, die geschickt unter das Volk geschleudert wurden?"

„Nun, so Schlimmes befürchte ich für meine Person nicht,“ meinte Fabri lächelnd.

„Ihre werthe Person ist nicht die Hauptsache,“ belehrte Hegenauer ernst, „sondern die Lage dürfte von einem andern, höheren Standpunkte zu betrachten sein. Sie können für Sich dem Walten der Vorsehung die Aufklärung überlassen, — zugestanden! — aber Ihrer Stellung und insbesondere Ihren benachbarten Amtsbrüdern sind Sie andere Rücksichten schuldig. Die vielzungige Frau Fama bleibt nie bei einem Manne stehen. Sie sprengt ihren Geifer auf Alle, besudelt selbst die unschuldigsten Dinge, weil Lüge stets Lüge, Verläumdung wieder Verläumdungssucht erzeugt. Die Fama gleicht einer ansteckenden Krankheit. Das priesterliche Kleid aber muß sorgfältig vor jedem Flecken bewahrt werden, denn, einmal beschmutzt, arbeiten Salmiak und Terpentin, Venetianer Seife und Brönner's Fleckenwasser umsonst.“

Fabri sann ruhig nach. Er mußte die aufgestellten Behauptungen als gegründet anerkennen und erklärte offen: „Ich unterwerfe mich gern Ihrem erfahrnen Urtheil und Willen. Geben Sie mir gefälligst an, Herr Pfarrer, wie ich handelnd auftreten soll?“

„Lassen Sie vorerst mich schalten! Als Freund des Verblichenen und als Testaments-Executor ist es meine Pflicht, mich für die Sache zu interessiren. Ich setzte voraus, daß Sie mit mir einverstanden sein würden, und ließ deßhalb die Erben hierher bescheiden. Die Hofleute

schleichen den ganzen Tag im Markte herum, der Steinhauer vertrinkt sein letztes Quintchen Verstand im „Schwanen“, und so können sie jeden Augenblick hier sein. Ich will in Ruhe ein ernstes Wort mit den Leuten reden. Hilft das nicht, so müssen wir wohl oder übel gerichtliche Hülfe in Anspruch nehmen.“

Inzwischen gingen die beiden Geistlichen vereint daran, den Bücherschrank auszuräumen. Die Bücher wurden flüchtig abgestaubt und in langen Reihen auf den Tisch geschlichtet, um später das Verpacken in die Körbe vorzunehmen. „Eine nicht sehr große, aber vorzügliche, ausgesuchte Bibliothek,“ sprach Fabri, da und dort die Titel überfliegend, während beide die schweren Folianten auf Stühle und zuletzt auf den Boden placirten, als die Tische und Stühle vollständig belegt waren.

„Sie repräsentiren ein anständiges Kapital,“ stimmte der Pfarrer bei, „sowohl geistig als pecuniär. Es war die Lieblingsidee meines seligen Freundes. Er hätte mir kein schöneres Andenken hinterlassen können.“

„Wenn Sie erlauben, Herr Pfarrer, so werde ich manchmal zusprechen.“

„Mit größtem Vergnügen! Durch fleißigen Gebrauch ehren wir den Gründer. Da sehen Sie,“ lächelte Hegenauer, „ein würdiger Schluß!“ Er hielt drei ganz gleiche, kleine Bände in die Höhe und legte sie auf die letzte, freie Spitze des Tisches. „Drei Breviere zu Haus, drei hier — wer verlangt mehr?“ —

Die Unterhaltung der beiden Herren wurde durch den Eintritt der Haushälterin unterbrochen, die einige Erfrischungen für den Gast brachte und sie in Ermanglung eines andern Platzes auf das Fensterbrett niedersetzte. Mit Befremden ruhte das Auge des Pfarrherrn auf dem tiefbetrübten Antlitz, dem unsichern Gange und der gebeugten Gestalt der sonst so rüstigen Alten. „Nun, Jungfer Lisbeth," fragte er theilnehmend, „wo fehlt's? Wie steht's? Ich glaube gar, Sie lassen Sich durch das schlechte Gerede der Leute anfechten?"

„Wem wird nicht an seiner Ehre und seinem guten Namen liegen?" fragte diese bekümmert dagegen. „Das Feuer der Lästerzungen wollte ich schon ertragen, Hochwürden, aber es wird bald noch Schlimmeres geben."

„Noch schlimmer? Wie so?"

„Ich soll es mit Gewalt gut bekommen'," versetzte die Dienerin sarkastisch und mit einem vorwurfsvollen Blicke auf ihren Herrn. „Freie Kost, freies Logis — gewiß schöne Aussichten für eine bejahrte Person meines Standes."

„Da haben wir's," platzte Hegenauer munter heraus. „Was der Herr Pfarrverweser zu rosig sieht, schaut die Jungfer Haushälterin zu schwarz. Lauter Extreme! Laßt's gehen! — wir reden auch noch ein Wörtchen mit."

„Ich verspreche mir nicht viel davon," erklärte die Haushälterin traurig, „und um die Wahrheit zu gestehen, seit einer Stunde gar nichts."

Sie erzählte nun den Verdacht, welchen die Wirthin in ihr geweckt hatte, ihre verunglückte Speculation bei dem Holzhändler Weippert und den Sieg des Trödlers. „Der Jude hat den Schreibtisch mit Silber aufgewogen," rief sie in ihrem Schmerze, „hat ihn heimgeschafft und wird sicherlich — — —"

Das heisere Bellen des alten Minor und ungestümmes Klopfen an der Thüre unterbricht sie. Ohne ein „Herein!" abzuwarten, treten die Erben in's Zimmer. Den Vortrab macht Palier Ringlein. Er sieht finster d'rein und hält es nicht der Mühe werth, die rothblauen Lippen zum Gruße zu öffnen. Ein unhöfliches Nicken des schweren Hauptes gilt für Alles. Ihm folgen auf dem Fuße Arnold und sein Weib. Der Hofbauer trägt seinen Kopf hoch, wie ein freier Mann, der seiner Sache gewiß ist. Um seine Lippen spielt ein spöttisches, überlegenes Lächeln und sein frecher Blick nimmt zuerst die Haushälterin, hierauf den Pfarrverweser scharf auf's Korn. Er läßt vernehmlich seinen „Guten Tag!" hören, während die Bäuerin de- und wehmüthig auf ihren Rosenkranz niedersieht, welchen sie um die Hände geschlungen hat, und mit einem tiefen Knixe leise den christlichen Gruß flüstert. Glaubt sie sich aber unbemerkt, so blitzt ihr Auge auf und ihr verzerrtes Gesicht läßt alle Leidenschaften, Sorgen und Täuschungen durchschimmern, welche ihr Herz bewegen. Lisbeth will sich entfernen. Ein Wink des Gastes gebietet ihr zu bleiben.

„Sie haben uns rufen lassen,“ wandte sich Ringlein an den Pfarrherrn und schien seiner Stimme absichtlich einen möglichst rauhen und abstoßenden Klang zu geben.

„Ja wohl!“ antwortete Hegenauer. „Dringende Umstände veranlaßten mich dazu in meiner Eigenschaft als Testaments-Vollzieher. Ihr wißt, daß ich die Verlassenschaft genau nach dem Wortlaut des vorhandenen Testamentes vertheilt habe — offen, ehrlich, bis zum letzten Heller. Ist's nicht so?“

„Ganz richtig,“ sprach Arnold gedehnt und mit gläubigem Nicken. „Daran hat bis zur Stunde Niemand gezweifelt.“

„Nun sprengt Ihr aber in aller Welt aus, es sei Euch der größte Theil des Vermögens vorenthalten worden. Wie reimt sich das zusammen?“

„Von Ihnen nicht,“ antwortete Arnold mit Nachdruck. „Das hat Niemand gesagt.“

„Nun, von wem denn? Heraus mit der Sprache!“

„Ei, von diebischen, räuberischen Händen, die eben Geld brauchten und dem Herrn Testaments-Executor und uns zuvorkamen, ohne zu bedenken, daß ungerechtes Gut niemals gedeiht.“ Arnold verfiel am Schlusse seiner Rede in einen salbungsvollen Ton und sein Weib drehte andächtig die Augen in die Höhe.

„Das ist lauter leeres Gerede,“ rief Hegenauer unmuthig. „So verdächtigt man ehrliche, brave Leute

ohne einen andern Grund, als seine eigenen schlechten Gedanken. Versteht Ihr?"

„Wir verdächtigen Niemand," brummte Ringlein und strich nachlässig durch seinen Bart. „Ha, ha, ha! Die Welt ist nicht mehr so einfältig wie vor Zeiten. Die Leute reimen sich das Ding schon selber zusammen."

„Was reimen sich denn die Leute zusammen?" fragte Fabri ernst. „Redet!"

Der Palier sah ihm frech in's Gesicht und entgegnete grob: „Daß wir, die rechtmäßigen Erben, von einer versteckten Diebsbande, von gewissenlosen Erbschleichern um unser gutes Eigenthum gebracht wurden."

„Ihr scheint Euerer Sache sehr gewiß zu sein," bemerkte Hegenauer, „und doch nennt Ihr keinen einzigen Namen, sondern fischt beständig im Trüben. Ist das überflüssige Bescheidenheit, zu große Vorsicht oder Unsicherheit?"

„Wir fischen nicht im Trüben — darauf verlassen Sie Sich!" lachte Ringlein höhnisch. „Das Andere nehmen Sie, wie Ihnen beliebt."

„Ich war immer der Ansicht," sprach Hegenauer gelassen, „daß, wer Andere verdächtigen will, auch Beweise haben muß. Es scheint aber — —"

„Es scheint?" unterbrach ihn Arnold und zog finster seine Augenlieder zusammen. „Es scheint? Unser Beweis ist, daß wir statt zehntausend Gulden und mehr, nur zehn Hundert geerbt haben. Genügt das nicht? Wo ist

das Geld hingekommen? Wir haben keine Lust, ein Versorgungshaus für alte, oder ein Ausstattungshaus für junge Faullenzer zu gründen. Wir verlangen unser Eigenthum. Genug!"

„Ich kenne Euren schlechten Rathgeber, Arnold, und kenne Eure Schleichwege. Glaubt Ihr denn, auf diese Weise zum Ziele zu gelangen?"

„Lassen Sie uns sorgen!" versetzte Ringlein barsch. „Wir kommen an's Ziel. Ja, geistlicher Herr, das Gericht wird den Raubvögeln schon die Zungen lösen."

„Wenn sie nicht in sich gehen und das gestohlene Gut herausgeben," hauchte die Bäuerin mit frommer Miene.

„Nein, die Frechheit geht zu weit," fuhr Fabri heftig auf, nicht fähig, länger seinen steigenden Unmuth und die Wallung seines Blutes zu bemeistern. „Ihr haltet hinter dem Berge, weil Ihr schlecht denkt."

„O, wir denken recht," riefen Arnold und Ringlein zugleich und begegneten sich in einem vielsagenden Blicke.

„Nein, Ihr denkt und handelt schlecht, sonst würdet Ihr offen die Namen der Diebe nennen. Ich will Euch sagen, was Ihr vorsichtig verschweigt. Ihr zeiht auf mich und auf die Haushälterin da. Pfui, schämt Euch! Wie könnt Ihr so gewissenlos handeln und eine brave, bejahrte Person, der Euer eigner Verwandter in seinem letzten Willen das beste Zeugniß ausstellt, eine Person, die Treue und Verlässigkeit selbst, von allen Rechtlichen

geliebt und geachtet, für fähig halten, daß sie Euch nur einen Kreuzer stiehlt? Wie?"

„Ho — ho — ho!" brach der Palier in ein schallendes Gelächter aus. „Es gibt noch andere Leute, die stehlen, und von denen man's noch weniger glauben sollte. Alter und Kleid schützen nicht vor Schlechtigkeit." Sein Auge glänzte bei diesen Worten in einem wilden, tückischen Feuer und die ausgestreckte Hand zeigte direct nach dem Pfarrverweser.

„Das will ich meinen," rief der Hofbauer und sein Gesicht verzog sich zu einem teuflischen Grinsen. „Aber wir — wir geben nicht nach. Das Gericht muß den Schuldigen treffen und sei's ein geweihtes Haupt." Er ballte drohend die Faust und die Bäuerin drängte sich fest an seine Seite, als wollte sie ihm Hülfe bringen.

Fabri stand sprachlos und selbst Hegenauer bedurfte einige Secunden, um sich zu fassen. Ein so wildes Gebahren und so maßlose Leidenschaft hatte er nicht erwartet.

„Hofbauer, Hofbauer!" mahnte der Geistliche schmerzlich bewegt, „die Habsucht blendet Euch. Das hätte ich nie und nimmermehr von Euch erwartet. Und Ihr, Ringlein, Schwager meines Freundes," wandte er sich streng und ernst an diesen, „habt Ihr kein Gewissen, fürchtet Ihr keinen Gott?"

„Unser Geld!" knirschte der unbändige Mensch, streckte beide Hände hin und sein blaues, gedunsenes Gesicht färbte sich noch dunkler.

„Pfui der Schande! Denkt lieber an die Wiedervergeltung, an das Gericht des jüngsten Tages, an die Ewigkeit! Wer Gott nicht fürchtet — — —“

„Ich — ich fürchte nichts, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teufel,“ rief der wüste Trunkenbold und sein Auge glühte wie höllisches Feuer. „Mein Erbe will ich. Alles Andere ist sinnloses Gewäsch, Larifari, Mummenschanz. Ich glaube nichts. Es gibt keinen Gott. Ich will nicht. Der Wiener hat mir's gesagt, was man in großen Städten von den Predigten der geistlichen Herren hält. Nichts, gar nichts! Sie selbst glauben's nicht und schleuderten gerne den Plunder weg, wenn es nicht ihr Handwerk wäre. Ha, ha, ha!“

„Still!“ donnerte Hegenauer über den Tisch, auf das Tiefste empört, und schlug im Sturme der Aufwallung mit der Faust auf die vordersten Bücher, daß es laut dröhnte und der Staub davon fuhr. „Still, schlechtes, verworfenes Subject! Solche gotteslästerliche Reden sind in dieser Gegend nie gehört, noch weniger geglaubt worden. Nur Geduld! Jetzt habe ich genug vernommen und will dafür sorgen, daß unsere Leute von solchen Nattern nicht vergiftet werden. Verlaßt Euch d'rauf!“ —

Hegenauer fühlte einen stechenden Schmerz in seiner Hand. Er hob sie in die Höhe. Das Blut träufelte auf die Bücher. Erst jetzt gewahrte sein Auge, daß er im heiligen Feuereifer das Schloß an dem einen Brevier

abgesprengt und den Deckel wie bei einer Schachtel hineingeschlagen hatte. „Was ist das?" sprach er halblaut, nahm das Buch, ohne weiter auf die Rißwunde seiner Hand zu achten, und trat in eine Fensternische, um die Sache näher zu untersuchen. Die Erben waren trotz ihrer Späherblicke zu spät gekommen. Sie faßten sich mürrisch und standen in stillem, trotzigem Grimme, erwartend, daß sie nunmehr entlassen würden. Allein schon im nächsten Momente erhielten ihre Gedanken eine andere Richtung.

Von der Straße her schallt durchdringendes, gellendes Geschrei in's Zimmer, wie wenn Jemand in Todesgefahr schwebt. Drohende Schimpfworte und Verwünschungen fallen dazwischen und übertönen ein endloses, hundertstimmiges Gelächter, das stärker und stärker anschwillt, von den tollsten Ausrufen gewürzt und unterbrochen. Ein Schmerzensschrei des treuen Minor, welchen ein unbarmherziger Fußtritt von seinem Posten schleudert, dringt wehklagend in die Stube, die Thüre springt auf, Amschel Levi stürzt herein und fällt mitten im Zimmer auf die Kniee nieder. Er wirft mit flehender Geberde die Arme in die Höhe und rudert mit den Händen, als wollte er durch die Luft schwimmen. Die letzten Haarbüschel, welche ihm Sara noch gelassen, sträuben sich kerzengerade, sein Auge irrt unstät von Mann zu Mann, auf seinem verzerrten, bis zur Unkenntlichkeit entstellten Gesichte malt sich tödtliche Angst und sein Körper

bebt, wie mit Eiswasser übergossen. Sara steht hinter ihm, eine entfesselte Furie, die Arme geschwungen, die Kleider lose am Leibe flatternd, die Augen funkelnd, das Gesicht in brennender Gluth vor Bosheit und dämonischer Wuth. Ihre Hände fallen unbarmherzig bald auf das kahle, blutrünstige Haupt des alten Wucherers, bald stoßen sie mit aller Kraft in seinen Rücken hinein, daß sein jammervolles Schreien überschlägt und in allen Tonarten tremulirt. Ein großer Theil der Marktbewohner, Männer und Frauen, Alt und Jung, sind, von dem seltenen Schauspiele angelockt, in das Zimmer nachgedrungen und füllen Kopf an Kopf den engen Raum. Auch den Holzhändler Weippert bemerkt man unter der Thüre. Er hält mit starker Hand seinen Hund am Halsbande, der beständig mit den Vorderfüßen in der Luft schwebt, um auf den Juden einzuspringen.

„Amschel — Amschel!" schrie Sara drohend, athemlos und ließ ihre Hände noch schwerer niederfallen. „Amschel, wirst du reden vor dem Herrn? Amschel, wirst du?"

„Gnade — Gnade!" stöhnte der Wucherer, die Arme weit ausbreitend. Thränen standen in seinen Augen, die breite Unterlippe zitterte und jeder Nerv seines Körpers zuckte „Gnade! — Erbarmen!"

„Was soll das heißen?" fragte Fabri und gebot Sara mit strengem Blicke, ihre Hände ruhen zu lassen.

„Hochwürdiger Herr, haben Sie Erbarmen!" jam-

merte Amschel. „Ja, Sie werden es haben, Sie, der Mann Gottes, der Diener des Bundes."

„Ich verstehe Euch nicht, Amschel. Redet deutlicher!"

„Der Wiener, der schlechte Geselle, der Vagabund, er hat uns verrathen," fiel Sara mit kreischender Stimme ein und focht heftig mit den Armen in der Luft. „Er hat uns betrogen, der Sohn Belials, er hat gelogen wider uns, wider unser ehrliches Geschäft."

„Er ist geworden Gift und Galle," wimmerte Amschel, „er ist gelaufen zu Gericht. Bei dem Gott' Abrahams, ich bin ein armer, geschlagener Jüd'! Der Maier Benjamin war dort und hat's erlauscht. Die gestrengen Herrn werden kommen, sie werden nehmen Alles — —"

„Sie werden uns fangen, sie werden uns binden," heulte Sara und stürzte gleichfalls auf ihre Kniee. „Fort ist der schöne Tisch, fort ist unser Geld, fort sind wir! Der Gott des Himmels weiß es! Er lügt, er wird falsch schwören wie oft! Er hat betrogen, er hat gestohlen."

„Nichts, nichts haben wir gefunden, so wahr Gott lebt," betheuerte Amschel und wandte sich hülfesuchend an Ringlein und den Hofbauer. „Nichts, kein Loth Silber, kein Stück Papier! Wir haben geopfert viel, viel Geld, wir sind geprellt für unsern guten Willen. Wir hätten Alles zurückgegeben, den letzten Heller, und große Freude gemacht den Erben."

Ein herzliches Lachen, aus dem der helle Spott klang, schreckte das Ehepaar zusammen und reizte die Umstehenden zum Einstimmen, wiewohl sie den Zusammenhang nur theilweise ahnten. Es sollte ihnen bald klar werden. Der Holzhändler drängte sich an den Tisch. Sein Gesicht leuchtete vor Schadenfreude, als er voll Laune und Ironie sich vernehmen ließ: „Aufgeschaut, Ihr Leute! Den Schreibtisch unseres Herrn Pfarrers selig — Ihr erinnert Euch doch! — ich erhandelte ihn bei der Versteigerung von dem armseligen Wucherer da — diesen Schreibtisch, sag' ich, hat er mir heute wieder abgekauft — abgekauft um fünf hundert Gulden."

Todesstille trat ein — keine Bewegung — kein Athemzug! Aller Augen starrten auf den Sprecher.

„Um fünf hundert Gulden, sag' ich," verkündete dieser nochmals mit erhobener, markirter Stimme. „Ja, Leute, fünf hundert baare Gulden! Der Schmuser hat Schätze darin vermuthet und den Schreibtisch mit seiner Goie zusammengeschlagen in tausend Trümmer."

Ein lauter Hülferuf zittert durch die Luft und erstickt in einem rasselnden Gurgeln und tiefen Stöhnen. Der Palier hat sich wie ein Tiger auf den Juden gestürzt und ihn mit mörderischer Faust an der Kehle gepackt. Arnold springt bei und umklammert wie mit einem Schraubstocke die beiden Arme des Wucherers, während der lange Peter, welcher plötzlich hinter den Umstehenden hervorbricht, sich mit seinem ganzen Gewichte an den

Rockkragen des Ueberfallenen hängt und ihn zu Boden zieht. Die Bäuerin, rasch entschlossen, fällt Sara um den Hals und umschlingt die Jüdin wie eine Schlange, daß sie trotz aller Kraft und Anstrengung sich nicht von der Stelle rühren kann. Der Jude ringt und kämpft mit der Kraft der Verzweiflung und läßt einen Jammerruf um den andern aus seiner gepreßten Kehle ertönen. Alles lärmt und schreit durcheinander, ohne daß Einer den Arm zur Hülfe hebt.

„Laßt ab!“ ruft Fabri gebieterisch und will abwehrend dazwischen springen.

„Zurück, Ihr Bestien!“ donnert der Holzhändler und vertritt Fabri den Weg. Mit der einen Hand packt er seinen Hund fester, der kampflustig anschlägt und kerzengerade in die Höhe steigt, die andere schleudert mit Riesenkraft die Streitenden auseinander, daß Jeder nach einer andern Seite taumelt. Der Jude kriecht hülfesuchend zu seinen Füßen. Die Erben messen den starken Mann mit wüthenden, racheglühenden Blicken.

Lautes Händeklatschen und Beifallsgeschrei lohnt die kühne That. Der herzzerreißende Jammer des Hebräers aber, welcher sich am Boden windet, überbietet Alles. „Hülfe, Hülfe!“ schreit er zu Weippert hinauf. „Der Gott unserer Väter weiß es! Ich hab' nichts gefunden — keinen Heller. Habt Gnade — Gnade — Gnade —“

Pfarrer Hegenauer, der sich um den ganzen stören-

den Auftritt nicht gekümmert hatte, trat jetzt vom Fenster, das geschlossene Brevier in der Hand. Ein eigenthümlicher, unbeschreiblicher Ausdruck hoher, erhabener Ruhe lag auf seinem Gesichte. „Amschel,“ sprach er vernehmlich, „ich kann Euch bezeugen, daß Ihr in dem Schreibtische nichts gefunden habt. Der Herr Assessor, nach welchem ich bereits schickte, wird diese meine Aussage auch für die Erben und alle Anwesenden zur Gewißheit erheben. Nur wenige Minuten Geduld!“ —

In diesem Augenblicke trat der Beamte in das Zimmer, welcher früher das Testament eröffnet hatte. Die neugierigen Zuschauer machten ihm ehrerbietig Platz. Vor der Thüre gewahrte man den Gerichtsdiener mit seinen Gehülfen, welche den Wiener rücksichtsvoll in ihre Mitte genommen hatten.

„Entschuldigen Sie gütigst, Herr Pfarrer,“ sprach der Beamte nach freundlichem Gruße, „daß ich Ihrem Boten nicht auf der Stelle folgte. Ich mußte zuvor einen äußerst wichtigen Besuch machen.“ Sein Auge streifte den geängstigten Juden, der sich erhoben hatte und unterwürfig bis zur Erde beugte. „Womit kann ich dienen? Komme ich zu spät?“

„Ich bedauere von Herzen, Herr Assessor,“ entgegnete Hegenauer, „wenn ich Sie in Ihrem Berufe störte. Die Sache schien mir jedoch zu wichtig, um nicht sofort Ihre Güte in Anspruch nehmen zu sollen.“

„Bitte sehr! — Vielleicht concentriren sich unsere

Bemühungen in einem Punkte. Fahren Sie gütigst fort!"

„Hier ist ein Brevier" — Hegenauer überreichte das Buch dem Beamten, — „welches sich in der hinterlassenen Bibliothek meines seligen Freundes befand. In der Aufwallung gerechten Zornes gegen einen unvernünftigen, gottlosen Schmäher schlug ich vorhin auf den Deckel, drückte ihn ein und sprengte das Schloß ab. So entdeckte ich, daß es kein Buch, kein Brevier, sondern eine — zierliche, künstlich und täuschend gearbeitete Schachtel oder Chatulle in Gestalt eines Buches ist. Sie werden darin das weitere Vermögen des Seligen, wonach diese Leute auf so schlimmen Wegen suchten, oder vielmehr das seiner Mutter und Schwester finden, welche meinem Freunde im Tode vorangingen, und deren letztwillige Verfügung dabei."

Diese Worte des Pfarrers in ihrer Ruhe und Klarheit machten einen mächtigen, unbeschreiblichen Eindruck auf die Anwesenden. Unwillkürlich strebten und drängten Alle vorwärts, hoben sich auf die Fußspitzen und streckten die Hälse, bis keine Sehne mehr nachgab. Die Erben schnellten auf, warfen den Juden und sein Weib bei Seite und schossen wie heißhungrige Hyänen zugleich an den Tisch. Die Bäuerin ließ ihren schweren Rosenkranz zu Boden fallen, und trat mit den Füßen darauf, während sie sich mit beiden Händen an die Tafel klammerte, um kein Wort zu verlieren.

Elisabeth war im Hintergrunde, wo sie seither gestanden, lautlos auf die Kniee gesunken. Ihren Augen entströmten Freudenthränen und ihre Lippen sprachen ein heißes Dankgebet. An ihrer Seite stand Traudel, nicht die alte, verachtete Bettlerin, sondern ein stolzes Weib, kühn, hochaufgerichtet, Jeden mit triumphirendem Blicke herausfordernd. Es schien, als würde der heutige Tag alle Leiden und alle Schmach, die sie durch lange Jahre erlitten, in ihrer Freundin versöhnend tilgen.

Die Hand des Beamten zitterte unmerklich, als er die geheimnißvolle Chatulle öffnete. Das Erste, was er emporhob, war ein kleiner Zettel. Er las mit lauter Stimme folgende Worte: „Sollten je Diebe bei mir einbrechen, so werden sie Alles eher rauben und fortschleppen, als dieses unscheinbare, armselige Buch. Hier ruht das Vermächtniß meiner lieben Theueren gut und sicher, bis ich es nach ihrem ausdrücklichen Wunsche vor meinem Hingange einem Freunde zum Vollzuge übergeben werde. Ich habe es nach Kräften vermehrt und gehütet als ein treuer Knecht. Möge Gott uns gnädig sein!" —

Das Zweite, was zum Vorschein kam, war ein Päckchen Staatspapiere, sorgfältig mit einer Schnur umwunden und ein Zettel darauf mit der Aufschrift: „15,000 Gulden Capital." Der Beamte überreichte den Befund dem Testaments-Vollstrecker zur Aufbewahrung und späteren Revision.

Als drittes und letztes Glied befand sich auf dem Boden der Chatulle ein Testament von der Mutter und Schwester des Verblichenen, in aller Rechtsform abgefaßt und von den gesetzlichen Zeugen unterschrieben, welche inzwischen aus dem Leben geschieden waren. Der Assessor öffnete und verlas diese letztwillige Verfügung, welche kurz und einfach also lautete: „Das einzige Kind unserer unglücklichen Tochter und Schwester, für welches dieses Vermögen bestimmt war, hat der liebe Gott zu sich genommen. Dessen Vater Ringlein erhielt seiner Zeit den ihm gebührenden Vermögensantheil und wird auch nach Verscherzung desselben sich als geschickter, rüstiger Mann leicht nähren. Unsere übrigen Verwandten, die Arnoldischen Hofbauers-Eheleute, sind selbst wohlhabend. Deßhalb bestimmen und verfügen wir, daß unser gemeinsames Vermögen unverkürzt zum Aufbaue und zur Dotation eines Hauses dienen soll, worin unter Leitung von Ordensschwestern alte, gebrechliche Arme und verwaiste oder verwahrloste Kinder Aufnahme, Unterhalt, Schutz und Belehrung in geistiger und leiblicher Beziehung finden sollen. Die näheren Bestimmungen über die Ausführung dieses Planes liegen bei mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Angehörigen unserer Familie jederzeit den Vorrang zur Aufnahme in dieses Asyl haben . . ."

Der Beamte schwieg. Ringlein reckte sich, daß seine Gestalt fast um einen Kopf höher wurde, schob das

finstere, trotzige, tiefdunkle Gesicht vor, blies die Nasenflügel auf und stand unbeweglich, als habe er nicht recht gehört. Er glich einer schwarzen, gewitterschwangern Wetterwolke, die sich jeden Augenblick verderbenbringend zu entladen drohte. Der Hofbauer verdrehte die Augen wie ein Wahnwitziger, knirschte mit den Zähnen, biß sich auf die Lippen, daß das Blut hervorsprang, verzerrte sein Gesicht zu einer langen, unheimlichen Fratze und lehnte sich rücksichtslos auf die Bäuerin, welche mit lautem Stöhnen, wie entseelt, in die Kniee gesunken war. Hinter ihrem Rücken wurden so gräuliche Flüche und gotteslästerliche Verwünschungen laut, daß die Umstehenden entsetzt zurückwichen. Sie strömten von den bleichen, schaumbenetzten Lippen ihres Sohnes, welchen unsägliche Wuth wie mit glühendem Fieberbeben schüttelte und ihm fast die Augen aus dem Kopfe trieb.

„Ein nobles Testament, Leute! Ein Andenken des Segens und des Heiles für unsern Markt auf viele Jahrhunderte hinaus!" rief der Holzhändler begeistert und trat wieder an den Tisch. „Zu einem solchen Werke sollen Christen, Juden, Türken und Heiden beisteuern. Meine Herrn!" — wandte er sich an diese — „ich habe heute Morgen einen guten Handel gemacht. Der Trödler da zahlte mir für den Schreibtisch unseres verstorbenen Seelsorgers fünf hundert Gulden, — im rechten, ehrlichen Kaufe, — nicht wahr, Amschel?"

Ueber das Antlitz des Sprechers glitt ein spöttisches

Lächeln. Er bekam keine Antwort. Das Auge des Juden hing mit unbeschreiblicher Gierde an dem Geldsacke, welchen Weippert nach dieser Rede aus seiner Tasche zog und auf den Tisch stellte. „Diese fünf hundert Gulden," sprach er, „gehören von Gottes- und Rechts wegen auch zum Nachlasse. Die Bestimmung darüber fällt aber mir anheim und ich — *ich füge sie hiemit dem Testamente bei für die innere Ausstattung des neuen Hauses.*"

Ein Murmeln des Beifalls drang durch die Umstehenden, die überrascht zu dem sogenannten „Querkopf" aufblickten. Die Geistlichen und der Beamte reichten dem biedern Manne die Hand. Amschel aber taumelte vorwärts, stieren Blickes, wie von Sinnen und haschte nach seinem Geldsacke. Sara, aufschwellend vom Uebermaße giftigen Ingrimms wie eine Schlange, unfähig, die Stunde der Rache zu erwarten, versetzte dem Armen von rückwärts einen heftigen Schlag, daß er heulend vor die Füße Weippert's stürzte.

„Ich will eine solche Rohheit nicht mehr sehen," rief der Beamte entrüstet und sein Gesicht nahm einen strengen, feierlichen Ausdruck an, als er mit dem würdevollen Ernste eines Richters fortfuhr: „Das Gesetz soll und wird hier Ruhe schaffen, ganz dem Willen der Parteien gemäß. Die Erben haben förmlich mit Gewalt eine Untersuchung und Klage anhängig gemacht gegen den Herrn Pfarrverweser Fabri und dessen nunmehrige

Haushälterin wegen Diebstahls und Unterschlagung. Diese Untersuchung soll mit aller Strenge fortgeführt werden, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt gegen die Erben und deren schlechten Rathgeber, dessen wir uns schon versichert haben, wegen Injurie und böswilliger Verläumdung gerichtet sein wird. Amschel und Sara Levi! — Ihr folgt beide dem Gerichtsdiener in's Gefängniß. Euer geheimes Cabinet ist bereits versiegelt. Der Wiener, Euer Hausgenosse und Agent, hat, wie es mir scheint, in blinder Rachsucht Geständnisse gemacht, die ihn und Euch in schwere Haft und Strafe bringen müssen. Gerichtsdiener, abführen!" —

Amschel beschwor seine Unschuld bei dem Gotte seiner Väter, klammerte sich an den Tisch und flehte um Gnade, als ihn der Gerichtsdiener am Arme packte und emporzog. Sara riß ihre Haube vom Kopfe, trat sie mit den Füßen, zerraufte sich die Haare, raste in Gotteslästerungen und verfluchte die Stunde ihrer Geburt und den Verräther. „Fluch über diesen Sohn Magogs!" zetterte sie. „Sein Tisch werde ihm zum Fallstrick und zur Vergeltung! Getilgt werde er aus dem Buche der Lebendigen!"

„Au wai geschrien!" jammerte Amschel unter dem eisernen Griffe des Gerichtsdieners und sein glanzloses Auge starrte in stumpfsinniger Betäubung umher. „O weh, — o weh!" — murmelte er in sich hinein, „sie kommen, die Söhne Moabs, sie schlagen uns in Ketten,

sie werden uns erwürgen, sie werden unsere Säckels nehmen. O weh, — o weh! Der Gott Abrahams steh' uns bei!" —

Sein Mund blieb offen und auf seinem hagern Gesichte lagerte Todesangst, als er durch die Leute geführt wurde.

„Tod und Verderben über diese Gojims!" knirschte die widerstrebende Jüdin in ohnmächtiger Wuth, als man sie hinausschob. „Alle Plagen Aegyptens über diese Kinder Belials!" — Sie schüttelte die Fäuste und würde den Hohn der Umstehenden durch Anspeien erwiedert haben, wenn die Eskorte es nicht verhindert hätte.

Als die Erben dieses ernste Gestalten der Dinge sahen, scheuchten sie hinaus, ohne einander anzusehen, in gerechter Furcht, an der „geschlossenen" Gesellschaft theilnehmen zu müssen. Vor ihnen noch war die alte Traudel auf der Straße. Sie konnte ihren Rachedurst nicht unterdrücken, trat dem gefesselten Wiener in den Weg und rief mit abscheulichem Hohne: „Langsam, flüchtiger Geselle, langsam! Du kommst immer noch bald genug. Ein schöner Spaziergang, he? Guten Appetit zum Abendbrod, geruhsame Nacht und morgen — keine Langeweile!" — Sie kicherte fort, bis sie die Gehülfen des Gerichtsdienes unwillig aus dem Wege trieben. —

Die Herren, welche im Zimmer zurückgeblieben waren,

beglückwünschten den Pfarrverweser Fabri und namentlich — Elisabeth, welche in der überschwenglichen Freude ihres Herzens keine Worte, sondern nur Thränen fand. —

Das „Testamentshaus", wie die Bewohner von Theuerstetten die von den Angehörigen ihres unvergeßlichen Seelsorgers gegründete Versorgungs-Anstalt nennen, steht seit Jahren und wirkt segensreich für die ganze Umgegend. Unter seinem Dache lebt seit Kurzem auch der ehemalige Palier Ringlein. Gesunken bis zur letzten Stufe der Verkommenheit mußte er froh sein, hier eine Zufluchtsstätte zu finden, um nicht unter freiem Himmel zu verkümmern. Möge der Zuspruch der frommen Schwestern mildere Regungen in seinem verhärteten Gemüthe wecken! —

Die nächsten Adspiranten in's Testamentshaus sind der Hofbauer und sein Weib. Beide waren so unklug, Ihrem würdigen Sproßen ohne Vorbehalt das ganze Anwesen zu übergeben. Dafür tractirt er sie jetzt schlechter als seine Hunde und es bleibt ihnen keine andere Wahl als das freundliche Asyl, wenn sie in Ruhe sterben wollen. —

Der Wiener hat im Zuchthause seinen traurigen Lebenslauf vollendet. Amschel und Sara büßen in

strenger Haft, weil die gegen sie eingeleitete Untersuchung schwere Betrügereien an's Tageslicht brachte. —

Die Jungfer Lisbeth schaltet und waltet geehrt und geachtet mit Hülfe einer jüngern Magd noch immer im Pfarrhofe unter dem nunmehrigen Pfarrer — Johannes Fabri. —

Mit Schnittchen.

I.

Die Wäldler.

„Knaster den gelben
Hat uns Apollo präparirt,
Und uns denselben
Recommandirt.

Studentenlied.

Die Sonne sandte als Abschiedsgruß ihre letzten Strahlen aus Westen und ließ sie in schmalen, zitternden Streifen an den hohen Buchen niedergleiten, bis sie neckend das Waldgras, das schwellende Moos und Flechtwerk umspielten und sich allmälig von Wurzel zu Wurzel nach dem Saume des Waldes zurückzogen. Hinter ihnen her strich der Abendwind durch die majestätischen Baumkronen, daß sie sich hoben und senkten und mit feierlichem Rauschen den Tag des Herrn zur Ruhe läuteten. Im Walde gibt's keine ehernen Glocken; aber wie das über dem stillen Forsthause wogte und rauschte, in einsamer, wundervoller Waldespracht! Wie das flüsterte, säuselte und raschelte und mit den langen, herrlichen

Blättern wehte, winkte und ineinander griff! Und als hätte er die Mahnung verstanden, entblößte der Waldaufseher Jakob Falke sein Haupt, nahm sein kurzes Pfeifchen aus dem Munde, faltete die Hände über dem Kniee und sprach leise sein „Ave Maria."

Ein letzter Sonnenstrahl zuckte durch die weiten Säulenhallen der schlanken Buchen, worauf sich das blaue Himmelsgewölbe zu stützen schien, und goß sein magisches Licht über das Antlitz des andächtigen Beters. Es war eine hohe, robuste Männergestalt. Sonne, Wind und Wetter hatten die gefurchte Stirne und das offene Gesicht mit dunkeln Tinten gefärbt und die Jahre den Haarschmuck bedeutend gelichtet. Ein um so stärkerer Schnurbart, der scharf in's Graue spielte, beschattete die Lippen. Er bildete die Vorhut zu einem gewaltigen, melirten Backenbarte, der Wangen und Kinn umrahmte und dem gutmüthigen Gesichte einen martialischen Anstrich gab. Unter den dichten Braunen blitzten ein paar kleine, bewegliche Augen hervor, so scharf und stechend wie die eines Falken. Während des Betens ruhte sein Blick wohlgefällig auf dem zahmen Reh, welches die zarten Knospen und Halme zwischen den Baumwurzeln wegknupperte, sich aber wohl hütete, dem tückischen Fuchse nahe zu kommen. Meister Reinecke, der mit einer Kette an's Haus gefesselt war, lungerte träumerisch in seiner Hütte und hielt die lauernden Augen zum Scheine halb geschlossen.

Die einfache Försterwohnung war versteckt im dichtesten Forste. Hohe Buchen umschlossen sie von allen Seiten und breiteten ihre Aeste und Blätter zum Schutze darüber. Selbst die wenigen Felder und Wiesen, welche dazu gehörten, lagen eine gute halbe Stunde davon in einem schmalen, tiefen Grunde. Dort wohnten auch die nächsten Nachbarn des Försters, einige Holzmacher und Kohlenbrenner, gewöhnlich die „Wäldler" genannt. Abgeschlossen von den Freuden und Genüssen der Welt, brav in ihren Sitten, streng festhaltend an der alten, von den Vätern ererbten Tracht und einfach in ihrer Nahrung, erfreuten sich diese Waldbewohner eines gewissen Wohlstandes und einer großen Achtung in den umliegenden Dörfern. Sie fanden Jahr aus Jahr ein Beschäftigung im Walde, machten mit ihren Ersparungen in Compagnie Holz- und Kohlengeschäfte und verdienten ein schönes Stück Geld.

Seines Zeichens ein Holzmacher, hatte der Waldaufseher Falke früher selbst zu den „Wäldlern" gezählt. Doch aufmerksam auf Alles, was um ihn vorging, gelehrig und wißbegierig wie Wenige, zog er bald die Aufmerksamkeit der Forstleute auf sich. Sie übertrugen ihm nach und nach allerlei Geschäfte, die Umsicht und Gewandtheit erforderten, aber auch Ehre, Vertrauen und Geld einbrachten. Das spornte gewaltig an. Jakobus Falke lernte als gestandener Bursche noch lesen und schreiben, kaufte sich von seinem Verdienste Bücher und

scheute weder Mühe noch Zeit, sich nach Kräften zu unterrichten. Und steh'! — im Laufe der Jahre wurden seine kühnsten Hoffnungen erfüllt: die Regierung ernannte ihn zum königlichen Waldaufseher. Die „Wäldler" waren auf diese Beförderung nicht wenig stolz, denn jetzt zählten sie einen Angestellten in ihrer Mitte. Sie titulirten ihn „Herr Förster," dutzten ihn, wie sie sagten, nicht anders mehr als per „Sie", und setzten ihre „Dreispitze" noch einmal so kühn auf's Ohr, wenn sie, ihren stattlichen Förster in der Mitte, des Sonntags in das nächste Dorf zur Kirche wanderten.

Als Falke sein Abendgebet gesprochen, führte er das kölnische Pfeifchen wieder zum Munde und machte einen langen, tiefen Zug. Sein Auge glänzte, ein lichter Freudenstrahl zuckte über das ernste Gesicht und seine Lippen verzogen sich zu einem frohen, lautlosen Lachen. „Es brennt noch," sprach er halblaut und mit dem Tone innigster Befriedigung. „Ein herrliches, köstliches Kraut das, wie ich nie eines geraucht!" Im nächsten Momente aber drohte er mit seiner Pfeife in die Luft und rief mit gerunzelter Stirne und finsteren, drohenden Blicken: „Wartet nur, ihr Hallunken, wartet! Ich bin euch auf die Spur gekommen — ich. Alle Wetter und Hagel! — mich führt Keiner mehr an — mich nicht."

Von dem Waldpfade her, welcher zum nächsten Dorfe führte, hörte man Stimmen und Tritte. Sofort saß der Aufseher wieder so ruhig, als hätte kein Wölk-

chen seine Seele getrübt. Langsam stieg der Rauch in leichten, luftigen Ringen aus seinem Pfeifchen in die Höhe. Er sah nicht einmal nach der Gegend hin, um keine weibische Neugierde zu verrathen. Die Beherrschung war übrigens so groß nicht. Er wußte, wer kam, er kannte sie am Gange — seine zwei besten Freunde und Schulkameraden. Der Vordere, eine kleine, schmächtige, gedrückte Figur, die dem Jäger bequem unter die Arme ging und unter dem großen „Dreispitz" fast verschwand, hieß Peter Brand, seines Zeichens ein Kohlenbrenner. Sein Nachmann, der Holzhauer Adam Vorstober, war untersetzt, muskulös und wenigstens doppelt so umfangreich, dagegen um keine Handbreit größer. Kleine Persönlichkeiten, die aber um so höher standen in der Achtung bei ihren Nachbarn. Beide hatten nämlich Axt und Schüreisen längst bei Seite gelegt und trieben einen beträchtlichen Holz- und Kohlenhandel nach den Glashütten und Eisenhämmern in den Thälern des Waldes. Das Geschäft brachte guten Gewinn. Sie sorgten gewissenhaft dafür, ihre Arbeiter daran Theil nehmen zu lassen, wofür Achtung und Liebe jeden ihrer Schritte begleitete.

„Guten Abend, Herr Förster!" grüßten beide zugleich, als sie auf die Bank vor dem Hause zutraten, lüpften sachte mit Daumen und Zeigefinger die dreieckigen Hüte und zogen respectvoll die schweren Holzpfeifen von den Lippen.

„Schönen Dank!“ lautete die freundliche Erwiederung und ein Zeichen der Hand lud die „Wäldler“ zum Sitzen ein. Der Förster brachte zwei Finger in schräger Stellung zwischen die Lippen und ein gellender Pfiff drang durch den stillen Abend. Er galt seiner Schwester, welche das Hauswesen besorgte, als Zeichen, den Abendtrunk zu bringen. Er wußte, daß er seine Freunde durch nichts mehr ehren konnte.

„Schmeckt's Pfeifchen?“ fragte Brand, indem er anständig nippend mit seinem Glase Bescheid that und alle drei ihre Dampfapparate mit einem Fleiße wieder in Thätigkeit setzten, als müßten sie das Versäumte nachholen.

„Will's wohl meinen,“ sagte der Förster und wehte sich den Rauch seiner Nachbarn mit der Hand zu, wobei er ein spöttisches, schelmisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

„Bei Sankt Wendel!“ betheuerte Vorstober und betrachtete wohlgefällig seinen schweren Maserkopf mit dem blanken Beschläg, den schimmernden Kettchen und bunten Trotteln, — „es wäre nur ein halber Feiertag, ja nur ein halbes Leben, wenn man dieses Kraut nicht hätte. Mein „Herrle“ *) selig sagte viel' hundert Mal: „„Kinder, das ist armen Mannes Labung.““

„Darin hatte er Recht und auch nicht,“ sprach

*) Großvater.

Falke, welcher keine Gelegenheit versäumte, seine Belesenheit zu zeigen. „Meines Wissens, Ihr Männer, gibt es nur zwei Dinge auf Erden, welche alle Völker, alle Stände, welche Reiche und Arme gleichmäßig nähren und ergötzen: — Kartoffel und Tabak. Letzterer behauptet aber weitaus den Vorrang. Es soll in fernen, warmen Ländern Tausende von Menschen geben, welche die Kartoffeln, unser bestes Nahrungsmittel, weder bauen, noch kennen."

Die Bauern sahen erstaunt zu dem Sprecher empor. Einem Andern hätten sie diese Rede nicht geglaubt.

„Den Tabak aber," fuhr dieser fort, „kennen und lieben Alle. Die Civilisirten und die Wilden, die Seefahrer und die Landratten, die Flachländer und die Gebirgsleute, Millionär und Bettler, ja selbst die Buschmänner und Menschenfresser rauchen. Jeder in seiner Art."

Voll Ehrfurcht betrachteten die „Wäldler" bald den gelehrten Förster, bald ihre Pfeifen, denen sie eine solche Wichtigkeit nicht zugetraut hatten. Vorstober aber meinte: „Der Mensch lernt nie aus. Jetzt leuchtet's mir ein, warum in der Stadt an den Tabaksläden allerlei Nationen angebracht sind. Die Einen führen einen wohlbeleibten Holländer, der mitten in den Tabakstauden steht und vom Stocke selbst sein kurzes Pfeifchen stopft, Andere einen Türken mit untergeschlagenen Beinen, der an einem langen Schlauche zieht, und wieder Andere einen

Wilden, der Rauch und Feuer zugleich speit. Da kann man sehen, wie Jeder anders raucht, und wie's Allen gleich gut schmeckt."

„In den Büchern findet Ihr das ganz ausführlich," erklärte Falke mit großer Wichtigkeit. „In Afrika gibt's einen Stamm, Betschuanen geheißen, der sich seine Pfeife auf freiem Felde in den Boden macht. Diese Wilden stecken einen biegsamen Zweig halbkreisförmig in den Schlamm, treten die Erde darüber fest und ziehen ihn dann heraus. Der Canal dient als unterirdisches Pfeifenrohr. An dem einen Ende zünden sie Tabak an, an das andere legen sie den Mund auf die Erde und rauchen so flott weg. In Amerika gibt's Indianer, die sich den Rauch von ihren Kriegsgefangenen in's Gesicht blasen lassen, aber auch Indianer, bei denen schon Columbus, als er das Land entdeckte, fein gearbeitete Pfeifenköpfe aus Porphyr in Gestalt von Menschen=, Thier= und Vögelsköpfen vorfand. Diese Rothhäute thun nichts, ohne zu rauchen. Die Pfeife macht bei ihnen Krieg, die Pfeife schließt Frieden und ihre Pfeife, dem Fremden gereicht, ist das Zeichen der höchsten Freundschaft. Die Perser, ein schwächliches Volk, gebrauchen den orientalischen Horkah. Bei diesem Instrument muß der Rauch zuerst durch's Wasser spazieren und wird so gekühlt und gebadet. Ist's gar Rosenwasser, so schwört ein Perser, er rauche den Hauch des Himmels. Der Türke schmaugt seinen Tschibuk mit feiner Bernsteinspitze und einem sechs Fuß langen

Rohr von Kirsch- und Jasminbaumholz. Manchmal sind bei den vornehmeren Orientalen die Gefäße und Rohre mit Edelsteinen übersäet und mehr werth, als unser ganzer Wald. Das Gegenstück dazu liefern die Amerikaner. Sie nehmen einen ausgehöhlten Maisknollen, dampfen lustig damit und werfen ihn nach der ersten Pfeife weg. Und bei uns?" lachte der Förster vergnügt. „Das kennt Ihr selber. Wir haben ungarische Thonpfeifen, Kölner- und Holländer-Pfeifchen, Meerschaum-, Ulmer-, Masern- und Porzellanköpfe in so vielen Formen und Variationen, als Blätter an den Bäumen hängen. Laßt den reichen Leuten ihren Schnickschnack! Wir „Wäldler" bleiben bei unsern Holzpfeifen und sind so vergnügt dabei wie Indianer, Perser und Türken."

„Das hätte ich mir nicht träumen lassen," meinte Vorstober nachdenkend. „Es fehlt nichts, als daß die Weiberleute noch rauchen. Dann dampft die ganze Welt."

„Was?" rief der Förster und fuhr mit Nachdruck fort: „Wenn Ihr lesen würdet und lesen könntet" — die zwei „Wäldler" seufzten tief auf —, „so wäre dieses Gerede unmöglich. O, es gibt noch viele Dinge unter der Sonne, von denen Ihr Euch nichts träumen laßt! Die Erde trägt Landstriche genug, wo auch die Frauen, ja sogar die Kinder rauchen. Geht einmal in's Birmanenreich! Da rauchen Männer und Weiber den lieben langen Tag ohne Unterlaß und nur der Schlaf nimmt Ihnen die Pfeife aus dem Munde. Geht nach China! Jede

fein gebildete Chinesin führt einen Beutel mit Tabak und Pfeife bei sich — sie sind ihre treuesten Gefährten. Geht nach Südamerika, geht nach Lima, geht nach Mexiko! Männer und Frauen schmauchen da ohne Unterschied des Alters, in allen Lagen des Lebens ihre Cigarito's. Die Mexikanerinnen namentlich bedienen sich derselben so zierlich und mit solcher Grazie, daß man seine Freude daran haben soll. Verstanden?"

„Eh!" rief der kleine Kohlenbrenner und schüttelte seinen Dreispitz, — „das muß abscheulich sein. Ich selbst rauche recht gern; aber meine Frau, meine Mädchen? — eh, da dank' ich."

„So!" sprach der Förster gedehnt und in einem Tone, der seine geistige Ueberlegenheit deutlich zur Schau trug. „Und warum? — Weil Ihr nicht daran gewöhnt seid. Wenn Ihr von der Wiege auf nicht anders gehört und gesehen hättet, so würde Euch das Ding nicht so spanisch vorkommen. Ich wollte wetten! Ländlich, sittlich."

Die „Wäldler" wagten dieser Autorität nicht offen entgegen zu treten, aber beide verneinten stillschweigend mit den Köpfen, ein sicheres Zeichen, daß sie diese kühne Idee nicht theilten. Der Förster blieb nie auf halbem Wege stehen. Er sah und fühlte, was seine Gäste dachten, und probirte noch einen Anlauf, um ihnen die Sache begreiflich zu machen. „Denkt Euch, Männer," hob er wieder an, „denkt Euch, eine ansteckende Krankheit, die

Pest käme in unsern Wald, wie sie im Mittelalter in London grassirte. Die Luft, das Wasser, die Lebensmittel waren verpestet, die Menschen fielen wie Mücken und nur — aufgeschaut! — nur jene Häuser blieben verschont, in denen unaufhörlich geraucht wurde." Der Förster sah seine Nachbarn forschend an. „Würdet Ihr, frag' ich, würdet Ihr da Euere Weiber und Töchter nicht rauchen lassen? Würdet Ihr sie nicht dazu zwingen? Sagt!"

„Dann, ja freilich," meinte Brand zögernd. „Noth bricht Eisen. Komisch müßte es sich aber ausnehmen."

„Und ich glaube," warf der Holzmacher ein, „daß manche Frau lieber sterben würde, als diese Mixtur nehmen."

„Fehl geschossen — weit fehl!" opponirte der Jäger mit großer Ueberlegenheit. „'s Sterben geht hart, verteufelt hart. Laßt's dazu kommen — jede greift zu!"

„Das glaub' ich auch," stimmte Brand bei, „aber ich kann nicht begreifen, daß der Tabak eine solche Wirkung haben soll."

„Ja, du mein Gott!" sprach der Förster und ein triumphirendes Lächeln spielte um seine Lippen; — „der Mensch begreift gar Vieles nicht und doch ist es so. Warum fürchtet alles schlechte Gewürm, Ungeziefer und Insectengeschmeiß den Tabak — he? Wenn ich mir in den Niederungen oder an sumpfigen Plätzen nicht mehr zu helfen weiß vor Schnaken, so zünde ich nur meine

Pfeife an. Blase einmal Käfern, Mücken, Blattläusen, Raupen und dergleichen elendem Gewürme eine tüchtige Portion Rauch auf den Rücken, und du sollst sehen, wie sie Reißaus machen! Dafür besteht der Tabak unter allen bekannten Pflanzenerzeugnissen aus den reinsten, stärksten und angenehmsten Ingredienzien. Denkt Euch Oel und Opium, Alkohol oder Spiritus, Zucker und zuckerhaltige Stoffe, schleimiges Harz oder Wachs, Säuren und Salpeter, nebst vielen anderen flüchtigen Salzen in harmonischer Mischung und Ihr habt sein innerstes Wesen."

Der enthusiastische Lobredner schwieg. Er hatte Alles geoffenbart, was in seinen Büchern stand, und freute sich des vollkommensten Sieges. Die „Wäldler" musterten ungläubig ihre Holzpfeifen und studirten für sich. Es mundete ihnen trefflich — darüber waren sie einig. Daß aber solche Eigenschaften, solche Wunderdinge, die sie kaum dem Namen nach kannten, hinter den blauen Wölkchen stecken sollten, begriffen sie nicht. „Die Bücherschreiber — die Bücherschreiber!" warnte Vorstober, — „die sehen Dinge!"

„Und beweisen, was sie sehen," fiel ihm der Förster, welcher auf seine Bücher nichts kommen ließ, in die Rede. „Bedenkt nur, wie viele Tausende den Tabak als Medizin gebrauchen? Die berühmtesten Aerzte haben ihn schon verordnet. Ihr könnt's ja an Euch selber probiren. Da nehmt nur unsern guten, schönen, herr-

lichen, gelben Virginien! Kann der nicht Todte erwecken?"

Die „Wäldler" nickten, blinzelten freundlich mit den Augen und ließen als Zeichen des Einverständnisses Wolke um Wolke in die Höhe wirbeln. „Das muß wahr sein!" bekräftigte der Kohlenbrenner. „Ich habe nie besser geraucht."

„Siehst du, schwarzer Waldteufel? Du hast sonst auch über mein Bücherlesen gelacht und gespottet. Dieses Gewächs hab' ich entdeckt und zwar durch meine Bücher. Virginien ist das Urpflanzland des Tabaks. Sein Boden lieferte das erste, und liefert heute noch das beste Kraut. Dort ist der Tabak die Grundlage der Geschichte und des Wohlstandes, dort repräsentirte er lange Jahre Gold und Silber, und die reichsten Pflanzer Virginiens ließen sich für Tabak ihre Frauen aus England liefern. Und dieses köstliche, unübertreffliche Kraut rauchen wir! Die Hauptsache ist freilich, daß man den ächten Virginien vom falschen zu sondern weiß. Ein dummer Tropf, der den gemalten Papierhülsen traut und Alles für ächt nimmt, was darin steckt! Man muß unterscheiden."

Mit diesen Worten wehte sich der Jäger abermals den Rauch seiner beiden Nachbarn zu, roch und roch und verzog den Mund zu einem spöttischen, lautlosen Lachen.

Jetzt erst gewahrten die „Wäldler" diese seltsamen

Pantomimen. „Nun, Herr Förster, was soll das bedeuten?" fragte Vorstober. „Ich denke doch, wir rauchen alle drei ein und dasselbe Kraut?"

„Ich denke nicht," versetzte Falke trocken.

„Nicht?" rief Brand überrascht, nahm seine hölzerne Dampfmaschine aus den Zähnen und wehte sich den Rauch des Herrn Försters zu, was Vorstober sofort nachahmte. „Es ist derselbe Geruch."

„Ei freilich, wie wäre es denn anders möglich?" —

„Es ist derselbe Tabak." —

„Er stammt ja aus einer Fabrik." —

„Wir kaufen ihn bei demselben Krämer." —

„Er kostet dasselbe Geld." —

„Die Papierhülsen tragen genau dieselbe Farbe, dieselbe Schrift, dasselbe Bild. —

„Sie sind von denselben Lumpen fabrizirt." —

„Es kann nicht anders sein, sage mir Einer, was er will!" —

„Nein unmöglich." —

So bekräftigten und unterstützten sich die beiden Raucher abwechselnd und voll Eifer. Der Jäger richtete sich bei diesem Wortsturme erst kerzengerade in die Höhe, bog sich hierauf vorwärts, zog tief, blies jedem eine mächtige Rauchwolke in's Gesicht und fragte ernst: „Merkt Ihr's?"

„Nein, nein! Und nochmals nein!" riefen beide zugleich.

„Nein — nein, sagt Ihr? Himmel, Türken und Schockschwerenoth! Wenn Ihr den Geruch von Eurem Stinkknaster nicht unterscheidet — so solltet Ihr keinen Virginien, sondern Nußblätter rauchen. Es wäre Eins!"

„Möcht' ich wissen!" warf der Holzmacher hin, nicht wenig beleidigt. „Wir zahlen dasselbe Geld, und unser Zwölfer ist — denk' ich — so viel werth, wie der anderer Leute."

„Oder sollte der Bauer nur auf der Welt sein," fragte Brand spitzig, „um für sein gutes Geld geprellt zu werden?"

„Ei!" lachte der Jäger höhnisch, „wenn er sich's gefallen läßt, so geschieht ihm sein Recht. Warum nicht?"

„Herr Förster! — Herr Förster!" mahnte Brand wehmüthig und machte Miene zum Fortgehen. „Sie stammen auch vom Wald' — eine solche Sprache hörte ich noch nie von Ihnen."

„Und solchen Hohn!" ergänzte Vorstober, — „unverdient dazu! Das thut weh."

„Wer sich nicht aufklären läßt, verdient den Spott der ganzen Welt. Ich sage Euch, Ihr zahlt dasselbe Geld und raucht doch einen ganz ordinären, bodenschlechten „A-B" oder „Reuter". Alle Donner und Granaten! das muß ich kennen."

„Wir lassen uns gern belehren und sind für jedes Wort dankbar," versetzte Vorstober ernst und langsam, „aber diesmal gehen Sie auf Holzwegen."

„Was? — Ich — auf Holzwegen?“ fuhr der Förster gereizt auf. „Ich? Alle Wetter und Hagel! — Wart', ich will's Euch zeigen! Männer, Ihr sollt sehen! Wartet!“ — Er springt von der Bank, eilt in's Zimmer, kehrt nach wenigen Augenblicken mit sechs Packetchen Tabak zurück, sprengt am breiteren Ende die Siegel weg, reißt die Hülsen auseinander und wühlt den Tabak bis zur Hälfte mit den Fingern auf. „Ihr raucht, qualmt und dampft den lieben langen Tag, das ganze Jahr, aber Ihr wollt nicht denken, nicht beobachten, nicht unterscheiden. Ich merke auf Alles. Da, seht her — ist das Euer Tabak?“

Die „Wäldler“ strecken die Köpfe und lugen andächtig in das hingehaltene Packet. „Ohne Zweifel!“ lautet ihr einstimmiges Urtheil.

„Ganz richtig! Er hat dieselbe Farbe, denselben Geruch und denselben Geschmack. Aber jetzt, Männer — da seht her!“ — Er hält ein anderes Packetchen hin. — „Ist das auch Euer Tabak?“

„Ei freilich!“

„Nein und noch hundert Mal — nein! — Ja, dieselbe Hülse, dieselbe Etikette — aber sie birgt — ein anderes Kraut! Die Farbe ist blässer, die Blätter zarter, das Aroma feiner und der Geschmack um hundert Grade besser. Seht her, wenn Ihr meinen Worten nicht glaubt — hier ist das Erkennungszeichen!“ Er schüttelt den Tabak auf die flache Hand, zieht zwischen den Blättern

ein Schnittchen weißes, steifes Papier hervor und hält es triumphirend in die Höhe. „Seht Ihr? — Dieses Packet ist gezeichnet — gezeichnet mit einem kleinen Blättchen Papier. Warum die andern fünf nicht? Unter sechs findet Ihr kaum ein Stück, worin ein solches Schnittchen steckt. Ist's aber darin, dann freuet Euch! Dieser Tabak mit den Schnittchen ist nicht für unsern Wald bestimmt gewesen — darauf könnt Ihr schwören, sondern durch irgend ein Versehen daher gerathen. Ich bin der Prellerei auf die Spur gekommen. Da stopft einmal und versucht! Dann wollen wir sehen, wer auf Holzwegen geht — ich oder Ihr?" —

Die „Wäldler" saßen starr und steif. Sie wußten nicht, was antworten, und betrachteten mit argwöhnischen Augen das verhängnißvolle Schnittchen. Bei dieser Aufforderung kam wieder Leben in sie. Die Pfeifen wurden sorgfältig ausgeklopft, mit dem neuen „Schnittchen-Tabak" gestopft, angezündet und bedächtig prüfend der Rauch eingesogen. Erst drückten sie die Augenlieder zusammen, später nickten sie stillschweigend mit den Köpfen, die Lippen zuckten wie zum Sprechen, bis endlich das Geständniß ohne Rückhalt hervorbrach.

„Bei St. Wendel!" platzte Brand zuerst heraus — „das ist ein anderer Tabak."

„Wir werden angeführt, geprellt, betrogen," schimpfte Vorstober. „O ihr elenden Wichte!"

„Die ganze Welt ist voll Lug und Trug. Für den

armen, geplagten Bauern soll Alles gut genug sein. Aber wartet!"

„Ich geh' morgen in's Dorf — ich geh' hinein. Mit dem Krämer will ich fertig werden. Ich laß' mich um mein gutes Geld nicht prellen."

„Ich gehe mit. Der soll die „Wäldler" kennen lernen. Herr Gott und ...."

„Die Bauern müssen's all' erfahren — ringsum! Wir bringen den ganzen Wald auf die Beine. Wir wollen dem Burschen sein spitzbübisches Handwerk legen. Alle Stern ...."

„Langsam, langsam!" mahnte der Förster und richtete sich gravitätisch auf. „Ihr schreit und schreit und seid abermals auf Holzwegen. Dem armseligen Dorfkrämer thut Ihr Unrecht."

„Was? — wie so?" fragten die beiden zugleich.

„Die Fabrik spielt den Betrug, nicht der Krämer. Dort wird gemoschelt und gefälscht. Der Krämer verkauft die gesiegelten Packete, wie er sie aus der Stadt bekommt."

„Das ist richtig," meinte Vorstober.

„Aber wie jetzt?" fragte Brand.

„Wie jetzt? — Ihr geht zum Krämer und erklärt ihm die Sache. Entweder macht er Feuer in die Fabrik oder ..."

„Oder?" wiederholten die „Wäldler" wie aus einem Munde und erhoben sich zur Heimkehr.

„Oder wir haben das letzte Blatt Virginien geraucht."

„Bravo! — so ist's recht," stimmten beide diesem Todesurtheil zu und erhoben wie zum Schwure ihre Pfeifen. „Entweder guten, ächten Virginien mit „Schnittchen" oder kein Packet darf mehr in den Wald!" —

Die Männer schieden. Der Förster aber trat mit dem stolzen Bewußtsein in seine Wohnung, daß er heute mit seinem Wissen einen großen Triumph errungen, und der ganzen Gegend eine unschätzbare Wohlthat erzeigt habe.

II.

Fabrikleute.

„Viel Fleisch erzeuget Völlerei
Macht Thier' und Menschen feist;
Doch der ist ein frugaler Mann,
Der nur ein Blatt verspeist.
Er braucht kein Handtuch für die Hand,
Zu wischen die Finger rein,
Seine Küche hat er in der Dos',
Sein Mahl in der Pfeif' allein." —

„Albernes Zeug!" brummte Herr Theodor Jödicke unwillig und fuhr sich mit der weißen, beringten Hand über die Augen, um die Hieroglyphen auf dem grauen, zerknitterten Papier, welches er in der Linken hielt, besser entziffern zu können. „Mit diesen Landleuten hat man

seine Plage! Es sind unkultivirte Menschen, Halbwilde, die vom „Commerce," dieser allumfassenden, göttlichen Weltader, diesem Urquell jedes Staatslebens und Volksglückes keine Idee haben. Bis man nur eine solche Steckenschrift enträthselt! Ich lese und lese und werde anstatt klug, immer unklarer. Und diese fehlerhafte Schreibweise! Nicht einmal meinen Namen bringt der urvorweltliche Dorfkrämer zusammen. Man höre:

Herr Jedöckel!

Sie mögen nun pöse sein oder nicht. Ich muß selbsten wissen, was ich weiß und brauch'. Die Laite hier herrum sein hitzig, keine Guten, und vorab die Wählдler verstene kein Spatz. Ich zahl' mei' Sach' und für's Geld kriecht Jeder bei uns aufgespielt. Schicke Sie mir also ein ganz kleines Bäßchen Virhgihnien und ein großes Detto mit Schnittichen. Ich hab's Ihne jetzunder geschriewe, sonst kann die Wahre nicht gebrauchen.

In ächter Fraihndschaft

Ihr

Scheiben-Krämer.

„Da werde mir Einer klug! Der Mann ist pünktlich, reell — ganz richtig. Dafür wurde er reell bedient. Jetzt spielt er auf einmal den Aufgebrachten, und i[illegible]iß nicht warum."

Der Fabrikherr — denn dieser war es — legte den Brief auf seinen Pult und strich nachdenklich über die gelichteten, melirten Haare, welche sorgfältig nach der Stirne zu gekämmt waren und dort in ein kleines, zierliches, aufwärts stehendes Büschchen ausliefen. Diese Frisur war freilich altmodisch, aber sie stand vortrefflich zu der hohen Stirne, dem ernsten, düsteren Auge, dem bleichen, spiegelglatten Gesichte, das auch nicht ein Härchen verunzierte, den schmalen, zusammengepreßten Lippen, der langen, schmächtigen Gestalt, der untadelhaft weißen Halsbinde und dem kaffeebraunen Rocke, an dem zu jeder Tages- und Jahreszeit drei Knöpfe geschlossen waren. Man sah es der ruhigen, gemessenen Haltung an, daß jeder Blick, jedes Wort, jeder Tritt seinen Werth hatte, daß jeder Schriftzug abgezirkelt, jede Bewegung berechnet wurde, daß Alles in und außer dem Comptoir streng nach Loth und Elle ging.

Der Fabrikbesitzer spazierte mehrmals in seinem Comptoir auf und ab und blieb zuletzt vor einem großen Glasschranke stehen. Er öffnete die beiden Flügelthüren und entgegenblinkten ihm zierlich ausgeschnittene und aufgeklebte Tabaks-Etiquetten von allen möglichen Farben, Schriften, Zeichnungen und aus aller Herren Länder. „Was der Scheiben-Krämer nur mit den „Schnittichen" oder wohl „Schnittchen" will?" sprach er bei sich und sein Auge überflog die bunte Musterkarte. „Hier habe ich die Aushängschilde der gangbarsten Tabake vor mir,

theils eigenes Fabrikat, theils fremdes: Virginien, Maryland, Portoriko, Portocarero, Roth London — Lunden sagen die Bauern —, Harlemer Quack, Holländer, Schwarzer Reuter, A B Querreuter, Knaster, Rippen, Kornähre und Stadthaus. Das sind die beliebtesten Sorten auf dem Lande. Schon seltener findet man Varinas, Domingo, Dreikönig, Westindien. Von „Schnittchen" ist nirgends etwas zu entdecken. Sollte denn ein gewissenloser Concurrent meine Firma gefälscht und deutsches Kraut meinen ächt amerikanischen Blättern untergeschoben haben? Nicht möglich — es wäre zu frech! Oder sollten" — sprach der Fabrikant langsam, als leuchte ihm dieser Gedanke eher ein — „meine Leute in der Fabrik einen dummen Streich gemacht haben? Mitunter sind sie zu nachlässig. Ich muß einmal Rundschau halten."

Der Fabrikant schob den Brief ein, langte nach seinem Hauskäppchen und trat durch einen langen Gang in den Hof, der ringsum mit Lagerhäusern umbaut war. Hier standen in dreifachen Reihen die gewaltigen Tabaksfässer in Originalverpackung, wie sie aus Südamerika kamen. Arbeiter rollten die schwerfälligen Gesellen heraus, hängten sie an eiserne Ketten und ließen sie mit Hülfe eines Krahnen direkt in die Höhe spazieren. „Nichts Neues?" fragte der Prinzipal die Leute, welche ehrerbietig grüßten, stellte sich nach einem allseitigen Nein auf ein Faß und ließ sich selbst ein Stockwerk höher

kutschiren. Mit diesem Luftschiff gelangte er in den „Sortirboden". In diesem wurden die Fässer zerschlagen und Mädchen und Frauen waren beschäftigt, die Stengel von den Blättern und hier wieder die dunkeln von den hellen je nach ihrer Güte zu sortiren. Wenn sie mit kräftiger Hand einen sogenannten „Kuchen", eine ganze Lage Tabak, aufrissen, so entströmte demselben ein starkes, würziges Aroma wie Nelken und Lavendel. In einer Nebenabtheilung standen die Schneidmaschinen, wo Blätter und Stengel scharfen Messern mit rapider Schnelligkeit zum Opfer fielen. Die armen Creaturen! Vom Messer weg wanderten sie in einen Saal, auf einen glühenden Rost, dessen Hitze ihnen das letzte Bischen Wildheit austrieb, welches sie etwa noch beherrschte. Getrennt, zerschnitten, geröstet sind sie willenlos. Sie lassen sich geduldig in einen leinenen Schlauch schieben, kutschiren durch die dunkle Nacht desselben ein Stockwerk tiefer in den „Mischboden," nehmen hier unfreiwillig ein kaltes Spritzbad und werden mit routinirter Vehemenz noch einmal durcheinander gewürfelt, als sollte nie mehr ein Glied das andere finden.

Mit kundigem Auge betrachtete der Fabrikant alle diese Vorgänge. Er konnte nirgends etwas Fremdartiges entdecken und trat in den großen „Einschlagsaal." Dies ist die eigentliche Folter- und Todtenkammer des aromatischen Krautes. Machte es seither auch alle Torturen durch, so war ihm doch Luft, Licht und Freiheit nicht

versagt. Hier schlägt die Stunde der Gefangenschaft. Gewandte Mädchen zertheilen es mit Wagen in gleiche Fähnlein, andere drehen starke Papierhülsen und schieben solche in die Vertiefungen des Einschlagstockes. Junge, kräftige Bursche stecken Rotte um Rotte in die Hülsen, setzen einen Holzkeil darauf und treiben sie mit Hammerschlägen zu Boden, bis enggepreßt sich auch kein Blättchen mehr regt. Die Hülse schließt sich über den Gefangenen und ein Wachsverschluß macht jede Flucht unmöglich. So wandern die Eingekerkerten durch weite Packräume, wandern auf Land- und Wasserstraßen, reisen auf Huckelkörben, Felleisen, Lastwägen, Dampfschiffen und Eisenbahnen, wie es die Gelegenheit mit sich bringt. Für sie gibt's aus diesem Grabe nur eine Erlösung — den Feuertod in der Pfeife. Dort schwingt sich ihr besseres Ich in luftigen Wölkchen frei durch den blauen Aether, während die körperlichen Reste sich in Staub und Asche kehren.

Als der Prinzipal in den Saal trat, blieben die Arbeiter ungestört an ihren Plätzen und ihrer Beschäftigung. Nur der Werkmeister trat ihm ehrerbietig entgegen, um seine Befehle zu vernehmen. Er war das Organ, durch welches Alles verhandelt wurde. Selbst der sogenannte Saalkommis, welcher in einer Fensternische sein Pult hatte, Alles überwachte, verbuchte und dirigirte, verließ selten seinen Platz. Auch er sprach durch die Zunge des Werkmeisters. Dieser, Karl Kreuzer

mit Namen, war eine hohe, gravitätische Gestalt, mit langem, schneeweißem Bart, der man den gedienten Soldaten auf den ersten Blick ansah. Er entledigte sich niemals seines Rockes, wie die andern Aufseher, denn auf seiner linken Brustseite glänzten drei Tapferkeitsmedaillen, die er sich im Befreiungskampfe gegen Napoleon errungen. Exwachtmeister Kreuzer stand jetzt 25 Jahre bei dem Fabrikantenregiment, wie er zu sagen pflegte, und that sich nicht wenig gut darauf, bei dem Oberkommandanten und Regimentsinhaber nie vergeblich für seine Arbeiterkompagnie um Etwas gebeten zu haben. Dafür liebte ihn diese wie einen Vater, und jeder Verheirathete strebte darnach, den Herrn Wachtmeister wenigstens einmal zum Gevatter zu gewinnen.

„Ist Alles in Ordnung?" fragte der Prinzipal.

„Zu dienen!" —

„Haben Sie in letzter Zeit keine Unzukömmlichkeiten bemerkt?" —

„Nein!" —

„Wurden keine Neuerungen probirt und seien sie auch noch so unbedeutend?" —

„Nicht das Geringste." —

„Sie wissen, Herr Werkmeister, daß ich ein Todfeind jeder Neuerung bin. Wir fabriziren unsern ächten, amerikanischen Tabak fort, wie seit fünfzig Jahren, und so lange die Fabrik meinen Namen führt, kommt kein deutsches Blatt in's Haus." —

„Ganz nach Befehl!“ —

Der Prinzipal überflog musternd die weiten Räume, das thätige Personal und fragte wieder: „Sollte sich vielleicht einer der Arbeiter haben beikommen lassen, ohne Erlaubniß ein geheimes Pröbchen zu machen?“

„Das thut Keiner, so lange ich hier Werkmeister bin — schon aus Liebe zu mir,“ behauptete Kreuzer stolz.

„Hm, hm! — Herr Lobedanz, auf ein Wort!“ rief der Prinzipal dem Saalkommis, einem schmächtigen Manne in vorgerückten Jahren. „Herr Lobedanz, haben Sie keine Schwankung, keine Variation, keine Novität im Geschäftsgange der Fabrik bemerkt?“

„Bis zur Stunde nicht.“ —

„Mir unerklärlich — etwas muß vorgefallen sein!“ —

„Ohne widersprechen zu wollen, erlaube ich mir zu bemerken, Herr Jödicke, daß dies kaum gehen dürfte. Unsere Dispositionen sind derartig getroffen, daß — ich behaupte es stolz — keine Nadel zu Boden fallen kann, ohne daß ich oder der Werkmeister es gewahren. Auch sind unsere Leute zu lange im Geschäfte und zu brav, als daß sie . . .“

„Ich kann Ihnen leider nicht beistimmen,“ unterbrach der Prinzipal die beabsichtigte Lobrede. „Hier sind Beweise für's Gegentheil.“ Er entfaltete den Brief des Scheiben-Krämers und las den beiden Herren die bezügliche Stelle mit gedämpfter Stimme vor. „So, jetzt wünsche ich von den Herren Aufklärung zu erhalten,

was es mit diesen „Schnittchen" für eine Bewandtniß hat?"

Commis und Werkmeister sahen einander überrascht an und gaben beide dieselbe Antwort — sie schwiegen.

„Ich kann es nicht wissen, weil die Säle nicht unter meiner speziellen Aufsicht stehen; aber von den beiden Herren sollte ich mit Recht eine Aufklärung erwarten dürfen. Nun?"

„Das muß auf einem Mißverständniß beruhen," bemerkte Herr Lobedanz ausweichend. „Ich wüßte nicht —"

„Weiß der Himmel, was dieser Scheiben-Krämer für närrisches Zeug in seinem Kopfe hat!" brummte ärgerlich der Werkmeister.

„Es ist nicht denkbar, wie — —"

„Die Bauern sind verschrobene Köpfe," polterte der alte Soldat dazwischen.

„Das ist Alles keine Aufklärung, wie ich sie bedarf. Können mir die Herren keinen bessern Bescheid geben?"

Beide gaben abermals dieselbe Antwort — sie schwiegen.

„So bleibt mir nichts Anderes übrig, als die Bestellung in der seitherigen Weise effektuiren zu lassen. Sehr unangenehm!" —

Mit diesen Worten überließ der Fabrikbesitzer die beiden Herren ihren eigenen Gedanken und gab im Comptoir den Auftrag, ein großes und ein kleines Faß

Virginien abzusenden, ganz in der früheren Art und Weise.

Drei Tage später um dieselbe Stunde treffen wir Herrn Jödicke abermals in seinem Comptoir. Er ist wenn möglich noch ernster, ja ungehalten, wiewohl er seines Unmuthes vollkommen Meister bleibt. Nur das rasche, glänzende Auge und die fester zusammengepreßten Lippen verrathen den inneren Sturm. Vor ihm steht ein großer, vierschrötiger Bursche im einfachen, blauen Fuhrmannskittel, kurzen Lederhosen und über und über beschmutzten Schuhen, in der einen Hand die Peitsche, in der andern seine schwere Trottelmütze. „Ihr bringt also dasselbe Faß wieder, welches Ihr vor drei Tagen für den Scheiben-Krämer hier mitgenommen habt?“ fragte der Fabrikant zweifelnd, wiewohl er das Ereigniß bereits von seinem Buchhalter vernommen hatte.

„Freilich! — ist schon abgeladen auch und liegt im Hof draußen. Mein Herr sagt, mit den Stadtleuten will er sich seinen Schaden nicht kaufen.“

„Unbegreiflich! — Ich versichere Euch“ — ein leichtes Zittern der Stimme verrieth die Aufregung des Sprechers — „ich versichere Euch, es ist derselbe ächte, gute amerikanische Tabak wie immer.“

„Kann schon sein, aber mein Herr sagt: so soll ich's bringen oder gar nichts.“ Der Fuhrmann zog eine dicke, abgenützte Brieftasche aus seinem rothpaßpoilirten Kittel und reichte dem Kaufmann einen länglichen Zettel.

Darauf standen nur vier Worte: „Aechten Virginien mit Schnittchen."

„Was nur mit diesen „Schnittchen" sein soll?" fragte Jödicke und zerknitterte unmuthig das Papier zwischen den Fingern, während eine verrätherische Röthe bis an seine Schläfe stieg. „Wißt Ihr es auch nicht?"

Der Fuhrmann schüttelte den Kopf.

„Ihr bekommt ein gutes Trinkgeld — redet!"

Der Bursche machte abermals dieselbe Bewegung. „Weiß nicht — so sagte mein Herr."

„Habt Ihr nicht gehört, warum Euere Leute draußen den Tabak nicht mehr mögen? He?"

„Es ist der rechte nicht, sagen sie und sagt mein Herr. Die Stadtleute seien Preller. Der Förster vom Waldhaus sei den schlechten Gesichtern auf die Spur gekommen."

Der Fabrikant, die Rechtlichkeit selbst, hielt nur mit Mühe an sich. Sein Gesicht war bleicher geworden wie Linnen, seine Augen glänzten und seine Lippen zuckten, während er sprach: „Ihr Leute wittert Jahr aus Jahr ein nichts als Betrug. Gebt mir um Gottes willen einen vernünftigen Grund, einen näheren Anhalt! Ich bitte d'rum — erklärt Euch!"

„Es ist nun einmal der rechte nicht," versetzte der Fuhrmann ruhig und wandte sich, des Examinirens müde, nach der Thüre.

„Wann fahrt Ihr heim?“ —
„Morgen früh.“ —
„Fahrt vorbei!“ —
„Bekomme ich den rechten?“ —
„Entweder diesen oder keinen.“ — —

Die Nachricht von der Zurückkunft des Fasses und die Aeußerungen, welche der Bote beim Abladen gethan, verbreiteten sich wie ein Lauffeuer unter den Comptoiristen und Fabrikarbeitern. Jeder stand voll Thätigkeit an seinem Posten mit einem gewissen bangen Vorgefühl, ob der Sturm nicht sein Haupt berühren werde. Herr Jödicke war ein ernster, jedoch guter Mann, auf den seine Leute in der Noth rechnen konnten. Kein Freund vom vielen Bereden, ließ er Manches ungesehen vorübergehen. Wenn aber in der Arbeit geliedert, wenn gutes Material verschleudert oder eigenmächtig verpönte Neuerungen probirt wurden, und das Renommée des Hauses auf dem Spiele stand — in solchen Fällen konnte er alle Selbstbeherrschung vergessen und ließ sich leicht zu strengen, harten Handlungen fortreißen.

Sobald der Fuhrmann das Comptoir verlassen hatte, rief der Fabrikant seinen Buchhalter, den Nestor unter den Comptoiristen, aus dem Nebenzimmer und nahm ihn mit nach dem Einschlagsaal. Schon bei seinem Eintritte gewahrte er an dem hastigen Handthieren, den scheuen, fragenden Blicken und gespannten Gesichtern, daß eine Erklärung von seiner Seite überflüssig sei.

Der Werkmeister kam ihm entgegen, aber ungleich langsamer als sonst und mit mürrischer, finsterer Miene.

„Der Scheiben-Krämer hat sein Faß retournirt!" —

„Zu dienen!" —

„Haben Sie es nicht untersucht?" —

„Ja, ich habe die aufgerissenen Packete bis auf den Grund visitirt." —

„Nun?" —

Der Werkmeister schwieg.

„Nichts gefunden?" —

„Nein!" —

„Wie, Sie konnten nicht herausbringen, was mit diesen „Schnittchen" sein soll?"

„Bis jetzt nicht. Ich hab' die Geschichte all' unsern Arbeitern erzählt, wir haben uns die Köpfe zerbrochen, aber lauter Fehlschüsse gethan."

„Damit ist mir nicht gedient," versetzte Herr Jödicke kurz und seine Stimme nahm einen scharfen, schneidenden Ton an, als er fortfuhr: „Ich glaubte, von einem tüchtigen Werkmeister erwarten zu dürfen, daß er beachtet, was im Saale, was unter seinen Augen vorgeht. Der Werkmeister ist verantwortlich für Alles, was fabrizirt wird. Verstanden?"

„Ich habe mit den Leuten Alles versucht, um — —"

„Kein Wort mehr!" unterbrach ihn Herr Jödicke barsch und über sein bleiches Gesicht zuckte es wie

Wetterleuchten. „Entweder die verlangte Aufklärung oder keine Silbe weiter! — Herr Lobedanz!"

Dieser kam herbei und auch die Arbeiter verließen gegen ihre Gewohnheit die Plätze und schlossen einen Kreis um die Verhandelnden.

„Herr Lobedanz, waren Sie bei der Untersuchung des Fasses präsent?"

„Ich habe es zum Theile selbst gethan. Herr Prinzipal! — dieser Tabak ist in Ordnung — dafür steh' ich ein."

„Für die „Schnittchen" auch?"

„Nein! — hier hört mein Urtheil auf."

„Was? — Aufhören? — Gerade da sollte es beginnen. Sie müssen doch wissen, dächt' ich, daß Sie als Saalkommis Oberleiter und Hauptfaktor der ganzen Fabrikation sind."

„Ich weiß es."

„Und wollen sich der Verantwortung entschlagen?"

„Weil ich glaube, daß uns diese Intrigue von Außen, von einem Concurrenten gespielt wird."

„Um so mehr sollte es Ihre Pflicht, ja eine Ehrensache für Sie sein, den Nachtheil von unserer Firma abzuwenden. Nein, das ist ein Aufsichts- und Arbeiterpersonal, wie ich mir nie hätte träumen lassen! Das ganze Geschäft könnte darüber zu Grunde gehen, ohne daß sich nur ein Einziger alterirte."

Eine unruhige Bewegung, ein mißfälliges Gemurmel

lief durch die Umstehenden. Der Fabrikant achtete in der Hitze nicht darauf. Es war geschehen um seine Fassung und seine Stimme schmetterte chrill wie eine Kindertrompete, als er voll Zorn losbrach „Lieber kein Geschäft, als eine solche unerhörte Wirthschaft! Ich habe dem Boten fest versprochen: entweder bekommt er morgen den verlangten Tabak oder — gar keinen. Tritt der letzte Fall ein" — er betonte nachdrücklich Silbe um Silbe, — „so wird und bleibt die Fabrik geschlossen, bis die Geschichte ermittelt ist."

Die Arbeiter entfärbten sich bei diesem harten Urtheilsspruche und die Meisten sanken vor Schrecken und Bestürzung in die Kniee. Keiner konnte in seiner Beklemmung und Herzensangst ein Wort erwiedern. Nur einzelne tiefe Stoßseufzer brachen sich Bahn. Selbst der Werkmeister, welcher als Soldat hundertmal kaltblütig dem Tode getrotzt, war total frappirt. Den Buchhalter dauerten die armen Leute. Er nahm keinen Anstand, seine Meinung zu äußern, und die langen Jahre, welche er im Hause servirte, berechtigten ihn dazu. „Verzeihen Sie, Herr Jödicke" — nahm er das Wort, — „daß ich widerspreche. Nach meiner Ansicht dürfte es unbedingt klüger und besser sein, die Arbeit fortgehen zu lassen. Wir kommen jedenfalls eher darauf."

„Und dann," ermannte sich jetzt der Werkmeister und trat, wie zum Rapport, einen Schritt vor — „dann trifft dieses Gebot lauter blutarme, unschuldige Leute.

Abgesehen vom Ehrenpunkt', mache ich mir wenig daraus, weil meine Pension und meine geringen Ersparnisse mir ein sorgenfreies Alter sichern. Aber wer wird sich um diese verlassenen Arbeiter kümmern, wer um ihre Weiber und Kinder? Sie kennen kein anderes Geschäft, sie haben der Fabrik ihre halbe Lebenszeit geopfert und sollen jetzt schuldlos entlassen werden, am Hungertuch' nagen, oder vor fremden Thüren betteln? Nein, nein, — das hätte ich nie gedacht."

Die Stimme versagte ihm. Die Blicke der Umstehenden aber ruhten mit inniger Liebe und heißem Danke auf dem ehrwürdigen Greise. Herr Jödicke blieb unbewegt, entschlossen. Er schien kalt wie eine Marmorsäule, hart wie von Erz gegossen. Nach seiner Ansicht stand der Glanz der Firma in Gefahr und da mußte alles Andere weichen. Sein Auge blickte starr über die trauernden Gruppen hinweg und seine Hand erhob sich zur Bekräftigung, als er antwortete: „Es bleibt bei meiner Disposition. Mit dem Eintritte des Feierabends werde ich heute kommen, noch einmal fragen und darnach sehen, ob wir morgen arbeiten können oder nicht." Mit diesen Worten, die laut und mit scharfer Betonung hervorgestoßen wurden, verließ er langsamen, feierlichen Schrittes den Saal.

Die Bestürzung der Fabrikarbeiter war eine allgemeine. Sie kannten ihren Brodgeber, daß er fähig war, seine Drohung durchzuführen. Weder dem Buch-

halter und Commis, noch dem Werkmeister gelang es, den Jammer der armen Leute zu beschwichtigen. An eine regelrechte Arbeit war unter solchen Umständen den ganzen Tag über nicht zu denken. Jeder sann und studirte darauf, diesen verdammten Schnittchen, der Quelle all ihres Jammers, auf die Spur zu kommen. Vergebens. Der Abend kam und mit ihm lagerte sich eine Stimmung über den Saal, so traurig und düster, wie niemals vorher. Nur Einer blieb von dem allgemeinen Schmerze unberührt — der lange Christel, ein tappiger, läppischer Bursche, die gewöhnliche Zielscheibe für die Witze der Andern. Christel war der Saaldiener. Er holte Wasser, trug Holz, schürte Feuer, kehrte Tisch' und Bänke und leistete Dienste, wo es verlangt wurde. Weiter ging seine Verrichtung selten und darnach richtete sich auch sein Taglohn. Leider Gottes! Er stand mit seinem unvergleichlichen, riesigen Appetit im umgekehrten Verhältniß. Christel konnte immer essen und hatte selten Etwas. Deßhalb wird es ihm Niemand verargen, wenn er die Speiseüberreste der Andern mit Dank acceptirte, vertilgte und auf Verlangen selbst Extradienste dafür leistete. Heute hatte der lange Sippsapp, wie ihn seine Collegen schimpften, einen denkwürdigen Tag gehabt. Allen war der Appetit vergangen, ihm nicht. Er hatte Alles aufgeräumt, was Mittags in die Fabrik gebracht wurde, bis auf den letzten Bissen. Während die Einschläger an ihren Stätten mißmuthig die hölzernen Hämmer hand-

habten und finstere Blicke schossen, strahlte sein Gesicht vor Vergnügen. Die Frauen und Mädchen zerdrückten im Stillen eine Thräne, Christel pfiff leise vor sich hin. Er hätte selbst laut singen mögen, ohne die gegründete Furcht, unverlangt den Takt dazu geschlagen zu bekommen. Dieses ist das Glück der Beschränkten im Geiste. In hundert und hundert Fällen ist ihre Seele ungetrübt, während sich Andern die Haare grau färben möchten.

Es schlug sieben Uhr. Die Arbeiterglocke im Hofe läutete zum Feierabend. Sonst waren bei diesem Zeichen die Leute freudig aufgesprungen und nach Hut, Rock, Mütze, Haube und Umschlagtuch geeilt. Heute drängten sie sich auf einen Haufen zusammen, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Mit dem letzten Klange trat der Fabrikbesitzer in den Saal. Sein Gesicht war noch kälter, noch eisiger, als am Morgen. Er ging an die Gruppe heran und sein leuchtendes Auge ruhte unheilverkündend auf ihr. „Ist die Sache ermittelt?“ fragte er den Werkmeister kurz.

Niemand antwortete.

„Keine Antwort? — Es kann jeder seinen Lohn im Comptoir in Empfang nehmen. Die Arbeit wird und bleibt bis auf Weiteres eingestellt.“

Starr wie Bildsäulen stehen die Betroffenen für den ersten Augenblick. Ihre Augen haften an den geschlossenen Lippen des Kaufmanns, ob nicht ein anderes

Wort folge. Angst und Sorge spiegeln sich auf den bleichen Gesichtern. Einzelne tiefe Seufzer stoßen aus gepreßten Herzen, mühsam verhaltenes Schluchzen weint um Erbarmen, Frauenarme erheben sich flehend zu dem Herrn, während die Männer krampfhaft die Hände ringen. Der Fabrikbesitzer wendet sich ab, um diesen Auftritten zu entgehen und will nach der Thüre. Da schlägt ein leises Kichern und ein fröhliches „Hi—hi—hi" an sein Ohr. Der lange Christel steht neben ihm, lacht und kaut vergnügt, denn er hat noch einen verborgenen Schatz in einem Eßgeschirr entdeckt.

„Was treibst du, Bursche?" fragt der Prinzipal und faßt ihn fest an der Schulter. „Du hättest das Fortjagen schon längst verdient. Was lachst du? Sprich!"

„Ich darf nicht." —

„Du darfst nicht?" —

„Der Herr — Werkmeister — hat's — verboten," stammelt Christel, „weil ihm das Kauen vor dem Sprechen geht."

„Herr Werkmeister?" —

„Er sagt die Wahrheit. Der läppische Bursche störte mit seinem unaufhörlichen Geplauder oft den ganzen Saal. Ich hab' ihm das Handwerk gelegt und streng geboten, nur zu sprechen, wenn er gefragt wird."

„So sprich! — Der Herr Werkmeister erlaubt's."

„Ja, seh'n Sie, Herr Prinzipal — die Schnittchen — —"

Wie ein Blitzstrahl zündet dieses Wort. Kreuzer packt den Burschen am Arme und rüttelt ihn, als wolle er Wort um Wort herausschütteln. Die Arbeiter drängen ungestümm und schreiend auf ihn ein und Christel, der tappige Christel, wird mit einem Male eine gesuchte, wichtige Person. „Sprich! — rede!" rufen Alle zugleich.

„Vorwärts — vorwärts!" drängt der Werkmeister.

„Vor zwei Monat' — —"

„Was Monat? — die Schnittchen — die Schnittchen!" gebietet ungeduldig Herr Jödicke.

„Vor zwei Monat' — —"

„Still! — die Schnittchen — vorwärts!" kommandirt der Werkmeister.

„Nun ja!" plärrt Christel unwillig und sucht sich loszumachen. „So laßt mich doch reden!"

„Still!" ruft der Fabrikant. „Kein Wort mehr! — Sonst erfahren wir nichts. Hierher, Christel, erzähle!"

Christel schmunzelt vergnügt, schockt ein paar Mal mit den Achseln, kratzt sich hinter den Ohren und spricht: „Ja, seh'n Sie, Herr Prinzipal, recht gern! Vor zwei Monat', seh'n Sie, da hat die Papierfabrik viele Ballen Packetpapier geliefert — sehen Sie, da gab's immer eine kleine Schnaupe. Die Andern warfen das Papier zurück, — ich nahm eine Scheere, seh'n Sie, und schnitt die Schnaupen von der Fitz weg. Es that gut."

„Nun, und die Schnittchen? — weiter!"

„Ja, seh'n Sie, die kleinen Papierschnitzel, wie sie

so unter der Scheere wegspringen, werden vielleicht manchmal in die andern, offenen Packete, welche im Einschlagstocke stecken, gefallen sein — seh'n Sie, und da — —"

„Gott im Himmel!" ruft jetzt der Werkmeister, und schlägt sich mit der Faust vor die Stirne. „Christel, Christel! — du kannst Recht haben. Die Bauern haben diese Papierschnitzel in den Packeten gefunden und glauben, das sei ein besserer, ein gezeichneter Tabak."

Einige Sekunden lang standen Alle wie verblüfft. Dann aber brach als Ersatz für den ausgestandenen Schrecken ein endloses, dröhnendes Gelächter los, in das selbst der Fabrikherr mit einstimmen mußte.

„Die Lichter auf! — Vorwärts, Leute!" kommandirte der Werkmeister.

„Das Faß herbei!" gebot Herr Jödicke. „Wir müssen uns überzeugen."

Nie wurde ein Befehl rascher und freudiger vollführt. In zwei Minuten stand das Faß im Saale, wurde aufgeschlagen, geleert und die Packetchen Stück für Stück untersucht. Und wirklich! — zwölf Stücke fanden sich vor, in denen zwischen den Tabaksblättern solche geheimnißvolle „Schnittchen" verborgen waren. Die Sache lag klar am Tage.

„Herr Werkmeister!" sprach der Prinzipal, — „sorgen Sie dafür, daß heute noch in jedes Packet ein „Schnittchen" kommt. Und du, Christel" — wandte er sich freundlich zu diesem, — „erhältst von dieser Stunde an doppelten Lohn, so viel als der erste Arbeiter."

Christel machte in der Freude seines Herzens einen ungeschickten Luftsprung und riß im Fallen ein paar Nachbarn mit zu Boden. Herr Jödicke entfernte sich unter dem Jubel der Arbeiter, in Wahrheit froh, seinen strengen Befehl nicht ausführen zu müssen, der ihn längst im Stillen gereut hatte und ihm selbst den größten Schaden gebracht hätte.

Gewandte Frauenhände nahmen die gefundenen „Schnittchen" zum Muster und schnitten sofort Hunderte darnach. Am andern Morgen bekam der Fuhrmann seinem Verlangen gemäß ein Faß „ächten Virginien mit Schnittchen" und ein Briefchen dazu worin geschrieben stand, daß dieser superfeine Tabak nun immer zu haben sei. Und siehe da! Heute noch wird im ganzen Walde kein anderes Kraut als „Virginien mit Schnittchen" geraucht und Herr Jödicke verdankt dieser Entdeckung den größten Theil seines Reichthums.

Der brave Förster Falke ruht zwar längst unter dem grünen Rasen, aber einige der ältesten Männer des Waldes erinnern sich noch seiner und erzählen mit großer Liebe und Verehrung ihren Söhnen und Enkeln immer und immer wieder, wie der wackere Waidmann den Städtern und Fabrikleuten auf die Fährte gerathen sei und ihre Schliche für alle Zeiten gelegt habe.

Baumeister Härtnagel.

I.

— — Furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur;
Wehe, wenn sie losgelassen,;
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuern Brand! —

Schiller.

Punkt zwölf Uhr verkündete der Stadtthürmer von Gleichau mit lauten, gemessenen Schlägen von seiner luftigen Behausung herab die Stunde der Ruhe und Mahlzeit. Zugleich mahnte die eherne, weithinschallende Glockenstimme zum englischen Gruße. In den Familien erhoben sich Alle und beteten mit gefalteten Händen leise die Worte mit, welche eine zarte Kinderstimme vorsprach. Die Leute auf der Straße gingen still ihres Weges und man sah Männer und Jünglinge aus dem Bürgerstande mit entblößtem Haupte. Alte Mütterchen standen still, um ungestört ihr „Ave“ zu vollenden. Selbst die

„Herrenleute“ schienen dem melodischen Gruße zu lauschen und schritten langsamer fürbaß. Das Städtchen war stiller geworden. Alles athmete eine wohlthuende Ruhe. Wer hätte gedacht, daß eine Stunde später derselbe Glockenruf abgestoßen, dumpf und schauerlich über Berg und Thal dröhnen und ängstlich um Hülfe rufen würde in höchster Noth? — Aus dem Mittelpunkte Gleichau's schlagen die Flammen lichterloh über die Dächer empor und rasen, mit unheimlicher Schnelle vom Winde getrieben, über die niedrigen Häuser der Mittelgasse. Dort stehen die Wohnungen der Armen, lauter altes, splitterdürres Holz- und Fachwerk, durch keinen Steinbau geschützt. Die Männer, die erwachsenen Söhne und Dienstleute sind zumeist auswärts in den Hopfengärten, dem Reichthume der Stadt, beschäftigt. Es fehlt an Allem: an Leitern, Eimern, Spritzen, Wasser, an rüstigen Armen zum Löschen. Die Frauen stürzen laut jammernd aus den brennenden Häusern. Die Besonnenen reißen ihre Kinder mit sich fort. Viele aber hat der Schrecken wie gelähmt. Sie stehen regungslos und schauen mit gerungenen Händen in die prasselnde Gluth. Es wäre Alles verloren gewesen, wenn nicht ein Trupp beherzter Gesellen, Maurer und Zimmerleute, die unfern des Städtchens an einem Neubau arbeiteten und in hellem Laufe herzueilten, an den bedrohtesten Punkten muthig Hülfe gebracht hätte. Sie sprengten die geschlossenen Thüren, stiegen durch die Fenster, brachen sich

durch die Wände und Dächer Bahn und schafften mit Geschick und Schnelligkeit an Kleidern, Betten und Hausrath auf die Straße, was ihre Hände nur immer erreichen konnten. Ein muthiges Pionierkorps, das vor keiner Gefahr zurückschreckte! Schritt für Schritt wichen sie dem erstickenden Qualm und dem glühenden, gefräßigen Flammenmeer, das sich verheerend weiter und weiter wälzte. Bretter, Steine, brennende Balken fielen links und rechts, Decken und Wände stürzten nach und nur mit Mühe und Gefahr gelang es ihnen oft, noch rechtzeitig ihr Leben zu bergen. Der kühnste unter den Rettern, allen Andern voran, war ein schlanker, beweglicher, aber kräftig und muskulös gebauter Jüngling. Immer zuletzt verließ er die brennenden Räume, um im nächsten Hause gleich muthig vorzudringen. Ueberall hatte er den umsichtigen Blick, das ermunternde Wort, die helfende Hand. Die Kameraden, ja selbst ältere Männer gehorchten rasch und pünktlich seinen Winken und Zurufen, als sei er der Hauptmann dieser kleinen, von der Noth gebildeten Feuerwehr. Der junge Mann war ein Bild deutscher Schönheit, deutschen Muthes und deutscher Kraft. Sein Körper schien größer im Drange der Gefahr, die lebhaften, blauen Augen glänzten, die freie Stirne und die sonst wie im Hauche gerötheten Wangen glühten unter dem Drucke der Hitze und Anstrengung. Die frischen Lippen waren leicht geöffnet, um die keuchende Brust durch rascheres Athmen zu stärken, und die

hellblonden Haare spielten in dichten, krausen Locken um das schöne Haupt, als wollten sie den züngelnden Flammen entfliehen.

Endlich kam Hülfe von allen Seiten. Die aufsteigenden Rauchwolken, die hohen, himmelanschlagenden Flammengarben, das schauerliche Rufen der Glocken und die unausgesetzten Nothschüsse, welche vom Thurme fielen, trieben die Leute vom Felde heimwärts, in entsetzlicher Angst, ob und wie sie die Stätte ihrer Heimath wieder finden würden. Athemlos langten die Bewohner der umliegenden Dörfer auf dem Platze an, zu jeder Unterstützung bereit und gerüstet. Spritzen rasselten, lange Wasserreihen wurden gebildet, Commandoworte drangen ordnend durch, Feuerleitern wurden herbeigeschleppt, angelegt und gewaltige Brechwerkzeuge in Bewegung gesetzt. Hunderte von Händen kämpften und rangen mit dem entfesselten Element. Doch erst nach Stunden gelang es, den rasenden, verheerenden Feuerstrom zu bewältigen und in feste Grenzen zu bannen. Die Mittelgasse lag in Trümmern bis auf wenige Hintergebäude, ein düsterer, langgestreckter Schutt- und Aschenhaufen, aus dem schwarzer Rauch stieg, Funken sprühten, und bald da, bald dort lichte Feuersäulen schlugen. Glühende Hitze und eine scharfe, mit Wasser und Rauch zersetzte Atmosphäre lagerten über der Stätte des Unglücks. Nur zwei armselige Hütten hatten die Flammen verschont, aber die Dächer und Wände, welche ringsum brachen und

stürzten, hatten sie unter ihren Trümmern begraben und erdrückt.

Erschöpft von der übermenschlichen Anstrengung, gönnten sich jetzt die Arbeiter eine kurze Rast. Neue Kräfte, die aus entfernteren Ortschaften kamen, traten an ihre Stelle, um den glimmenden Feuerherd zu bewachen und das gerettete Gut nach Kräften zu bergen. In einem Winkel, den zwei geschwärzte, verfallene Mauern bildeten, treffen wir auf einem Steine den wackern Jüngling wieder, welcher zuerst mit seinen Begleitern rettend in die Häuser drang. Das blonde Lockenhaar war durchnäßt und ringsum versengt, das Auge schmerzlich zusammengezogen, die Wangen in unnatürlicher Flammenglut. Er schöpfte mit der hohlen Hand Wasser aus einem Feuereimer und träufelte es auf den entblößten, kräftigen Arm. Ein brennender Balken hatte ihn im Herabstürzen gestreift, die Kleider durchgerissen und eine lange, tiefe Brandfurche gezogen. Bei jedem Tropfen Wasser, der auf das wunde Fleisch fiel, preßte er die Lippen fester zusammen und die gleichfalls verletzte, geschwollene Hand zuckte krampfhaft. Sein Blick ruhte schwermüthig und mit sichtlichem Schmerze auf der Verwüstung, welche das Feuer ringsum angerichtet. Er setzte seine einfache Selbstkur fort, bis ein leiser, vorsichtiger Schritt um die Mauern, in deren Umfassung er saß, seine Aufmerksamkeit erregte. Durch eine klaffende, bis zum Boden reichende Spalte, welche die Aussicht

nach dem Garten des zerstörten Hauses gestattete, gewahrte man einen untersetzten, verwachsenen Menschen, dessen Kopf hart und schief auf der vorgeschobenen rechten Schulter saß. Nachdem er sich scheu und vorsichtig umgesehen, kniete er auf den versengten Rasen nieder, zog aus den bauschigen Brustfalten seines durchnäßten Arbeiterkittels einen ganzen Kram von Messern, Löffeln, Ringen, Schnallen, Ohrgehängen, Uhren, silbernen Kreuzchen und Schließen an's Tageslicht und breitete die glänzenden Dinge wie ein jüdischer Hausirer vor sich auf den Boden. Seine schielenden Augen leuchteten unheimlich, und ein hämisches Grinsen belebte seine Züge, als er die schönen Dinge in die verschiedenen Taschen seiner Kleider vertheilte.

Hohe Entrüstung spiegelte sich auf dem Antlitze des Verwundeten. Er wollte den Lauscher nicht abgeben, sprang auf, schlug Hemd und Rock, so weit der Balken beide verschont hatte, über den Arm und trat mit raschen Schritten aus der Mauer, heftig die Frage hervorstoßend: „Was soll das heißen, Frieder? — Ich habe Alles durch diese Spalte gesehen."

Der Angerufene fuhr zusammen, wie von einem unsichtbaren Schlage getroffen. Mit Blitzesschnelle rafften seine gewandten Finger die letzten Kleinodien und ein Taschentuch vom Boden weg, auf das er aus seinen Westentaschen Kupfer- und Silbermünzen geschüttelt hatte. Sich erhebend, warf er aus seinen grauen, schief ge-

drehten Augen dem Störenfried einen grimmigen Blick zu. Sein fahles, abgewelktes Gesicht verzog sich zu einer widerlichen Fratze, als er leicht hinwarf: „Kleinigkeiten, Herr Otto, Kleinigkeiten, und ein paar Pfennige, die ich gefunden habe."

„Doch nicht bei dem Brande?"

„Wo sonst? Es kostete Mühe und Wagen genug und ein paar Mal hätte ich mir fast die Finger verbrannt."

„Ich glaube, Ihr habt sie wirklich verbrannt, wie man im Sprichwort zu sagen pflegt," bemerkte Otto mit ernstem Unmuthe.

„Wie so? Gerettet hab' ich, sonst nichts! Ohne die Vorsicht meines grauen Kopfes wären diese kleinen Dinge ruinirt, geschmolzen, verloren für immer. Nicht Jeder hat die Kraft und nicht Jeder kann so geschickt wie der Sohn unseres braven Baumeisters Härtnagel die schwersten Gegenstände wie Federn in die Luft schnellen und durch Thüren und Fenster dirigiren. Und Keiner mehr auf hundert Stunden in die Runde wird mit derselben Todesverachtung ein altes, krankes Weib mitten durch die Flammen tragen. Herr Otto! Sie feiern heute Ihren höchsten Ehrentag im Leben und Ihr Herr Vater ist der glücklichste Mann unter der Sonne."

„Laßt das!" wehrte der Jüngling dem Schmeichler. „Sagt mir lieber, was aus Euerem sogenannten Funde werden soll?"

„Nun," knurrte der Alte verlegen, „ich hebe ihn eben auf, bis sich die Eigenthümer melden."

„Und das Geld?"

„Desgleichen."

„Frieder, Frieder!" rief Otto und erhob warnend die Hand. „Schmach und Schande über Euere grauen Haare, wenn Ihr dieses Unglück benützt habt, um Euch unrechtmäßig zu bereichern."

„Wer sagt das?" fuhr dieser scheinbar auf. „Ich bin Meister so gut wie Ihr Vater, Herr Otto, und lasse mir das nicht gefallen. Wenn ich arm bin, so ..."

„Ob arm oder reich," unterbrach ihn Otto mit Nachdruck, „ob Meister oder nicht, gleichviel — Euer Vorsatz verräth nichts Gutes. Diese Sachen sind an den Stadtschultheiß abzuliefern und öffentlich bekannt zu machen, damit sich die Eigenthümer melden. Und das Geld muß in die Unterstützungskasse fließen, welche ohne Zweifel für die Abgebrannten gebildet wird. So verfährt ein ehrlicher Mann und nicht anders."

„So!" rief der Meister gedehnt. „Der Stadtschultheiß soll's besser wissen, wem das oder jenes gehört? Woher denn? Nein, nein, Herr Otto, ein Mann wie ich braucht keinen Vormund und läßt sich nichts einreden, am allerwenigsten von jungen Leuten, wenn sie auch noch so superklug thun."

„Schon gut, Frieder; Ihr zwingt mich, dem Herrn Stadtschultheiß und Allen zu sagen, was ich gesehen habe.

Ich dächte, Ihr solltet besser für Euern guten Namen sorgen. Es thäte wahrlich Noth."

„Was — ich?" brauste der Alte auf. Seine Stirnadern liefen an und sein hämisches Auge schoß giftige Blitze des Hasses. „Glauben Sie denn, Sie vorlauter, hochgetragener Junker, weil mich der kluge Herr Papa mit seinen Geldvorschüssen und Rechnungskunststücken unter das Scheermesser gebracht und zum Gesellen erniedrigt hat, so dürfen auch Sie schon an mir rupfen und zupfen? Langsam — langsam! — sonst plaudert der Zimmermann aus der Schule."

„Heraus mit der Sprache!" verlangte Otto unmuthig. „Mein Vater ist ein ehrlicher Mann und verdient Euere Vorwürfe nicht. Er wird staunen über solche Reden."

„Der Vater?" spottete Frieder und blinzelte mit den tückischen Augen. Er trat einen Schritt näher und flüsterte: „Er wird freilich staunen, der starre, stolze Kopf, wenn ich ihm von den geheimen Unterredungen eines gewissen jungen Mannes mit einer gewissen Baumeisterstochter erzähle, deren Vater sein Rivale und Todfeind ist. Hi, hi, hi! — der mag staunen."

Einen Augenblick stand Otto wie gelähmt, von den lauernden Blicken des Alten scharf bewacht. Es währte aber nicht lange, so erhob er stolz das Haupt und entgegnete ruhig: „Wenn Ihr die Wahrheit erzählt, so kennt" — er zögerte, — „so ahnt sie mein Vater bereits.

Wenn Ihr aber Lügen ausspinnt, Frieder, so habt Ihr's mit mir zu thun."

„Junges Blut, schnelles Blut!" lächelte der Alte süßlich. „Immer obenhinaus! War auch einmal so, aber die Zeiten sind vorbei. Das Alter lehrt Ueberlegung. Herr Otto!" sprach er zutraulich und legte den Zeigefinger an die schmalen, blutleeren Lippen: „Sie haben nichts gesehen und ich auch nicht."

„Ich habe gesehen," rief der Jüngling entrüstet und trat einen Schritt zurück. „Ihr gebt das gestohlene Gut seinen Eigenthümern, oder — —"

Ein lauter Hülferuf drang in diesem Augenblicke von der Straße her. „Mein Kind! — mein Kind! — O Gott, mein Kind!" In dem durchdringenden, erschütternden Tone lag der unsäglichste Jammer eines armen Mutterherzens, welches im Uebermaße der Angst und des Schreckens nach Hülfe ringt. Otto sprang um die Mauer und eilte nach dem Platze, während ihm Frieder drohend die Faust nachschüttelte und unverständliche Worte durch die Zähne stieß.

„Was ist denn, Martha?" rief der Jüngling schon von fern. „Wo fehlt's?"

„Mein Kind, mein Kind!" stöhnte die kleine, ärmlich gekleidete Frau, mitten im Wege knieend, blinkende Thränen auf den sonnverbrannten Wangen, und streckte die rauhen, schwieligen Hände flehend nach ihrer niedrigen Hütte aus. Die Flammen hatten das Häuschen

verschont; aber mit Entsetzen und Verzweiflung maß das Auge der geängstigten Mutter die Mauer, welche im Sturze dessen Dach plattgedrückt, den Boden eingeschlagen und die Wände auseinander getrieben hatte.

Immer mehr Leute drängten sich herbei und umstanden theilnehmend die arme Wittwe, welche erst vor wenigen Monaten ihren Mann verloren hatte.

„Wo wart Ihr, Martha?“ fragte Otto und suchte die Knieende aufzurichten.

„Auf einem Botengang — für die Frau Lehrerin. Ich hörte die Glocken, sah den Rauch, die Flammen. Ich lief über Stock und Stein, bis ich niedersank. Meine Sinne kehrten zu spät. Ich schleppte mich weiter. Herr Otto, es ist vorbei — Alles vorbei. O lieber Gott! mein Kind, mein einziger Trost!“

„Wo habt Ihr denn die Kleine gelassen?“ drängten Alle ungestümm. „Redet, redet!“

„In ihrem Bettchen — in der Kammer und unser Hündchen — —“

Otto hatte genug gehört. Er sprang weg, ohne sich weiter um die Thränen und Worte der Mutter zu kümmern. „Schnell, schnell! Mir nach! Hierher!“ rief er seinen Bekannten zu und eilte voraus. „Wir packen das Haus rückwärts, von der Gartenseite. Dort gelangen wir am ersten in die Kammer.“

„Wenn die Mauern nicht vollends brechen und uns erdrücken,“ meinte ein robuster Schmiedgeselle mit der

gleichgültigsten Miene von der Welt, als ob er weder Furcht noch Rührung kenne. „Wozu auch die unnöthige Arbeit? Ist der arme Wurm nicht zermalmt und breit geschlagen wie eine Mücke unter der Patsche, so hat ihn der Rauch in der ersten Viertelstunde abgethan. Das hielte ja Unsereins nicht aus. Glaubt mir!"

„Todt oder lebendig!" rief Otto statt jeder Erörterung. „Das Kind müssen wir haben. Wer nicht helfen will oder sich fürchtet, gehe heim!"

Der Schmied wurde wild, daß man seinen Muth in Zweifel zog. „Alle Blitz' und Donnerwetter!" schrie er, sprang gegen das Haus, an die gefährlichste Stelle, stemmte sich gegen die Wand und schob mit seiner Riesenkraft. Otto stürzte nach und riß ihn zur Seite. „Zurück, Unsinniger! Willst du das Kind mit Gewalt umbringen? Hierher, Männer! Nichts schieben, nichts wegräumen, nichts einreißen! Zurück! wir müssen zuvor die Balken stützen, damit sie die Last sicher tragen. Hernach brechen wir ein Loch, schlüpfen hindurch, trennen das Fachwerk und drücken die morsche Wand von Innen heraus. So bringen wir die ganze Kammer mit einem Rucke frei und dem Kinde kann nichts passiren."

„Brrr!" schnalzte der Schmied gutmüthig, „der spitzt sich zum Jungmeister. Commandiren kann er schon. Also vorwärts!"

Mehr als zwanzig rüstige Arme griffen zugleich an. Die größten Steine, welche an der Wand lagen, wurden

bei Seite geschoben oder zu Unterlagen gerichtet. Bald waren die Tragbalken der Hinterseite ordentlich gestützt und ein Fach ausgehoben. Dichter Rauch drang aus der Oeffnung. Entschlossen wand sich Otto durch. Der Schmied, jedem Andern den Vorrang streitig machend, zwängte sich gewaltsam nach. Heiße, raucherige Luft strömt ihnen entgegen. Das freudige Bellen eines Hündchens begrüßt sie in dem engen Raume. Otto tastet gebückt und behutsam vorwärts; sein Nachfolger aber streckt sich kräftig in die Höhe und stößt seinen Schädel gegen einen Balken, daß er fluchend nach der Oeffnung zurücktaumelt. Er knirscht mit den Zähnen, die Wuth übermannt ihn. „Stillgestanden!" ruft er Otto zu und stemmt seinen breiten Rücken gegen die Wand. „Aufgeschaut draußen!" Ein gewaltiger Ruck — die Wand zittert und seufzt, das Fachwerk stöhnt. Noch ein Ruck, noch gewaltiger, und prasselnd schlägt mit lautem Getöse ein großer Theil der Rückwand hinaus. Der Geselle, bei der übermenschlichen Anstrengung das Gleichgewicht verlierend, stürzt kopfüber nach. Dichter Staub wirbelt auf. Mühsam arbeitet er sich aus Schutt und Trümmern hervor, mit siegestrunkenen Blicken die Umstehenden messend. Diese drängen vorwärts nach der Oeffnung, Allen voran die schreckensbleiche Mutter. Die Zimmerdecke ist herabgestürzt, doch nur auf der linken Seite. Die Balken stemmen sich mit dem einen Ende auf den Fußboden, das andere haftet und hält noch fest oben auf der Mauer.

So bilden sie einen schiefen Winkel, einen sichern, schützenden Verschlag. Die Wiege steht wohl geborgen darunter, und hinter ihr als treuer Hüter ein Hund, die Vorderfüße auf dem Deckbette, die schwarzen Augen im hellsten Feuer strahlend, mit freudigem Gebell die Mutter begrüßend. Das Kind liegt lächelnd in der Wiege. Es streckt spielend die runden Aermchen nach dem Holzkäfig, welcher, fest an der schiefen Decke hängend, über seinem rosigen Gesichtchen schwebt. Der Hänfling sitzt ruhig darin und schaut mit geneigtem Köpfchen und klaren Aeuglein die Leute an, als kenne er keine Gefahr.

Die Mutter kniete an der Wiege, zum Schutze die Hände darüber breitend. Sie war keines Wortes fähig, Thränen umflorten ihren Blick, ihre Lippen bewegten sich in leisem Gebete. Alle standen wie festgebannt. Solch ein schönes, ergreifendes Bild sahen ihre Augen niemals. Frauen und Mädchen schluchzten laut und selbst abgehärtete Männer sah man sich abwenden, um eine Thräne zu verbergen. Der Schmiedgeselle fuhr mit beiden Händen durch seine schwarzen, struppigen Haare, als könnte er so den neuen, überwältigenden Gefühlen am besten Luft machen.

Otto hatte das Vogelhaus abgenommen und sich über die Wiege gebeugt, in freudigem Erstaunen das [illegible]hrte, spielende Kind bewundernd. Er fühlte sich [illegible]ei Seite geschoben, und zugleich einen innigen [illegible] seiner Hand, der ihm alles Blut nach dem Herzen

trieb. Zwei zarte, niedliche Frauenhände langten in die Wiege, hoben die Kleine heraus und hielten sie jubelnd in die Höhe. „Mein Pathchen! mein Pathchen! — O Gott, wie hast du mich erschreckt, du lieber, kleiner Engel!" Das Kind patschte vor Lust mit den Händchen und strampfte mit den Füßen bei dem Anblicke der Jungfrau. Diese bot dem Auge ein Bild, so schön und anmuthig, daß es unwillkürlich darauf haften blieb. Es war eine frisch erblühte Rose, vollendet und ebenmäßig in allen ihren Theilen, wie man es selten findet. Die großen, dunkeln Augen leuchteten durch Freudenthränen, die zarten Wangen glühten wie Purpur, zwei tiefe Grübchen bewachten den fein geschnittenen Mund, die reichen, kastanienbraunen Flechten, welche das Haupt in einem Kranze umzogen, hatten sich hinabgeschoben und spielten um den schlanken Hals und den Saum des leicht gewölbten Nackens, als wollten sie deren blendenden Schnee noch mehr hervorheben. Sie zog das Kind an sich und die kirschrothen, schwellenden Lippen preßten Kuß um Kuß auf den Mund der Kleinen, daß Otto unwillkürlich seufzte und seinen Blick abwandte. „Da nehmt, Martha, und haltet fest," sprach sie, das Kind in der Mutter Arm legend. „Der liebe Gott hat uns die Kleine zum zweiten Mal geschenkt. O, das hätte traurig enden können! Ich begreife nicht, wie Ihr immer und immer in der Kammer wohnen möget!"

„Sie wissen ja, Fräulein Path', daß in der Stube

mein Mann selig verschied. Ich kann dort kein Auge zuthun. Vielleicht später."

„Aber in diesen morschen Mauern dürft und könnt Ihr nicht bleiben, Martha! Wir müssen sehen, daß wir vor Allem für die Nacht ein anderes Unterkommen finden. Die Häuser, welche die Flammen verschonten, sind alle überfüllt."

„Ich schlafe überall, in einer Halle oder im Freien. Hab' ich doch mein Kind wieder."

„Da weiß ich bessern Rath," bemerkte Otto. „Man räumt unser Gartenhaus. Bis zum Winter gibt's eine treffliche Wohnung und mein Vater wird nichts einzuwenden haben."

Die Jungfrau dankte ihm mit einem freundlichen, innigen Blicke. Otto erfaßte ihre Hand und hielt sie fest. Sie senkte das Auge verwirrt zu Boden und verrätherische Gluth brannte auf ihren Wangen. Der Jüngling fühlte, wie die Hand in der seinigen zitterte. Sein Puls hämmerte und trieb ihm das Blut siedendheiß und in raschen Strömen durch die Adern. Jetzt oder nie! dachte er und schnitt durch eine Wendung das Mädchen von den Uebrigen ab. „Hedwig," bat er mit leiser, hastiger Stimme, „eine Frage! Du weißt, was ich wünsche und erstrebe. Zweimal wagte ich eine Bitte an dein Herz und zweimal eiltest du hinweg, flüchtig wie ein Reh. Das Glück unseres Lebens hängt davon ab. Hedwig, theueres Mädchen, ich bitte dich um das

entscheidende Wort. Sage: kann ich auf dich trauen und bauen für alle Zeit?"

„Ja, so Gott will!" flüsterte sie kaum hörbar und erhob den seelenvollen, im Glanze der Liebe strahlenden Blick zu dem Gespielen ihrer Jugend, mit dem sie, bei ihrer Tante in der Stadt erzogen, gleichen Unterricht genossen hatte. Otto hätte laut aufjubeln mögen. Es war der glücklichste Moment seines Lebens — und er mußte das stürmische Blut zurückdrängen, das freudige Wort unterdrücken, um bei den Umstehenden, welche mit dem Kinde beschäftigt waren, keinen Verdacht zu erregen. Hedwig aber schrack sichtlich zusammen und erbleichte, als sie jetzt den geschwollenen Arm und die tiefe, entzündete Wunde Otto's bemerkte, welche die verbrannten Kleider nicht deckten. Sie nahm ihr Taschentuch, knüpfte die Schnur vom Vogelkäfig und legte einen nothdürftigen Verband an. Otto stand geduldig wie ein Lamm. Er hätte sich sein ganzes Leben lang verbinden lassen mögen.

„Geh' nach Haus!" bat Hedwig. „Deine Frau Mutter kennt das besser. Die Wunde ist zu arg und könnte gefährlich werden."

„Nach Haus?" wiederholte der Jüngling lächelnd. „Nein, nein! — diese Minuten sind kostbar. Wer weiß, wann wir wieder zusammenkommen?"

„Folg' mir! — Du hast heute deine Schuldigkeit gethan. Die Unglücklichen werden in Ewigkeit deinen Namen nicht vergessen. Wenn es dein Vater erfährt,

wird er sich freuen. Er kann stolz sein auf seinen Sohn. Vielleicht wird dieser Tag ein Wendepunkt für uns zum Bessern."

„Oder zum Schlimmern!" versetzte Otto wehmüthig, der Drohungen des Zimmermanns eingedenk. „Wir werden es bald erfahren. Deiner Zuneigung gewiß, spreche ich noch heute offen mit meinen Eltern. Jedes Heimlichthun ist mir zuwider..."

„Seht, das hat des Kindes heiliger Schutzengel gethan," unterbrach sie eine sonore Männerstimme und der Herr Stadtpfarrer, zugleich Dechant des Bezirkes, eine hohe, ehrwürdige Gestalt trat in den engen Raum. „Bei'm Himmel! ein solcher Anblick lehrt mehr als die kräftigste Predigt. Das ist ein sichtbares Zeichen der göttlichen Vorsehung und Gnade. Geht, Leute, schafft nur das Kind, die Mutter, den Vogel und die Wiege hinaus, damit Unvorsichtigkeit Gottes Güte nicht vereitelt. Die Steinmassen sind schwer und dieser Verschlag, diese Wände nicht mehr so stark, als Ihr vielleicht wähnt."

Alle staunten, daß sie zu dieser Vorsicht einer Aufmunterung bedurft hatten und griffen eilig zu. In kurzer Zeit war das Häuschen geräumt und die wenigen Habseligkeiten der Wittwe in Sicherheit gebracht.

„So, mein lieber Sohn," sprach der Geistliche heraustretend und klopfte Otto freundlich auf die Schulter, — „du hast dich brav gehalten, sehr brav, aber jetzt geh' heimwärts und sorge für deinen Arm!"

Otto wollte Einsprache erheben.

„Folgen!“ sprach der Herr Pfarrer mit Nachdruck, „folgen, als wenn du noch in der Christenlehre vor mir stündest und die Gebote hersagtest. Gehorsam ziert jedes Alter und jeden Stand. Wenn nicht, so muß ich annehmen, daß du meiner Leitung entwachsen bist und das herzliche „Du“ in „Sie“ umwandeln.“

„Um Alles in der Welt nicht!“ wehrte Otto eifrig. „Von Ihren Lippen könnte ich diese steifen Worte nicht hören. Ich gehe.“

Er empfahl sich, warf einen vielsagenden Blick auf Hedwig, die um Martha beschäftigt war, erinnerte diese nochmals an das Gartenhaus und suchte den Heimweg über die Brandstätte. Auch Hedwig zog sich zurück, als sie den Herrn Stadtschultheiß und mehrere Bürger, darunter ihren und Otto's Vater auf das Haus zukommen sah.

„Jetzt sind Alle untergebracht, Herr Dechant,“ meldete der Stadtvorstand mit sichtlicher Freude, — „und verhungern wird mit Gottes Beistand auch Niemand. Es war ein schönes Stück Arbeit: viel' Köpfe, wenig Raum.“

„Die Wohnungen sind das schwerste Capitel, meine Herrn, für alles Andere können wir leichter Rath und Unterstützung schaffen.“

„Für den Augenblick,“ erklärte der Stadtvorstand, „für die nächsten Tage der Noth ist Vorkehrung getroffen,

aber nicht ohne schwere Sorge seh' ich in die Zukunft wegen des Gewerbs- und Sanitätswesens. Das Werkzeug fehlt, die Arbeit feiert, Einer genirt den Andern. Und im Winter, bei der strengen Kälte und den scharfen Winden, welche durch die Niederungen ziehen, müßten die Leute auf den Böden erfrieren."

„Sie sehen nur zu richtig," stimmte der Geistliche bei. „Das Unglück hat gerade unsere ärmste Straße heimgesucht. Bauen, in so kurzer Frist, aus eigenen Mitteln, können diese Leute nicht. Versichert ist wenig und gering."

„Jedenfalls denk' ich, Herr Dechant, wir gehen die Regierung um die Erlaubniß zu einer Sammlung an, veröffentlichen zugleich eine Beschreibung des Unglückes in allen Blättern und bitten um milde Beiträge für die Abgebrannten. So bekommen wir ein Baukapital."

„Möchte der Erfolg nicht hinter Ihren Erwartungen zurückbleiben! Die Mildthätigkeit wird zu oft in dieser Art in Anspruch genommen."

„Allen Respect vor der Weisheit und dem Eifer der Herren, aber auf dieses Geld dürfen wir nicht warten," sprach bescheiden ein kleiner, stark gebauter, ältlicher Mann, etwas näher tretend. Es war der Maurermeister Heinrich Gold. Die Kleidung unterschied den Meister in Nichts vor dem gewöhnlichen Arbeiter. Seine Haltung dagegen war frei und mannhaft, aus dem offenen Gesichte leuchteten ein paar kluge, lebhafte Augen und die

Hände agirten, nach der Gewohnheit kleiner Leute, um den Worten mehr Nachdruck zu geben. Erst seit drei Jahren von einem benachbarten Dorfe in das Städtchen gezogen, hatte er sich ein stattliches Haus gebaut und betrieb sein Geschäft mit einem Geschicke und einem Fleiße, daß ihm die Achtung seiner neuen Mitbürger bald werden mußte. Otto's Vater, Herr Baumeister Magnus Härtnagel, wie er sich gern nennen hörte, achtete damals nicht auf die Sache. Der Landmeister stand zu tief unter seiner Würde und konnte ihm höchstens einen neuen Gesellen abgeben. Die Zeit brachte dem stolzen Manne andere Gedanken und bittere Reue, daß er sich mit seinem Anhang jener Uebersiedlung nicht widersetzt hatte. „Wir sollten nicht warten," wiederholte Meister Gold nochmals. „Abgesehen vom Zeitverluste, die Täuschung bleibt selten aus, wenn man auf fremde Leute rechnet."

„Aber was beginnen?" fragte der Schultheiß gespannt. „Geben Sie einen Rath!"

„Einfach: Selbsthülfe ist die beste. Viele und rührige Hände sind der Arbeit Tod. Sollen die neuen Wohnungen vor Winter bezogen werden, so ist nach meinem Dafürhalten kein Tag zu verlieren. Also greifen wir zusammen!"

„Sie haben Recht, Herr Gold," stimmte der Dechant freundlich bei, „vollkommen Recht, aber die Ausführung dürfte auf große Hindernisse stoßen."

„Warum denn, Hochwürden? Guter Wille vermag

viel. Morgen mit Tagesanbruch beginnen wir. Wer arbeiten kann, hilft. Die Brandstätte wird geräumt, das brauchbare Material ausgesucht, neues beigefahren und zugerichtet, was noch Niet und Nagel hält, inzwischen reparirt, die Bauplätze werden abgesteckt, damit Jeder seinen Grund und Boden wieder bekommt, Fundamente gegraben und gelegt und mit Gottes Hülfe sollen bald die Mauern aus dem Boden wachsen."

„Und das Alles ohne Geld?" rief der Dechant erstaunt, während sich die Bürger näher zu dem lebhaften Sprecher drängten.

„Nicht ohne Geld," erwiederte der Meister lächelnd, „aber mit Credit und gutem Willen. Die Handarbeiten und Fuhren geschehen umsonst. Das ist Bürgers Pflicht. Was das Bauen selbst anbelangt, die Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Schlosser und Glaser, so sind Meister da, welche etwas zu leisten vermögen. Ich erbiete mich bis zum Winter die Hälfte der niedergebrannten Häuser aufzubauen. Was mit der Zeit gute Menschen nicht decken, können die Verunglückten zahlen, wenn sie wieder zu Kräften kommen. Ein neues Haus ist ja auch etwas werth für Kinder und Kindeskinder."

Eine freudige Bewegung lief durch die Umstehenden, laute Zurufe des Beifalls begrüßten den energischen Mann und in manchem Auge sah man Thränen der Rührung glänzen.

„Jetzt ist uns geholfen," behauptete der Stadt-

vorstand voll Muth und Hoffnung. „Herr Baumeister Härtnagel, wie steht's mit der andern Hälfte? Sie bleiben sicherlich hinter Ihrem Collegen nicht zurück."

Der Angerufene machte einen Schritt vorwärts. Sein Auge ruhte finster auf dem Kreise, ohne den Rivalen eines Blickes zu würdigen. Die feine, moderne Tracht, der starke, volle Backenbart, die goldene Uhrkette, die blitzenden Ringe an der Hand, die Größe und Stärke des Mannes ließen seine gemessene, würdevolle Haltung noch mehr hervortreten. Auf der hohen Stirne thronte eine ganze Welt voll Stolz und Selbstgefühl. Ueber sein Gesicht flog ein dunkler Schatten und um seine Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln, als er antwortete: „Ich kenne hier keinen Collegen. Wer bauen will, dem stehe ich mit all meinen Leuten zu Diensten, auf Credit und für diesen Unglücksfall um die Selbstkosten. Ein solider Meister macht nie prahlerische Versprechungen, weil sie seinem Rufe schaden, verspricht überhaupt nicht mehr, als er mit seinen Arbeitern und seinem Capital leisten kann." Auf die letzten Worte legte der Sprecher einen besondern Nachdruck.

Meister Gold erschrack über die Deutung, welche seinen Worten unterlegt wurde. „Ich wollte nicht prahlen," wehrte er sich verletzt, „sondern mit meinen schwachen Kräften helfen. Für das Andere wird Gott sorgen."

„Helfen wird jeder brave Bürger," warf Härtnagel

spitzig hin, „der zur Stadt gehört und in ihr geboren ist. Diese Herren ringsum thun es, aber ohne Ueberschwänglichkeit und Prahlerei."

„Sie kränken unsern wackern Meister Gold unverdient," erklärte der Dechant unwillig. „Seine Absicht war rein und edel und muß als solche geehrt werden, auch wenn er sie nicht erfüllen könnte."

„O, der kann Alles," lachte Frieder und drängte sich an die Seite Härtnagels, für dessen Compagnon er gelten wollte. „Auf dem Lande baut man gar geschwind. Vier Balken, vier Bretter, ein paar Kellen Lehm und das Haus ist fertig. Ha, ha, ha! Bauen und Pfuschen ist zweierlei."

Niemand belachte den schlechten Witz des Zimmermanns. Alle wußten, daß er nicht der Compagnon, sondern nur der Handlanger des reichen Härtnagel war. Gold würdigte den herabgekommenen Meister keines Wortes. Er kämpfte die Aufwallung seines Blutes nieder, so schwer es ihm auch fiel, und wandte sich mit feierlichem Ernste, als wollte er schwören, an seine Mitbürger: „Ich werde mein Wort halten, so wahr mir Gott helfe! Ein hochgelehrter, studirter Baumeister bin ich freilich nicht, sondern ein schlichter, einfacher Maurer. Doch, wenn mein Werk vollendet ist, soll es eine Commission prüfen. Was diese verschlägt, hab' ich umsonst gebaut. Männer aber — und das behaupte ich Jedem in's Gesicht, — die können und in solchen

Tagen nicht opferwillig Hand anlegen, vergessen ihre Pflicht."

„Natürlich!" höhnte der Zimmermann. „Nur gut, daß dieser Goldjunge in die Stadt gezogen ist, um die angestammten, pflichtvergessenen Bürger zu belehren."

Härtnagel stand ruhig und vornehm da wie zuvor. Nur ein leichtes Zucken der Mundwinkel verrieth den inneren Sturm. Er fixirte den kleinen Mann lang und verächtlich, bevor er entgegnete: „Wenn diese Ausfälle mir gelten sollen, so ist jede Antwort auf solches Geschwätz von meiner Seite überflüssig. Wir werden am Ende sehen, wer am besten gebaut hat. Die Bauinspection, die ganze Stadt und Umgegend kann mir durch mehr als zwanzig Jahre bezeugen, daß ich nicht nöthig habe, einem — Landpfuscher aus dem Wege zu gehen."

Mit diesen Worten wandte sich der Baumeister ab und ging. Frieder, das getreue Anhängsel des stolzen Mannes, machte dieselbe Schwenkung, den Unwillen aller Anwesenden bemerkend. Das Auge des Geschmähten aber blitzte, seine Gestalt schien höher geworden, es trieb ihm alles Blut nach den Schläfen. Er hob drohend den Arm und seine Stimme nahm einen scharfen, durchdringenden Ton an, als er den Scheidenden nachrief: „Herr Baumeister, ich erwiedere Ihre Schmähworte nicht, aber wir zwei sind geschiedene Leute. Sie sollen diese Reden bereuen, eh' Jahr und Tag vergehen."

Er ließ die Hand sinken und ging tief gekränkt vom Platze, ohne auf die freundlichen Zureden des Pfarrherrn und Stadtschultheißen und die Theilnahme seiner Mitbürger zu achten.

II.

„Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Nicht rühmen kann ich's, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz.

Uhland.

„So, du unbesonnener, waghalsiger Junge," sprach Otto's Mutter verweisend und schloß die Binde, — „jetzt ist wieder geholfen. Ich sollte dir gram sein, wie du mich erschreckt hast! Eine zolltiefe Riß- und Brandwunde durch den ganzen Oberarm, Staub und Ruß genug im wunden Fleische, unreines Wasser aus einem Feuereimer darüber gespült und doch nicht heimgehen! Es ist zu arg!" —

Mit diesen Worten prüfte sie nochmals den kunstgerechten Verband — ein sicheres Zeichen, daß sie heute nicht zum ersten Mal die Dienste des barmherzigen Samariters versah — und räumte Scheere, Charpie, Leinwand und ihr Töpfchen Balsam wieder bei Seite.

Es war eine zarte, schwächliche Frauengestalt, so fein und durchsichtig — möchten wir sagen — gebaut, daß sie den Stürmen des Lebens kaum gewachsen schien. Auf den leicht gerötheten Wangen und in den reinen, scharf und regelmäßig ausgeprägten Zügen blühten die Herbstrosen ehemaliger, großer Schönheit. Ueber die ganze Gestalt war ein eigener Reiz, ein freundliches, gewinnendes Wesen ausgegossen, das auf den ersten Augenglick fesseln mußte. Man vergaß darüber die Linien und Falten, welche von den Schläfen ausliefen und vielfach ihre Spuren zeigten. Es war kein Zweifel, von seiner Mutter hatte Otto die feinen Züge, die blonden Haare, die blauen Augen, das Herzensgute ihres Wesens als Erbe überkommen, vom Vater aber die Größe und Kraft der Gestalt, die Schärfe des Geistes und die eherne, unbeugsame Willenskraft.

„Ich danke schön, Mutter," sprach der Jüngling lächelnd und lehnte sich behaglich in den großen, gepolsterten Sessel. „Denke nur, die stechenden Schmerzen sind wie weggeflogen."

„Recht so! Wie oft hat mein hochgelehrter Herr Sohn und sein noch mehr gelehrter Herr Vater ungläubig gelächelt und gespöttelt, wenn von den wunderbaren Kuren der alten Christine erzählt wurde? Dieser Balsam, Otto, ist von ihr. Allen Respect vor den Herrn Doctoren, aber ein solcher hätte dir nach den Regeln seiner Kunst das brandige Fleisch unter schweren Schmerzen

ausgeschnitten und mit Bandagen, Salben und Pflastern den Arm so tractirt, daß dir Tage lang kein Schlaf in die Augen gekommen wäre. Ich wechsle morgen noch einmal den Verband, erneuere den Balsam, du bewegst deinen Arm schmerzlos, ungenirt und in drei Tagen ist Alles in Ordnung. Nun, ungläubiger Thomas, was sagst du jetzt?"

„Meine Schmerzen sind weg, also — ist der Balsam gut."

„O könnte ich diese wenigen Tropfen vermehren, wie der Regen des Himmels die Bäche schwillt!" seufzte Frau Härtnagel. „In solchen Augenblicken der Noth lernt man die Wohlthat doppelt schätzen. Es ist ein Jammer, daß die gute Frau all' ihre Geheimnisse mit unter die Erde genommen hat."

„Auch die Bereitung dieses Balsams?" fragte Otto unangenehm berührt.

„Alles. Sie starb zu schnell, die arme, uneigennützige, immer dienstfertige Alte, welche Tage lang den Forst durchsuchte, mit ihrem Kräuterkorbe zwischen den Felsen kletterte, am Abend ihre Tränke und Salben kochte, und so recht der Armendoctor für die ganze Gegend war. Jetzt schläft sie in Frieden. Die ewigen Chicanen mußten sie mürb machen."

„Du kannst deinen Groll gegen die Doctoren nicht vergessen," versetzte der Jüngling kopfschüttelnd, nicht im Stande, diese Schwäche seiner Mutter zu verstehen.

„Sie handeln ja doch in ihrem guten Rechte, wie jeder Handwerksmann gegen Pfuscher in seinem Fache.“

„Ei!“ rief Frau Härtnagel lebhaft, „die Medizin ist keine Profession, sondern eine Kunst, eine edle Wissenschaft, die ihre Jünger zum höchsten Ziele begeistern soll. Wer schützt die Maler vom Fach gegen Dilettantenarbeiten? Dessen ungeachtet benehmen sich diese hochgelehrten Herrn gehässiger und neidischer gegen einander, als Schuster und Schneider. Und erst gegen Uneingeweihte, gegen sogenannte Wasser-, Kräuter- und Natur-Doctoren, welche sich in den geweihten Kreis wagen! Da stehen die zuvor feindseligen Collegen einmüthig wie eine gewappnete Schaar zusammen, fallen mit Wuth über den Armen her und bekriegen ihn mit Klagen, Commissionen, Prozeduren und Gefängniß, bis er zu Tode gehetzt ist. O die Schmach!“

„Sie stehen auf dem Boden des Rechtes, Mutter...“

„Freilich, nach dem Wortlaute des Gesetzes. Ich finde es aber für unmännlich, wenn gelehrte Leute, mit dem prunkenden „Dr.“ vor dem Namen, auf diese Weise ein armes Weib verfolgen. Sie sollen bessere Kuren liefern als die Freikünstler des Volkes, so hört die Quacksalberei und Sympathie von selbst auf.“

„Dieses möchte nicht immer möglich sein, weil den Medizinern vom Fach manche Geheimmittel unbekannt sind, an denen das Volk mit Recht oder Unrecht voll des größten Vertrauens hängt.“

„So!“ rief Frau Härtnagel mit freudigem Spotte. „Das ist's, Otto, was ich wissen wollte. Also weil die Herrn Doctoren manche geheime Kräfte der Natur nicht kennen, sollen sie dem Wohle der Menschheit entzogen werden? Gewiß recht menschenfreundlich! Ja, ich sage dir nochmals, Otto: allen Respect vor den Medizinern, aber man sollte Leuten, welche durch Ueberlieferung, Zufall oder Erfahrung ein wirksames Mittel kennen, und solches ohne Eigennutz, unentgeltlich anbieten, nicht mit Prozeß und Kerker drohen.“

„Das müßte eine saubere Wirthschaft geben.“

„Warum denn? Ihr sprecht immer von Freiheit und Fortschritt auf allen Gebieten. Lauter schöne Worte, wie es scheint, aber keine Thaten. Concurrenz schadet niemals.“

„Und du glaubst, Mutter, daß solche Geheimkünstler ihre Mittel ohne Belohnung anbieten?“

„Die alte Christine that's,“ antwortete diese mit aller Bestimmtheit, „und schaffte Hülflosen noch die Lebensmittel in's Haus, welche sie bei guten Leuten gesammelt hatte. Ich habe mich oft davon überzeugt. Ihr Lohn im Himmel ist gewiß. Auf Erden erntete sie nur Undank und Verfolgung und hinterließ ihrer Tochter als einziges Erbtheil bittere Armuth. Siehst du: da kommt sie, der lebendige Beweis für meine Behauptung, ihr Kind auf dem Arme und einen Vogelkäfig in der Hand. Ihr Hund springt nebenher. Doch was ist das?“ fragte

Frau Härtnagel und trat neugierig an's Fenster. „Ein paar Frauen tragen die Wiege und ihren ganzen armseligen Hausrath. Sie steuern direct auf unser Haus zu."

„Um hier Quartier zu nehmen," erklärte Otto ruhig.

„Wie? — Bei uns? — Von Martha hat mir der Vater nichts sagen lassen, wiewohl er mehrere Verunglückte sandte."

„Ja, Mutter. Ich habe der Wittwe für die Tage der Noth unser Gartenhaus offerirt. Es enthält nur Geräthe, die eben so gut an einem andern Platze stehen können."

„Du hast doch deinen Vater um Erlaubniß gefragt?"

„Dazu fehlte Zeit und Gelegenheit. Schnell helfen heißt bei solchem Unglücke doppelt helfen. Das Versäumte wird sich nachholen lassen."

„Otto — Otto!" warnte die Mutter besorgt. „Du kennst deinen Vater, daß er ohne seine Einwilligung nicht das Geringste im Hause ändern läßt. Er wacht rücksichtslos über das Recht, welches ihm als Hausherr zusteht."

„Nach dem Wortlaute des Gesetzes," wiederholte der Sohn, dieselben Worte gebrauchend, welche vorhin die Mutter angewandt, — „nach dem des Herzens wird er meine Angabe nicht zu Schanden werden lassen."

„Du könntest dich leicht täuschen."

„Warum, liebe Mutter? Alle Winkel waren über-

fällt, das Häuschen der armen Martha aus den Fugen, sie wußte nicht, wohin? Sollte ich da zögern?"

„Und dann," sprach die Mutter leise und ihr Auge ruhte forschend auf dem Antlitze des Jünglings, „dann ist ja die Kleine der Bötin ihr Pathchen."

Otto senkte verlegen den Blick zu Boden und hohe Gluth flammte bis zu seinen Schläfen. „Bitte, lieb' Mutter," flüsterte er kaum hörbar, „sie kommen, nimm sie auf!"

Frau Härtnagel hatte genug gesehen. Innige Freude und bange Sorge bewegten zugleich ihr Herz, als sie hinaus ging, um Martha zu empfangen. Diese wollte mit Gewalt in's Zimmer brechen, um Herrn Otto unter Thränen tausend und tausend Mal Dank zu sagen. Die Mutter gab es nicht zu, seine Wunde vorschützend. Sie herzte dafür das trauliche, muntere Mädchen der Bötin, so heiß und heftig, als seien diese Küsse und Liebkosungen noch einer andern Person geweiht. Eine Magd mußte das Gartenhaus in Stand setzen. Martha begab sich dahin, gehorsam dem Winke der Hausfrau, sich ruhig zu verhalten, bis die Erlaubniß des Gebieters eingeholt sei.

Als die Mutter in's Zimmer zurückkehrte, reichte ihr Otto die gesunde Hand hin, blickte ihr offen und treuherzig in's Auge und sprach: „Mutter, du warst immer so gut gegen mich — vor dir kann ich kein Geheimniß haben. Der heutige Tag stürzte so Viele in tiefes Unglück, für mich hat er das Glück meines

Lebens entschieden. Hedwig," setzte er leiser bei, „ist mir gut, von Herzen gut — ich kann auf sie bauen."

„An diesem Punkte habe ich niemals gezweifelt," bemerkte die Mutter lächelnd. „Wenn Alles so in Ordnung wäre, solltest du bald meiner Obsorge entschlüpft sein. Die Wahrheit zu gestehen, ich wüßte kein Mädchen weit und breit, dem ich freudiger und unbesorgter deine Zukunft in die Hand geben könnte; aber ich fürchte, ich fürchte!"

„Auch du?" fragte Otto besorgt.

„Ich am meisten, weil das Mutterauge klar sieht, und ich die heftige Abneigung deines Vaters gegen Gold und seine Familie kenne."

„Gut, dann soll unsere Verbindung diese unselige Spannung heben," meinte Otto begeistert. „Man könnte zusammen arbeiten, zusammen bauen, in schönster Harmonie leben — es müßte herrlich sein!"

„O leichtgläubiger Schwärmer!" klagte die gute Frau wehmüthig. „Um das zu zwingen, müßtest du deinen Vater umgießen vom Kopf bis zum Fuße. Er wird eher sein ganzes Geschäft auf's Spiel setzen, als mit dem verhaßten Nebenbuhler in Compagnie treten."

„So bleibt mir kein anderer Trost, liebe Mutter, als meine ganze Hoffnung auf dich zu setzen. Dein Wort vermag viel bei dem Vater, er wird deinen Bitten nicht widerstehen."

Ein schmerzhafter Zug glitt über die schönen Züge

der Hausfrau. Sie trat an's Fenster, um die Bewegung zu verbergen und blieb aufmerksam an demselben stehen. Ihr Mann kam in Begleitung des Zimmermanns die Straße herab. Der Letztere blieb bei jedem Schritte stehen, agirte mit beiden Armen, ballte die Fäuste, schlug sich auf die Brust, verzerrte sein abgelebtes Gesicht, lachte laut auf und schnalzte mit den Fingern. Es schien außer Zweifel: er wollte den Baumeister, welcher stolz und düster seines Weges ging, zu einem Entschlusse drängen. Die Unterhaltung währte noch vor dem Hause, bis Härtnagel mit einer raschen, unwilligen Bewegung sich abwandte und den Zimmermann stehen ließ.

In der düstersten Stimmung betrat der Hausvater das Wohnzimmer. Die Aufregung, welche er vor seinen Mitbürgern niedergekämpft und unter dem Spiegel künstlicher Ruhe verborgen hatte, schien sich jetzt um so rückhaltsloser Bahn zu brechen. Die Brauen finster zusammengezogen, die Lippen eingeklemmt, die Nerven in lebhafter Erregung, schleuderte er den Hut in eine Ecke und ging nach seinem Arbeitstische. Den Sohn würdigte er keines Blickes, den freundlichen Gruß der Mutter erwiederte ein flüchtiges, stummes Nicken. Die Rechte durchwühlte den starken, sorgfältig gepflegten Backenbart, die Linke zog Reißzeug und Zeichenbrett hervor, und stieß es in demselben Momente heftig wieder zurück. „Wozu arbeiten und zeichnen?" grollte er in sich hinein. „Um mit diesem Burschen zu concurriren, muß ich

pfuschen lernen. Dazu gehört weder Zirkel und Blei, noch Tusch und Farbe. Mathild'," fuhr er lauter fort, „jetzt bekommen wir herrliche Tage. In diesem Sommer können wir einen schönen Ausflug um den andern machen, so lange ein Gulden in der Kasse klingt. Freue dich!"

„Das wurde mir noch jeden Winter verheißen," antwortete die Mutter, näher tretend und mit Freuden gewahrend, daß sich die Aufregung ihres Gatten milderte und in ein halb spöttisches, halb ärgerliches Wesen überging. „Leider kamen die versprochenen Früchte nie zur Reife."

„Glaube mir, es wird anders. Unsere Zeit wenigstens gestattet in Zukunft Alles. Wenn ein Beamter alt und dienstesuntauglich wird, so tritt er als Titularrath in ehrenvolle Pension. Blüht einem Baumeister der Ruhestand, d. h. wird er von jüngeren Genies überholt und zur freiwillig gezwungenen Arbeitseinstellung und Geschäftssperre genöthigt, so beginnt er als — fünftes Rad einen schandvollen Feierabend." Die Stimme des starken Mannes zitterte bei den letzten Worten und seine Brust schien eine schwere Last zusammenzupressen.

„So viel fühle ich, Magnus: deine Worte bergen für uns nichts Gutes, aber ich verstehe sie nicht."

„Versteh' ich mich doch manchmal selbst nicht," lachte der Baumeister gewaltsam. „Laß dir's erklären! Es ist gewiß ein herrliches Gefühl für einen denkenden Kopf und für rastlos schaffende Hände, wenn sie sich nach

langen Mühen am Ziele ihrer Laufbahn glauben, und sie stehen statt dessen — an einem tiefen Abgrunde, der Alles zu verschlingen droht."

„Anstatt zu erklären, sprichst du immer unverständlicher."

„So!" fragte Härtnagel gedehnt und sein Blick streifte Otto, der unbeweglich in seinem Stuhle saß. „Ich durfte doch sonst nicht viele Worte machen, um von dir begriffen zu werden."

„Ich bleibe immer dieselbe, Magnus," bemerkte die Hausfrau freundlich; „von jeher war ich stolz darauf, wenn du mich deines Vertrauens auch in Geschäftssachen würdigtest."

„Du wohl und dir durft' ich Alles anvertrauen," sprach der Baumeister mit eigenthümlicher Betonung und seine Stimme wurde weicher, als er fortfuhr: „Mathilde, wir dürfen unsern Bündel schnüren und wandern. Ich war seither stolz darauf, einen Neubau um den andern hinzustellen, dauerhaft, niet- und nagelfest. Jetzt bin ich überflügelt von einem Landpfuscher, von einem Schrollenhupfer, von einem Grünspecht, der kaum im neuen Neste flügge geworden ist. Gold baut ganze Straßen auf einmal, ohne Vorrath an Holz und Steinen, ohne Geld, ohne Leute! Sein Zauberspruch — Blitz und Schlag — und Alles steht fix und fertig!"

„Wie ist das möglich?" fragte die Frau lebhaft

und im Vorgefühle des nahenden Sturmes. „Der Maurer Gold?"

„Derselbe. Denke dir, dieser Zwerg ist keck und frech vor geistliche und weltliche Obrigkeit hingetreten und hat sich erboten, die Hälfte der niedergebrannten Häuser bis zum Spätherbst bewohnbar hinzustellen, auf Credit, aus eigenen Mitteln, mit seiner Handvoll Leute! Daraus hat man Veranlassung geschöpft, mich, den Stadtbaumeister Magnus Härtnagel, aufzufordern, das Beispiel des Landmaurers nachzuahmen."

Der Hausherr machte eine Pause, um den Eindruck seiner Worte zu ermessen. Auch Mutter und Sohn schwiegen und sahen besorgt vor sich hin. Keines fragte, schon im Voraus der Antwort gewiß, welche fallen würde.

„Ich aber," fuhr Härtnagel nach wenigen Secunden fort, Wort um Wort abwiegend und betonend, „ich habe ihnen erklärt, daß ein solider Mann sich mit Schwindelei und Pfuschwerk nicht abgibt und niemals mit Pfuschern in Concurrenz tritt. Wer mit mir accordirt, dem will ich bauen, mit und ohne Geld, trotz der neuen Frohnfeste, welche mein ganzes Personal in Anspruch nimmt. Am Ende würden wir sehen, nicht wer mehr, sondern wer solider gebaut hat."

„Wenn ein Mann in der Gegend," versicherte die Frau begütigend, „so wirst du deine Schuldigkeit thun. Dafür kenne ich dich."

„Es wäre geschehen, so wie so, aber jetzt," rief

Härtnagel mit leuchtenden Blicken, „jetzt muß meine Kraft verdoppelt und vervierfacht werden, um mir den Rang nicht ablaufen zu lassen. Oder soll mich dieser Eindringling ausstechen, der nie aus seinem Neste kam, weder eine polytechnische noch Bauschule frequentirte, der außer vier geraden Wänden und einem Dache d'rauf, außer Hammer und Meisel, Kelle und Maßstab nichts kennt von der edeln Baukunst? Er soll finden, daß mir die Herrn Professoren in München mein glänzendes Absolutorium nicht unverdient ausstellten und daß auch Berechnung, Plan, Construction, Geschmack, Styl und Grundriß zum richtigen Verständniß und zur kunstgerechten Durchführung eines Baues gehören."

„Aber, Vater, du wirst doch..."

Härtnagel unterbrach seine Frau mit einer heftigen, unwilligen Bewegung und fuhr in steigender Erregung fort: „Leute müssen herbei aus Böhmen, Sachsen und Preußen! Frieder muß mit Allen Accorde abschließen, die zu erhaschen sind, unter den billigsten Bedingungen, zur Hälfte geschenkt; meine Hand soll keine Secunde feiern, mein Auge kein Schlaf erquicken, der letzte Kreuzer unseres Vermögens wird geopfert, bis ich diesen Menschen zu Schanden gemacht habe."

Otto zuckte bei diesen Drohungen zusammen und wich den zornglühenden Blicken des Sprechers aus. Er wollte reden, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen und unsägliche Beklemmung schnürte ihm die Brust zu.

sammen. Er brauchte Zeit und Anstrengung, bis er die Worte hervorstoßen konnte: „Vater, du thust Gold Unrecht. Du verkennst ihn."

„Natürlich," spottete Härtnagel und ein bitteres, verächtliches Lächeln spielte um seine Lippen. „Mein Herr Sohn muß es ja wissen."

„Gold mag das Anerbieten gemacht haben," fuhr der Jüngling unbeirrt und beherzter fort, „vielleicht unbedacht, Angesichts der vielen Verunglückten, aber gewiß nicht in der Absicht, dich zu kränken oder zu benachtheilen."

„Hörst du, Mutter?" rief Härtnagel und seine Stimme glich dem Vorboten eines nahenden Sturmes. „Hörst du? Gewiß ein angenehmes Gefühl für den Vater, für den Geschäftsmann, in seinem einzigen Sohne den Hauptadvokaten seines eben so thätigen, als unverschämten Nebenbuhlers zu finden! Bei Gott! es fehlt nichts, als daß der Junge mit dem Wissen und der Kunst, welche ihm sein Vater beibrachte, den ungelenken, ungeschulten Gegner unterrichtet und dressirt. Nur zu!"

„Vater!" entgegnete Otto tief gekränkt und sprang vom Stuhle, „diesen Vorwurf und Schimpf hab' ich nicht verdient. Glaube mir, wenn ich je meine Kindespflicht in dieser Art vergessen sollte, so denkt Gold viel zu rechtschaffen, um einen solchen Dienst anzunehmen. Es wäre der sicherste Weg, mir seine Verachtung zu verdienen, wofür mich Gott bewahre! Er ist zudem

meiner Dienste nicht bedürftig. Was dem Meister Gold an Bildung und Theorie abgeht, ersetzt sein practischer Blick."

Der Baumeister hustete heftig und wandte sich ab, um seinen Zorn ob dieser Bemerkung zu verbergen. Otto achtete nicht darauf und fuhr unwillig fort: „Es gab eine Zeit, Vater, wo du besser von mir dachtest. Ich weiß übrigens, wer dir solche Dinge in den Kopf setzt, ich weiß, wer den Frieden in diesem Hause untergräbt, um auf den Trümmern für sich zu bauen. Es ist Frieder, dieser herabgekommene Meister, bankerott an Vermögen, Leib und Seele, ein Betrüger, ein Schmeichler und Hetzer ..."

„Seht mir doch diesen Gelbschnabel!" unterbrach ihn der Vater heftig. „So, weil ein Meister im Geschäfte Unglück gehabt, muß er auch schlecht sein? Ich sage dir: Frieder ist ehrlich, vielleicht ehrlicher als seine Verläumder, und hat's bewiesen. Erst vorhin übergab er dem Stadtschultheiß in meiner Gegenwart Geld und Kostbarkeiten, die er mit Lebensgefahr gerettet, um sie den Eigenthümern zurückzustellen."

„Weil ich ihn dazu zwang," entgegnete Otto ruhig.

„Noch besser," lachte der Vater, „oder weil er dich auf's Eis führte. Mir zu Lieb' wollte er sehen, wie weit du in deiner Verblendung gehen würdest. Du hast die Probe so ziemlich bestanden."

Das listige Entstellen des Vorfalls und die Frech-

heit des Zimmermanns brachten Otto außer Fassung. Der Vater beobachtete mit Vergnügen seine Verwirrung und sprach mit strenger, überlegener Miene: „Glaubst du denn, wir sind alle mit Blindheit geschlagen? Ich weiß recht gut, aus welcher Quelle deine Lobsprüche und Schutzworte für Gold fließen. Da kommt noch ein anderer Goldengel in's Spiel, der dir den Kopf verdreht hat und Vater, Mutter, Geschäft und Zukunft zu einer Null herabdrückt."

Otto, dessen Wangen sich bei dieser Anspielung dunkler färbten, sah still vor sich hin und schien einen Entschluß zu fassen. Hülfesuchend wandte er das Auge zur Mutter, von dieser fest und offen zum Vater und erklärte: „Ich mache kein Geheimniß aus meiner Zuneigung zu Hedwig, der ältesten Tochter Gold's. Seither schwieg ich, in Zweifel gebracht durch mancherlei Gerüchte und die strenge Zurückhaltung des Mädchens selbst. Der heutige Tag hat über meine Zukunft entschieden. Hedwig ist mir gut und ich hoffe mit Gottes Hülfe und mit der Erlaubniß meiner Eltern, sie als treue Lebensgefährtin heimzuführen und Vater und Mutter für die Tage des Alters eine Stätte der Ruhe und des Friedens zu bereiten."

„Hoho, Junge, nur langsam!" wehrte der Baumeister mit Wort und Hand. „Du hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wir fahren noch nicht zur Grube." Seine bleichen Lippen klemmten sich fest ein,

die Augen leuchteten unheimlich und die breite Brust schien sich im Sturme der Leidenschaft noch mehr auszudehnen.

„So hat es Otto nicht gemeint," begütigte die Mutter mit ihrer weichen, klangvollen Stimme, und legte zutraulich die Hand auf den Arm ihres Gatten. „So nicht."

„Was?" fuhr dieser jäh auf. „Was, Mathilde, du? Auch du?" Seine Augen rollten wild und er riß zornig den Arm zurück.

„Ich bin deine Frau, Magnus," antwortete sie sanft, „und gehe mit dir den Pfad des Rechtes bis in's Grab. Aber ich bin auch Mutter, und muß für mein Kind reden und sorgen. Oder nicht?"

„Nach Umständen."

„Unter allen Umständen. Es ist Mutterpflicht."

„So sprich!" versetzte Härtnagel kurz und barsch.

„Wenn ich es offen gestehen soll, so hätte Otto nicht leicht eine bessere Wahl treffen können. Das Mädchen ist nicht allein schön und lieb, sondern auch verständig, sittsam, geschickt und fleißig. Wir selbst haben es oft im Stillen beobachtet und ihm unsern Beifall gezollt. Früher oder später wird dieser Schritt geschehen, also besser mit, wie ohne Zuneigung. Das war immer dein Grundsatz."

„Und noch," versetzte der Hausvater düster, „in so weit die Umstände und die Erfahrung ihn nicht moderirten. Was diese Hedwig für sich hat und noch mehr,

haben hundert und tausend brave Jungfrauen für sich, ohne daß ich sie deßhalb zu meinen Schwiegertöchtern erkiesen möchte."

„Nicht möglich, Vater!" rief Otto im Tone der tiefsten Ueberzeugung und hob begeistert die Hand. „So wie Hedwig gibt es kein zweites Mädchen. Glaube mir, es ist eine köstliche Perle, so ..."

„Verliebter Narr!" unterbrach ihn der Vater voll Unmuth, „verschone wenigstens vernünftige Männer mit deinen Faseleien! Ich bin nicht so einfältig, um auf die Lobsprüche eines blinden Schwärmers zu bauen, die am Probirstein der Zeit vergehen, wie Seifenblasen in der Luft."

„Gewiß nicht, Vater," bat Otto zudringlich. „Hedwig ist ..."

„Die älteste von fünf Geschwistern," nahm Härtnagel mit Nachdruck den Satz auf, Silbe für Silbe kurz und spöttisch abstoßend, „also, Junge, viele Köpfe — viele Theile und — — kleine Portionen."

„Wir wollen zusammen arbeiten, Vater, und" ...

„Lustig leben vom Ersparten des Baumeisters. Ich müßte der größte Narr sein. Glaubst du denn, ich habe ein ganzes Menschenleben geopfert, um das erste beste schöne Lärvchen zur Erbin einzusetzen und auf Rosen zu betten? Die Mutter hat Recht: das Mädchen ist brav und schön. Ich habe auch gegen ihre Person nichts einzuwenden, aber meine zukünftige Tochter muß außer

diesen Vorzügen mindestens so viel Vermögen besitzen, als unser Geschäft und Anwesen ohne die Capitalien werth ist. Dafür laßt mich sorgen!"

Die letzten Worte waren an Mutter und Sohn zugleich gerichtet. Sie sollten dem gebieterischen Ausdrucke nach als Endurtheil gelten. Otto stand wie vernichtet. Er wollte einen Entschluß fassen, konnte aber in seine wirren Gedanken keinen Zusammenhang bringen. Die kluge Frau blieb ruhig, ohne ihr gerechtes Staunen zu verbergen, denn von dieser Seite hatte sie ihren Gatten noch nicht kennen gelernt. „Ei, Magnus," sprach sie ungläubig lächelnd, „du predigst ganz neue Lehren unter unserem Dache! Denk' an uns!" Ein lichter Freudenschein zuckte über ihr zartes Antlitz. „Ich traue diese Worte deinem Verstande und unserer Vergangenheit nicht zu. Nimmermehr!"

Der Baumeister gerieth sichtlich in Verlegenheit. Sie währte leider nicht lange und machte einer Heftigkeit Platz, welche die Betheiligten in Bestürzung versetzte. „Alles nach Zeit und Umständen," brauste er auf, zog die dichten Brauen finster zusammen und postirte sich breit vor seinen Arbeitstisch. „Wem bin ich denn eigentlich in diesem Hause über meine Gedanken und Handlungen Rechenschaft schuldig? Doch hoffentlich Niemand? Ja, das sind jetzt meine Ansichten, und das Mädchen, auf welches ich mein Augenmerk gerichtet, wird die Bedingungen erfüllen. Damit Ihr aber mit

dieser Gold'schen Sippschaft in's Klare kommt, so sage ich Euch ein- für allemal, daß diese Person nie und nimmermehr meine Tochter wird, und wenn sie Millionen besäße. Ich sage es Euch: eher will ich todt umsinken, als daß sie in dieser Eigenschaft meine Schwelle betritt oder meine Hand berührt! Nein, ich hasse die ganze Brut, wie Schlangen und Nattern, ich will sie zertreten, und sollte mein Herzschlag darüber stillstehen, ich verwünsche, ich verfluche sie und schwöre ..."

„Um Gotteswillen — halt ein!" rief die Mutter entsetzt und zog die Hand nieder, welche sich zum Schwure erhoben hatte.

„Zurück!" gebot Härtnagel rauh und stieß die schwache Gestalt unsanft zur Seite. „Das ist mein erstes und mein letztes Wort in der Sache. Wer in diesem Hause leben und wohnen will, folgt, — wer nicht, verläßt es."

„So bin ich verloren," seufzte Otto und ließ entmuthigt das Haupt sinken. Thränen traten in seine Augen und die bebende Stimme verrieth die innere Aufregung, als er beisetzte: „Ich werde niemals mit einem andern Mädchen an den Traualtar treten, Vater, als mit Hedwig. Es ist mein fester Entschluß."

„Das wird sich finden," entgegnete der Baumeister und die Bestimmtheit seiner Worte und das Sichere seines Auftretens zeigten, daß er seinen Plan schon vorher überdacht und gefaßt hatte. „Höre, Junge! Vor-

läufig stehst du noch in meinem Brode, bist nicht majorenn, nicht Meister, nicht einmal deine Wanderzeit ist vollendet."

„Die Regierung hat mir das dritte Jahr nachgelassen," bemerkte Otto erstaunt.

„Aber ich nicht. Deiner Ausbildung fehlt noch viel, um den Anforderungen der Zeit und den Gefahren der Concurrenz gewachsen zu sein. Statt des nutzlosen Wanderns und Herumstreunens wird dir ein Jahr an der polytechnischen Schule nicht schaden. Ich habe in der Hauptstadt gute Freunde und besorge das Weitere. Abgesehen von der Baukunde, wird auch das Leben der großen Stadt, der Umgang mit gebildeten Leuten, die noble Welt deinen Gesichtskreis erweitern und deinen Ansichten eine andere Richtung geben. Bis Morgen früh bist du reisefertig — dann Adieu! Vor Jahresfrist kehrst du nicht wieder."

Otto fühlte sich tief verletzt und wollte widersprechen. Eine warnende Handbewegung der Mutter und ihr bittender Blick hielten ihn zurück. Er las in ihrem thränenschweren Auge, daß sich bis dahin gar Manches ändern könne, und beschloß zu folgen. Nur wollte er über seine Zukunft Gewißheit haben und fragte ruhig: „Und dann, Vater, nach meiner Rückkehr?"

„Dann will ich sehen, ob deine Schwärmereien verdunstet sind und ob sich der Trotzkopf den guten Absichten seines Vaters fügen wird."

„Und wenn nicht?“ fragte Otto nochmals, in banger Erwartung.

„Wenn nicht?“ wiederholte Härtnagel drohend und umfaßte krampfhaft die Stuhllehne, während seine Augen bei dem bloßen Gedanken an solchen Trotz sprühten. — „Wenn nicht? — So ist meine Pflicht als Vater zu Ende, mein Vermögen gehört fremden Leuten. Den ungerathenen Sohn aber will ich verstoßen, enterben und statt des Vatersegens soll mein Fluch ....“

Die Mutter verschloß hastig dem jähen, gewaltsamen Mann mit der kleinen Hand den Mund und drängte ihn sanft auf seinen Stuhl. Dem Sohne aber gebot sie durch einen Wink, sich zu entfernen. Sie ließ nach seinem Weggehen kein gutes Wort bei dem Vater unversucht, allein sie verhallten ungehört. Er bestand nur immer fester auf seinem Entschlusse und warf jede Rücksicht über Bord. Die gute Frau sah das Vergebliche ihrer Bemühungen ein und ging mit schwerem Herzen daran, Alles zur Abreise für Otto zu richten. —

Am andern Morgen wanderte Otto zur Stadt hinaus, bevor sich noch die Leute von den Anstrengungen und dem Schrecken des vergangenen Tages erholt hatten. Sein Vater hatte ihn mit kurzen, strengen Worten entlassen, die den Schmerz des Abschiedes verdecken sollten. Die Mutter empfahl unter Thränen ihren Liebling mit tausend und tausend Segenswünschen dem Schutze des Allmächtigen. Es folgten ihm aber auch noch andere glühende

Herzenswünsche in die Ferne und das feierliche Versprechen unwandelbarer Treue, es möge kommen, was immer wolle. Er trug das süße, beglückende Wort wie ein Geheimniß, wie ein Heiligthum im Herzen und ahnte nicht, welchen Schmerz es den Zurückgebliebenen brachte. Martha, die arme, obdachlose Botenfrau, mußte nämlich auf der Stelle mit ihrem Kinde und dem armseligen Hausrathe das Gartenhaus verlassen. Frieder hatte den kurzen Abschied erlauscht, welchen die Wittwe Otto und Hedwig ermöglicht, und dem Hausherrn sogleich hinterbracht.

Hedwig nahm die Verlassene in ihr eigenes Zimmerchen auf. Härtnagel sah in dieser That nur Trotz und Prahlerei und die Tochter wurde ihm wenn möglich noch verhaßter, als der Vater.

III.

Wo ruhig sich und wilder
Unstäte Wellen theilen,
Des Lebens schöne Bilder
Und Kläng' verworren eilen,
Wo ist der sichre Halt?
So ferne, was wir sollen,
So dunkel, was wir wollen,
Faßt Alle die Gewalt.

J. v. Eichendorff.

Zum ersten Mal kehrte der Jahrestag des großen Brandes, wie ihn die Bewohner von Gleichau noch heute nennen. Es war ein hartes Jahr für die Stadtgemeinde, ein noch härteres für die Abgebrannten. Ohne die werkthätige, ausdauernde Hülfe von nah und fern wäre es nicht möglich gewesen, in so kurzer Zeit die erlittenen Verluste auch nur annähernd zu ersetzen, mit dieser gelang es in Allem, was die nothwendigen Bedürfnisse erheischen. Die Gleichauer hatten die schwere Stunde des Unglücks nicht vergessen. Aus freiem Antriebe sandten sie mehrere Bürger zum Herrn Stadtpfarrer und ließen ihn um Abhaltung eines feierlichen Amtes an diesem Gedenktage bitten. Sie wollten Gott danken für seine Hülfe in der Zeit der Noth und seinen Segen herabflehen über Alle, welche den Unglücklichen Beistand geleistet hatten. Ihre Bitte wurde mit Freuden gewährt.

Von selbst ruhten an diesem Tage die Geschäfte, die Werkstätten waren geschlossen. Zur bestimmten Stunde riefen die Glocken der Pfarrkirche mit lauten, harmonischen Klängen die Bewohner zur geheiligten Stätte. Seit langen Jahren wurde am Fuße dieses Altares nicht mit so mächtigem, stürmischem Drange, mit so herzinniger, begeisterter Andacht gebetet. Die Lippen der Andächtigen bewegten sich unmerklich, aber die gefalteten Hände zitterten, auf den Wangen leuchteten die Rosen unaussprechlicher Freude und aus den Augen strahlten die glühenden Dankesworte überströmender Seelen im hellsten Lichte. Als zum Schlusse die majestätischen, gewaltigen Accorde des „Großer Gott, wir loben Dich!" die weiten Hallen füllten und durch den lichtblauen Aether zum Throne des Herrn emporstiegen, da hörte man aus den Reihen der Verunglückten nur leises Schluchzen und selbst starke, abgehärtete Männer beugten das Haupt, um die perlenden Thränen zu verbergen.

Nach dem Gottesdienste stellten sich die jüngeren Leute vor der Kirche in kleine Gruppen zusammen und erzählten sich von dem großen Brande. Viele Männer und Frauen wanderten mit ihren Bekannten und Verwandten nach der Mittelgasse, die nun blendend neu, wie aus einem Gusse dastand. Man bewunderte die netten, soliden, praktischen Häuschen und spendete den fleißigen Bauleuten alles Lob. Bis zum Himmel aber wurde mit tausend und tausend Segenswünschen die

werkthätige, christliche Nächstenliebe erhoben, welche bereits alle Unkosten bis auf unbedeutende Reste gedeckt hatte. Ja, sie hatte noch mehr geleistet: die Felder waren bestellt, Ackergeräthe und Handwerkszeug herbeigeschafft, die Armen besaßen die nothwendigen Lebensmittel, Betten, Kleider und Hausgeräthe und manches sogar reichlicher und besser, als zuvor.

Die Handwerksleute, welche dem Amte beigewohnt hatten, eilten, sobald die letzten Strophen des Tedeums verklungen waren, nach dem Rathhause. Der Kreisbau-Inspector erwartete sie dort. Das alte Schulhaus, am Ausgange der Mittelgasse gelegen, hatte nämlich durch den Brand und in Folge dessen durch die Ueberfüllung an Bewohnern ungemein gelitten. Viel Papier mußte im Laufe des Jahres verschrieben werden, bis endlich die Genehmigung eines neuen zu Stande kam. Es sollte in die Nähe der Kirche und des Pfarrhofes kommen und heute an den „Wenigstnehmenden" vergeben werden.

Vor dem offenen Thore des Rathhauses, welches mit seinen kleinen, trüben Fenstern, den schieferplattirten Wänden und dem hohen, spitzigen Giebeldache recht altmodisch auf den Markt sah, stand in ehrfurchtgebietender Haltung die executive Gewalt der Stadt, der Polizeidiener Zauner, um zudringliche Neugierde abzuhalten. Die Spötter und Kinder, welche sogenannte „Originale" leicht ausfinden, hatten ihm den Beinamen „Zaunkönig" gegeben, weil er nie eine Sekunde ohne Bewegung blieb.

Bald schob er die Dienstmütze mit dem rothen Vorstoß und dem gefürchteten „P.“ ein wenig zur Seite, bald kreuzte er die Arme und sah finster vor sich hin, wie ein Feldherr auf seine weichenden Schlachtlinien. Bald nahm er die große Birkendose aus der Tasche, tupfte ein paar Mal auf den Deckel, als wollte er zuvor bei den Geistern des Schnupftabaks höflich Einlaß begehren, nahm bedächtig und mit unnachahmlicher Grazie eine Prise, schnalzte in drei gleichen Pausen die Stäubchen von den Fingern, schloß mit einem lauten Klapse den duftreichen Behälter, ließ ihn zweimal vor- und zweimal rückwärts durch die Finger spielen und mit einer geschickten Handbewegung in die weite Tasche spazieren. Bald strich er stolz und wohlgefällig durch den langen, melirten Schnurbart und stellte links und rechts die gedrehten Spitzen sorgsam in die Höhe. Bald rückte er die Kuppel seines Säbels, stemmte die Hand auf den Griff und stellte den rechten Fuß vor, als gälte es einen ernstlichen Ausfall. Bald schob er das lange, wuchtige Rohr fester unter den Arm und richtete die lederne Schlinge, welche zur Zierde und zum Aufhängen daran befestigt war. Bald legte er den Zeigfinger an die Lippen, lächelte geheimnißvoll, als habe er die wichtigsten Dinge aus dem Kapitel der geheimen Polizei entdeckt, und erhob stolz das Haupt, um nach momentaner Pause eine neue Action zu beginnen.

Im Uebrigen erging es dem Polizeidiener Zauner wie vielen Dingen in der Welt. Sie sehen sich nur

aus der Ferne gut an. Trat man näher, so machte das blatternarbige, mit dunkelm Carmin übergossene Gesicht einen abstoßenden Eindruck. Der fadenscheinige Rock, die kurzen, verflickten Hosen, die über und über geriesterten Stiefel waren sprechende Zeugen für die Armuth und den geringen Sold des Sicherheitswächters. Lebe Einer von sechs Gulden den ganzen Monat! Es gehörte die langjährige Praxis und der ganze Scharfblick des „Zaunkönigs" dazu, das Kunststück fertig zu bringen, ohne Amt und Würde etwas zu vergeben. Gewöhnlich bildeten die neuesten Neuigkeiten, welche er brachte, den Schlüssel zum Herzen der Krämer und Wirthe, um die leere Dose mit frischem Aroma, sich mit einem Frühgläschen Feuerwasser und andern kleinen Bedürfnissen zu versehen. Am Abend ging er von Schenke zu Schenke und ließ es sich gern von den Gästen „zubringen." Ein eigenes Glas und das ruhige Sitzen erklärte er für unvereinbar mit seinen Funktionen. Niemand verstand es besser als der „Zaunkönig", bei Bagatellgeschichten rechtzeitig die Augen zuzudrücken, was selten ohne Belohnung blieb. „Ein undankbares Amt," seufzte er oft, „aber höchst wichtig und ehrenvoll!" Sprach er doch in Angelegenheiten der Stadt nur per „Wir," rechnete den Stadtschultheiß und Stadtschreiber zu seinen Collegen und war für Vaganten und Diebe eine gefürchtete Person.

So ging es lange Jahre schlecht und recht, bis plötzlich die Zeitverhältnisse einen zweiten Polizeidiener

unter dem Titel eines Amtsdieners in die Stadt setzten, einen jungen, verschlagenen Burschen Namens Zwiesel, der vormals dem Gerichte als Läufer gedient und nun dem ältern Collegen den Nebenverdienst wegschnappte und Alles zum Spotte that. Auch heute lief der gewandte Schmeichler wie ein Kreisel um die Herren, sprang, einen Bündel Acten unter dem Arme, die Stiege auf und ab und steckte von Zeit zu Zeit sein Schelmengesicht durch die Thüre, um gegen ein Stichwort oder ein spöttisches Lächeln grimmige Blicke vom alten Zauner einzutauschen.

Zauner nahm die sechste Prise, als laute Tritte auf der Stiege den Schluß der Verhandlung ankündigten. Er stellte sich in Positur und ließ die Meister vorbeidefiliren. Die Einen sahen mürrisch d'rein, Andere lachten laut wie muthwillige Knaben und wieder Andern leuchtete die helle Schadenfreude aus den Augen. Zauner konnte sich dieses seltsame Benehmen nicht erklären. Als obrigkeitliche Person aber, die Alles am besten wissen muß, fand er es unter seiner Würde, zu fragen. Dagegen zupfte er heimlich den Drechsler Obi, einen armen, vielgereisten Künstler, am Rocke. Dieser trat wie zufällig aus der Reihe, in der Meinung, von seinem Freunde eine wichtige Neuigkeit zu erfahren. Unter den Letzten, welche das Rathhaus verließen, waren Frieder und Meister Gold. Der Zimmermann postirte sich neben den Zaunkönig und maß Gold von Kopf bis zu Fuß mit verächt-

lichen, höhnischen Blicken. Der Meister ging unbeirrt seines Weges, aber in seiner Haltung, in seinen Zügen lag Etwas, das Allen auffiel. Auf seinen Lippen schienen die Worte zu schweben: „Noch mehr solche Geschäfte und die Compagnie wandert zusammen an den Bettelstab.“ Baumeister Härtnagel allein war bei den Herren zu weiterer Berathung zurückgeblieben. So meldete der neue Amtsdiener und schloß sich der kleinen Gesellschaft an.

„Ha, ha, ha!“ lachte Frieder dem Meister Gold nach, daß er es hören mußte, „dem haben wir heute eine Fackel aufgezündet. Als die Franzosen aus dem brennenden Moskau retirirten, können sie nicht verblüffter d'rein gesehen haben. Ha, ha! es war prächtig.“

„Träumst du, Frieder, oder ist's bei dir schon wieder Abend?“ fragte Obi und bewegte die Hand vor dem Munde, als leerte er ein Glas. „Du siehst mehr wie Unsereins. Ich konnte an dem Manne keinen besondern Schrecken wahrnehmen, als dein hochvermögender Bauherr seinen Machtspruch that.“

„So? Keinen Schrecken, sagst du? — Gold weiß die Maske geschickt vorzuhalten, aber so viel sah ein Blinder, daß der Stoß in's Herz traf. Bedenkt nur selbst: Tage lang zu Hause sitzen, zeichnen und calculiren, die niedrigsten Preise für Steine und Holz herausdifteln, seine Arbeit auf Null anschlagen, von dieser niedrigsten Summe noch zwanzig Procent abziehen und

doch angeführt sein! Es war eine Freude zu sehen, wie selbstgefällig und siegesgewiß das Männlein sein Angebot übergab und erläuterte."

„Auch davon entdeckte ich nichts," bemerkte Obi trocken.

Ohne sich um den Einwurf zu kümmern, fuhr der Sprecher pathetisch fort: „Neben ihm steht sein Concurrent, und scheint den Zwerg von einem Menschen gar nicht zu sehen. Er hat keine Zeichnung, keinen Voranschlag, nichts in der Hand. Nachdem aber Alle gesprochen, erklärt er einfach: „„Ich bin bereit, den ganzen Bau zu übernehmen und zwar aus Liebe und Dankbarkeit gegen meine Vaterstadt — um die Hälfte des Voranschlags."" Alle stutzten wie erschreckte Hasen; dem Kleinen aber fuhr's wie Flugfeuer über's Gesicht. Er fühlte, daß ein Mächtigerer über ihn gekommen war. Hi, hi, hi!"

Niemand fiel in das heisere Lachen ein, das mit einem Anfall von Keuchhusten endete.

„Aus Haß und Feindschaft gegen meinen Mitmeister — hätte er sagen sollen," meinte Obi unwillig.

„Aus Großthuerei — hätte auch nicht übel gelautet," bemerkte Zauner und reichte seine Dose herum.

„Was da!" rief der Zimmermann protzig. „Wer den Schlüssel hat, sperrt auf. Das können nur wir."

„O, es gibt noch reichere Leute im Lande," entgegnete Obi, „aber schlimm wäre es, wenn sie ihre Kapi-

talien zur Vernichtung der kleinen Meister anwenden wollten. Concurrenz ist recht, doch so treibt's kein honetter Mann."

„Nun, was thun wir denn Schlechtes?" fragte Frieder herausfordernd. „Du machst mich neugierig."

„Was Ihr thut? Ich nehme gern Mann für Mann. Härtnagel baut zu seinem Schaden und legt Tausende d'rauf, um einen Andern zu ruiniren. Du schürst die Flamme und hast gute Tage: neuen Hut, neuen Rock, immer klingende Münze und immer viel Durst. Vivat die Concurrenz!"

Der Zimmermann wollte den Beleidigten spielen. Die Andern aber lachten so herzlich, daß er unwillkürlich miteinstimmen mußte. „Doch dein Herr Compagnon," fuhr Obi fort, „mag anders denken. Er ist in zwölf Monaten um zwölf Jahre älter geworden, seine Haare färben sich weiß und von der Stirne bis zum Kinn lagern düstere Sorgenfalten. Härtnagel wird am besten wissen, was ihn das letzte Jahr gekostet hat."

„Das ist seine Sache."

„Freilich," stimmte der neue Polizeidiener bei; „der Mann hat's, der Mann kann's."

„Eine schöne Melodie," brummte sein Kamerad, „wenn sie lang währt."

„Das ist's!" betonte Obi scharf und erhob warnend die Hand. „Paßt auf, Männer! Zwei, drei Jahre diese Wirthschaft, und das bischen Geld ist nicht mehr

„seine Sache“, sondern gehört andern Leuten. Auf solcher Concurrenz ruht ein Fluch. Mancher hat sich schon zu Tod concurrirt.“

„Beruhigt Euch,“ erwiederte Frieder lachend. „Auf dieses Grabgeläute dürft Ihr lang warten.“

„Je länger, desto besser,“ meinte Zwiesel weise. „Die Stadt schöpft aus diesem Wettkampfe den größten Nutzen und die Leute bekommen billige Häuser. So spottwohlfeil und so schnell wird in tausend Jahren nicht wieder gebaut. Wenn ich Geld hätte, eine ganz neue Straße ließ' ich anlegen, rein aus Speculation.“

Frieder gab dem Schwätzer einen leichten Schlag. „Pfiffikus, Pfiffikus! — mach' mir die Leute rebellisch! Ich denke, du darfst zufrieden sein. Hätten wir die fremden Gesellen nicht in's Land gezogen, welche jede Nacht einen Heidenlärm aufschlagen und jeden Sonntag sich prügeln, so wärst du in zehn Jahren noch kein Polizeidiener geworden. Ein prächtiges Volk unsere „Welschen.“ Vivat die Concurrenz! Die einheimischen Gesellen hatten einen harten Stand mit den Burschen.“

„Mit ihrer Kunst nicht,“ versetzte Zauner, „aber mit ihrer Rohheit. Und die andern Leute nicht minder. Wollte Gott, diese Bande hätte nie unsere Stadt verunehrt!“

„Geh', alter Knabe! Das bischen Foppen und Aergern darf dich nicht grämen. Es ist Schade, daß die Arbeit stockt und die Zugvögel wandern müssen.“

„Sie müssen wandern!“ rief der Sicherheitswächter so freudig, als ob sich eine Centnerlast von seiner Brust wälzte. „Wann? heut' — morgen?“

„Heute Mittag übergeben wir dem Herrn Bauinspektor die neue Frohnfeste. Damit sind unsere Hauptbauten geschlossen. Abends wird den Arbeitern im „Löwen“ ein großes Fest veranstaltet und morgen treten die „Welschen“ außer Dienst. Für's Schulhaus und die übrigen Neubauten genügen unsere Leute.“

„Gott sei Dank!“ frohlockte der Zaunkönig und schwang seinen Stock in der Luft. „Fort, hinaus mit ihnen!“

„Ich bin selbst froh,“ bemerkte Obi, „wenn dieses Gesindel weiter zieht. Man war keine Nacht vor Insulten sicher und ein Menschenleben schlugen diese Gauner nicht höher an als einen Zwölfer. Es war ein Nothbehelf. Ab damit! Härtnagel selbst wird sich besinnen, dieses Manöver zum zweiten Mal auszuführen.“

„O — warum?“ meinte Frieder verwundert. — „Noth kennt kein Gebot.“

„Der Herr Baumeister scheint wirklich zu Allem entschlossen,“ erzählte Zauner, „wenn es gilt, seinen Kopf durchzusetzen. Ein volles Jahr war sein Otto abwesend und kaum zurückgekehrt, soll es gestern Abend zwischen Vater und Sohn einen argen Skandal gegeben haben.“

„Otto ist da?“ fragte der Drechsler neugierig.

„Er selbst,“ antwortete Frieder, höhnisch grinsend

„Wie hat er sich gemacht? Gut?“

„Zum Verwundern,“ erklärte Zwiesel und der helle Neid schielte aus seinen Augen. „Ein ächter Residenzherr, ein halber Baron; nobel von Kopf bis zu Fuß, fein und modern gekleidet....“

„Nicht über seinen Stand,“ unterbrach Zauner den Amtsdiener und stieß unwillig den Stock auf den Boden. „Otto ist zu verständig und zu gesetzt, um einen Modenarren zu machen. Das ist richtig: in der Haltung, Bewegung und im Anstand ist Schliff und Politur eingetreten. Er ist ein Mann geworden.“

„Ei, wie wird sich Gold's Töchterlein freuen?“ frohlockte der Drechsler. „Mein Gott und Herr!“

„Wenn nur nicht umsonst,“ versetzte Frieder hämisch und blinzelte geheimnißvoll mit den Augen.

„Otto hält Wort. Ich kenn' ihn.“

„Sein Vater auch.“

„Gibt denn der Baumeister noch nicht nach?“

„Ich glaube — niemals.“

„Otto ist in seinem Rechte — er muß,“ entschied Zauner allen Ernstes. „Ich sah heute Morgen den jungen Herrn frank und frei in das Haus des Meisters Gold treten, um seine Braut zu begrüßen — ein sicheres Zeichen, daß er sich um den Trotz und Zorn des Herrn Papa wenig kümmert.“

„Auch nicht um die Enterbung, um den Fluch des

Vaters?" fragte Frieder mit erhöhter Stimme und sein Auge glänzte unheimlich.

„Wie? Was?" fuhren die Männer zugleich auf. „So weit will's Härtnagel treiben?"

„Nach Umständen," erklärte Frieder kaltblütig. „Die Trauung mit Hedwig ist noch lange nicht eingesegnet. Ich sage Euch: Herr Otto heirathet Fräulein Adelheid, die Tochter des Zolleinnehmers."

„Die spröde Jungfer, die übriggebliebene!" fiel ihm Obi in die Rede und brach in lautes Lachen aus.

„Wiegt zwanzigtausend Gulden."

„Die steife, stolze, häßliche Puppe?"

„Wiegt zwanzigtausend Gulden," wiederholte Frieder unverbesserlich.

„Das ist ein Kuppelgeschäft von dir."

„Trägt mir zweihundert Gulden," grinzte der Zimmermann mit cynischer Ruhe und Unverschämtheit.

„Pfui, schäm' dich, alter Sünder! — Geh' zum — —"

Baumeister Härtnagel, welcher aus dem Rathhause trat, unterbrach das Gespräch. Es war noch derselbe große, stolze Mann, aber Obi hatte richtig geurtheilt: gealtert, sorgenvoll, finster. Er grüßte die Männer artig. Das Lächeln jedoch, welches über seine Züge glitt, schien erkünstelt und das freundliche Wesen erzwungen. Es kam nicht von Herzen. Frieder trat wie ein Vertrauter an die Seite seines Compagnons, um ihn zu

begleiten, während die Zurückbleibenden es an bitteren Glossen über den Achselträger nicht fehlen ließen.

„Habt Ihr meinen Auftrag besorgt?" fragte Härtnagel, sobald sie außer Hörweite waren und sah seinen Begleiter forschend an.

„Ein schweres Stück Arbeit, Herr Baumeister," seufzte dieser achselzuckend, — „eine ächte Geduldprobe. Ich will lieber mit Königen und Kaisern verhandeln, als mit solchen abgeschlossenen, reichen Leuten."

„Nun, so entsetzlich wird der Reichthum nicht sein. Oder?

„Zwanzigtausend Gulden sofort auf die Hand, wie ihre ältere Schwester. Außerdem reservirte sich die Wittwe ein nettes Sümmchen, das nach ihrem Tode sammt Haus und Einrichtung den Töchtern gleichheitlich zufällt."

„Allen Respekt!" versicherte Härtnagel ehrfurchtsvoll. „Der Herr Zolleinnehmer muß gute Zeiten gehabt haben. Also die Hauptsache! Wie steht's?"

Der Zimmermann lächelte verschmitzt und antwortete ausweichend: „Wenn ich für jedes schöne Wort, für jede Schmeichelei, für jede List, die ich springen ließ, bezahlt würde, so fiele mein Freierlohn gut aus. Potz Blitz und Dukaten!"

„Ich lasse mir nichts umsonst thun," erklärte der Baumeister, welcher den Plan des Schleichers durchschaute, unwillig, „aber auch nichts vorschreiben. Ihr

werdet am Trauungstage mit dem Schwiegervater zufrieden sein. Also?"

Frieder ließ sich seine Verstimmung über die mißlungene List nicht merken. Er blieb stehen und erzählte langsam, mit wichtiger Miene: „Es war eine heiße Schlacht. Denken Sie Sich, das Fräulein hat seit Jahren alle Partien ausgeschlagen und sich fest in den Kopf gesetzt, die alte Mutter bis zum Grabe zu pflegen."

„Ein schöner Zug!" belobte Härtnagel. „Stünde manchem Kinde gut."

Frieder seufzte und berichtete weiter: „Ich mußte einen Strom von Worten über das Fräulein ausschütten, um es zu überzeugen, daß die Ehe eine Trennung von der Theueren nicht bedingt. Es war rührend anzusehen, wie das liebe Geschöpf der Mutter wohl zehnmal unter Thränen um den Hals fiel, bis ich endlich eine feste Erklärung erpressen konnte."

„Nun?" drängte der Baumeister, dem trotz des zu hoffenden Geldes die Geduld ausging.

„Fräulein Adelheid will Herrn Otto ihre Liebe und ihr Leben widmen, wenn er die unpassende Verbindung mit Gold's Tochter aufhebt, und nach rechter Form und Sitte um ihre Hand anhält."

„Es wird geschehen," sprach der Vater mit aller Bestimmtheit.

„Glauben Sie?"

„Ich will es. Der Junge muß sich fügen."

„Und wenn er sich standhaft weigert?"

„So verläßt er morgen mein Haus."

„Was wäre damit gewonnen?"

„Seine Umkehr," lächelte Härtnagel. „Gewohnheit und Sehnsucht vermögen viel."

Frieder nickte beifällig zu diesem Plane. Härtnagel fuhr fort: „Ich komme Mittags nicht nach Hause. Bis ich die Frohnfeste übergebe und mit dem welschen Volke vollständig abrechne, wird's Abend. Dann soll die Geschichte in fünf Minuten entschieden sein. Bei dem Feste hört Ihr mehr davon."

Beide schieden, Jeder den Kopf voll Plänen, Jeder nach seiner verkehrten Art.

Härtnagel kehrte am Abend ermüdet und in der schlechtesten Stimmung heim. Die Mehrzahl der fremden Gesellen wollte nämlich die Arbeit nicht einstellen. Die Leute behaupteten, ihr Accord laufe bis zum Winter, und der Bauherr müsse sie zahlen mit oder ohne Beschäftigung. Schwere Sorgen umdüsterten das Gesicht des Mannes, der den Geist, welchen er selbst beschworen, nicht mehr bannen konnte. „Wenn dieser Landpfuscher nicht wäre," preßte er halblaut zwischen den Lippen hervor, „so hätte das Volk bis zum Winter zu arbeiten und ich — etwas verdient. Tausende sind verloren. Die Haare steigen mir zu Berg, wenn ich meine Bücher..."

Er vollendete den Satz nicht, vielleicht aus Furcht vor den Zahlen, die wie Gespenster in seinem Geiste

auftauchten, und trat in's Wohnzimmer. Der Tisch war gedeckt. Der Hausherr wurde schon geraume Zeit erwartet. Ohne zu grüßen, selbst ohne das übliche Tischgebet nahm er Platz. Die Seinigen beteten und ließen sich gleichfalls nieder. Keine Silbe wurde gesprochen. Ein drückendes Gefühl, das sich von Minute zu Minute steigerte, lag auf der kleinen Familie. Die Mutter suchte vergebens ihre Thränen zu verbergen. Geräuschvoll erhob sich Härtnagel zum Schlusse, ging festen Schrittes auf seinen Sohn zu und sprach streng: „Geordnet ist Alles. Deine Antwort! Wirst du meinen wohlgemeinten Rath annehmen und befolgen?"

„In allen billigen Dingen, Vater," antwortete Otto ruhig und bescheiden.

„Keine Ausflüchte, Junge! Ich verlange nichts Unbilliges. Deine Verbindung mit Fräulein Adelheid Leuchlin wird den Frieden wieder in dieses Haus zurückführen und unsere mißliche Lage nach Außen beseitigen helfen."

„Fräulein Adelheid ist weit älter als ich," wandte Otto ein.

„Ein paar Jahre auf oder ab thun nichts zur Sache."

„Sie ist häßlich wie die Nacht," seufzte Otto.

„Dafür reich und angesehen."

„Angesehen?" wiederholte der Jüngling ungläubig. „Ich kann sie nicht achten."

„Das wird sich finden."

„Niemals, Vater!"

„Soll das dein letztes Wort sein?" fragte dieser und dunkle Gluth brannte auf seinen Wangen. „Ich fordere Gehorsam kraft meines Rechtes als Vater."

„Sie können, Sie dürfen mich nicht verkaufen wie einen Sklaven," entgegnete der Sohn mit innerem Beben vor der ihm zugedachten Braut.

„Lauter Possen! Lauter Phrasen!" Die Stimme des heftigen Mannes zitterte, als er langsam fortfuhr: „Du willst also wirklich hinüberlaufen zu meinem Todfeinde?"

„Gold ist Ihnen nicht feind. Ich stehe dafür!"

„Still, nur still!" wehrte der Baumeister heftig „Das verstehst du nicht. Der freche Eindringling ist und bleibt mir verhaßt, so lang ich lebe. Also — folgen!"

„Vater, lieber Vater! — höre mich!"

„Ich habe dich schon zu oft gehört. Meine Geduld geht zu Ende."

„Nur ein Wort, Vater! Ich habe Hedwig, meiner in Ehren erwählten Braut, das Versprechen der Treue gegeben. Und sollte mein Leben zu Grunde gehen, ich werde dieses Wort nicht brechen. Die Mutter will uns wohl. O Vater!" rief Otto und trat bittend näher, „gib uns deinen Segen! Mach' uns glücklich!"

„Magnus!" flehte die Mutter innig, „laß dich erbitten! Ein solches Herzensband ist schwer zu lösen."

„Zurück!“ fuhr der Baumeister wild auf. Seine Stirnadern liefen an, seine Augen sprühten, seine Lippen zuckten. „Nie und nimmermehr! Du schläfst heute Nacht zum letzten Mal unter diesem Dache, ungerathener Bursche! Morgen gehst du und baust deinen Herd, wo dir beliebt. Dein Erbtheil besteht in hundert Gulden. Sie liegen bereit.“

„Ich verlange kein Geld,“ sprach Otto tief gebeugt, „nur deinen Segen.“

„So wandert es in die Armenkasse. Fort, aus meinen Augen!“

„Um Gottes willen! — Magnus!“ rief die Mutter flehend und suchte die Hände ihres Mannes zu fassen.

Er entwand sich rasch, nahm seinen Hut und verließ das Zimmer. Die Thüre flog in's Schloß, daß die Fensterscheiben klirrten.

Otto stand stumm und bleich. Seine Mutter sank auf einen Stuhl, verhüllte ihr Antlitz und weinte bitterlich. „Hättest du nachgegeben,“ seufzte sie endlich, „um des Friedens willen.“

„Lieber sterben,“ erklärte der Jüngling und der starre Sinn des Vaters schien auf den Sohn übergegangen. „Ich bin zu schwach für ein solches Opfer. Es würde gräßlich enden.“

„Ich will nichts sagen von meinem Jammer, Otto, aber bedenke diesen Scandal vor aller Welt!“

„Das Gerede der Leute nimmt in wenigen Tagen

wieder eine andere Richtung," tröstete der Jüngling und faßte innig die Hände seiner Mutter. „Vielleicht kann ich es ganz umgehen."

„Umgehen? — Ich glaube nicht daran."

„Bei meinem Taufpathen ist mehreres zu repariren. Ich habe ihm versprochen, die Sache selbst zu machen. Heute Abend noch gehe ich hin, erzähle ihm den Vorfall und bitte um Quartier für einige Tage. Die Leute sehen mich dort arbeiten und denken nichts weiter."

„Und nach einigen Tagen?" fragte die Mutter gespannt.

„Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Jeder Sturm tobt sich einmal aus. Vielleicht kann ich den Vater noch erbitten."

„Die Jugend ist glücklich," lächelte die Mutter durch Thränen. „Sie hofft und hofft. Du wirst dich täuschen wie immer."

Lange sprachen beide noch über diesen Gegenstand, bevor Otto zu seinem Taufpathen aufbrach.

Im Gasthaus zum „Löwen" ging es laut und lustig her. Ein Lärmen und Summen, ein Singen und Lachen, ein Klingen und Klirren an allen Tischen, daß man kaum sein eigenes Wort verstand. Den eigentlichen Professionisten und Arbeitern hatten sich viele Schmarotzer und durstige Seelen angeschlossen, welche der Gastfreundschaft des Bauherrn alle Ehre wiederfahren ließen. Als dieser mit dem Herrn Stadtschultheiß und mehreren geladenen

Bürgern eintrat, schallten ihnen donnernde Hoch's und dröhnendes Hurrahgeschrei entgegen, die Musik fiel rauschend ein und das Schmettern der Trompeten und Pauken setzte den Jubel fort. Mit jedem Glockenschlage wurde die Gesellschaft bewegter, lebendiger. Es war komisch anzusehen, wie die kräftigen, zum Theil eckigen Gestalten sich lustig bogen und renkten, um mit Hand und Körper den fröhlichen Klängen der Musik zu folgen. Auch Reden und Toaste, unvermeidlich, wo Deutsche zusammensitzen, wurden vom Stapel gelassen. Der letzte Toast, vom Herrn Stadtschultheiß ausgebracht, galt dem Baumeister. Er pries mit schönen Worten seine Kunst, seinen rastlosen Fleiß, seine unbegrenzte Opferwilligkeit, welcher die Stadt einen Theil ihrer Wiedergeburt verdanke.

Härtnagel bebte vor Freude und Stolz, als er nach solchen Lobsprüchen ringsum unter den rauschenden Hochrufen anstieß.

„Und nochmals hoch!" rief Frieder, der mitten unter den „Welschen", die zum großen Theil still und mürrisch für sich tranken, an einer langen Tafel saß. Die Gläser klangen abermals und ein betäubendes Jubelgeschrei drang von den andern Tischen. Ein dreifacher Tusch konnte es nicht überbieten.

„Schön gesprochen!" belobte Frieder und trank noch einmal extra für sich. „Ja, unser Herr Stadtschultheiß!"

„Leere Worte!" brummte ihm gegenüber ein Steinmetz aus dem Elsaß, dessen schwarzer, struppiger Vollbart

nicht zwei Zoll der Wangen frei ließ. „Es ist das alte Lied: dem Bauherrn der Verdienst und die Ehre, dem Arbeiter das Nachsehen."

„Ich gönn's ihm," bemerkte ein Schweizer neben Frieder, „aber daß man uns mitten im Sommer den Laufpaß gibt, ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Das sag' ich."

„Ich hab' meinen Laufpaß noch nicht," rief ein vierschrötiger Bursche aus Thüringen und schlug drohend mit der Faust auf den Tisch. „Vorerst — denk' ich — reden wir noch ein Wort zusammen."

Diese drei theilten die allgemeine Heiterkeit am wenigsten. Sie zechten wie die Andern, aber ihre Blicke leuchteten unheimlich und bei jedem Glase gestalteten sich ihre Worte giftiger und schneidender. Der schlaue Zimmermann hatte sich absichtlich zu ihnen gesetzt, um störenden Auftritten vorzubeugen. „Seid doch klug, Männer!" begütigte er. „Ihr habt eine schöne Praxis, seid weit in der Welt herumgekommen und besitzt Kenntniß und Uebersicht genug, um jeden Bau, das ganze Geschäft taxiren zu können. Was glaubt Ihr, daß wir bei der Geschichte gewonnen haben? He?"

„Da hört mal!" lachte der Schweizer. „Ich möchte den Bauherrn sehen, welcher dem Arbeiter seinen Gewinn vorrechnet. Ha, ha! diese Mode ist leider Gottes noch nicht eingeführt."

„Keine Regel ohne Ausnahme," brüstete sich Frieder.

„Bei St. Joseph! wir stellen Rechnung — klar und offen. Unsere Bücher stehen zur Einsicht. Die Stadt hat gewonnen, — wir verloren. Und doch müßt Ihr zugestehen, daß der Bauherr sich bei jeder Gelegenheit splendid benommen hat. Oder nicht?"

Die Gesellen schwiegen. Niemand konnte widersprechen.

„Hübsche Arbeit das ganze Jahr," fuhr Frieder stolz fort, „prompt und blank bezahlt, freies Logis in der Bauhütte, billige Zehrung und — lustige Tage. Nicht?"

„Dafür haben wir gemeißelt, gehämmert, geschleppt und gebaut wie Ameisen," warf der Thüringer hin. „Einer von uns nimmt drei dieser verwöhnten Stadtkinder auf sich. Jetzt frage ich: Nicht?"

„Zugestanden," hauchte Frieder leise und blinzelte mit seinen falschen Augen. „Also, Kameraden, noble Handthierung auf beiden Seiten. Wer verlangt mehr? Wer? Hierher mit ihm! — Damit Ihr's aber wißt, Herzensjungen, es soll uns trotzdem auf ein gutes Reisegeld nicht ankommen. Männer, wie Ihr, finden zu jeder Stunde Arbeit, Land aus, Land ein."

„Ein schlechter Trost," meinte der Elsäßer, durch die Schmeichelreden und das versprochene Reisegeld etwas milder gestimmt, — „der Geschickteste sitzt manchmal auf."

„Ist mir schon passirt," lachte der Schweizer.

„Mir auch," stimmte der Dritte bei.

„In dem Falle kommt wieder hierher!“ rief der Zimmermann pathetisch, im Herzen froh ob seines leichten Sieges, — „wir theilen den letzten Bissen Brod.“

Die Gesellen schienen von diesen schönen Worten betroffen und sahen einander zweifelnd an. Frieder ließ ihnen keine Zeit zum Nachdenken. „Leute, Leute,“ mahnte er mit steigender Erbitterung, „nehmt nicht den Unschuldigen für den Schuldigen! Wenn dieser vermaledeite Pfuscher, dieser Landhaas nicht wäre, hätten wir noch ein volles Jahr zu bauen und das bei andern Löhnen. O ich könnte ...“

„Den sollen alle Wetter!“ fuhr der Schweizer wild auf.

„Diable!“ knirschte der Elsäßer zwischen den Zähnen und der Mann aus Thüringen schlug abermals fluchend auf den Tisch.

Das Kleeblatt schien froh, einen Ableiter für seinen Zorn gefunden zu haben.

„Pst!“ wehrte der Zimmermann besorgt, um kein Aufsehen zu erregen.

„Wer kümmert uns?“ fragte der Thüringer dagegen. „Wir sind frei und ledig.“

„Aber ich nicht,“ entgegnete Frieder ernst und flüsterte, über den Tisch gebeugt: „Wäre ich noch ein flotter Geselle, der den Staub von seinen Schuhen schütteln und dem Nest Valet sagen kann, das Fuchsgesicht sollte mir einen Denkzettel bekommen. Millionen Element'!“

„Der Schweizer nickte beifällig und rieb vergnügt die Hände, wie im Vorgefühl des nahen Straußes.

„Hui!“ pfiff der Schwarze, „wir müssen ihm ein Souvenir aufzünden. Hui — hui!“

„Was?“ rief Frieder erschreckt. „Nur kein Feuerwerk, kein solches Unglück!“

„Nicht seinem Haus, nur seinem Hirnschädel. So ein Puff, Puff!“

„Ich steh' zu Gevatter,“ spottete der Thüringer.

„Es ist Christenpflicht, Thoren zur Einsicht zu bringen,“ ergänzte ironisch der Schweizer.

Die sonore Stimme des Baumeisters Härtnagel unterbrach das Gespräch. Er stand an seinem Platze, etwas vorgebeugt, die Hände auf den Tisch gestützt, und bat um's Wort. Man sah es dem zufriedenen Lächeln, welches um seine Lippen spielte, und dem freudigen Strahlen der Augen an, daß er einen neuen, schlagenden Gedanken ersonnen hatte. Sobald Ruhe eintrat, begann er: „Meine Herren! Es ist ein altes, löbliches Herkommen, der Noth des Lebens in allen Lagen und Gestalten zu steuern. Namentlich soll man in frohen und glücklichen Stunden des Unglücklichen niemals vergessen. Dadurch wird des Menschen Gefühl gehoben und veredelt. Auch ich bitte heute um diese Gunst, wiewohl ich weiß, daß die hier Versammelten reichliche Bausteine zum Werke der Barmherzigkeit getragen, ja selbst behauen, gerichtet und aufgesetzt haben. Doch das Sonder-

bare meines Wunsches soll ihn entschuldigen und rechtfertigen. Ich bitte nämlich für einen Unglücklichen, der vielleicht hundert Meilen von hier entfernt, vielleicht mitten unter uns ist, — für einen Mann, der vielleicht unser Todfeind, vielleicht auch unser nächster Verwandter, unser Herzensliebling ist, — für einen Armen, der vielleicht ärmer ist, als Job, vielleicht reicher als jeder hier, — für einen Menschen, der vielleicht jetzt gränzenlos elend ist, vielleicht sein schwarzes Verhängniß nicht einmal ahnt, — für einen Verbrecher, der vielleicht schon hundertmal den Galgen verdient hat, vielleicht unschuldig ist wie ein neugebornes Kind, kurz — ich bitte für den Gefangenen, der zuerst unsere neue Frohnfeste betreten, der sie einweihen wird. Es soll dem Arrestanten in seiner einsamen Zelle wohlthun, wenn die fröhlichen Bauleute für ihn gesorgt haben."

Ein donnernder Applaus folgte diesen Worten, als Härtnagel seinen Hut nahm und sammelnd von Mann zu Mann ging. Nur drei schlichen vereinzelt, unbemerkt davon, als sei ihnen das kleine Geschenk zu viel, das streitsüchtige Kleeblatt, bei dem Frieder saß.

Es war schon spät, als Otto von seiner Mutter Abschied nahm. Eine so traurige „Gute Nacht" hatten sich beide in ihrem Leben nicht gesagt. Er schlich durch die Straßen, in tausend Zweifeln, wie sich seine Lage gestalten würde. So gelangte er auf den Marktplatz, von da in die Heustraße, wo Meister Gold wohnte, und

in nächster Nachbarschaft sein Taufpathe. Bei'm Einbiegen in die Straße wurde Otto plötzlich durch dumpfe Schläge, wüstes Geschrei, gräßliche Flüche und erstickte Hülferufe aus seinen Gedanken geschreckt. Er dachte an die „Welschen" und eilte im Fluge auf den Lärmen zu. Es war die höchste Zeit. Drei geschwärzte Gestalten hatten, wie es schien, rücklings einen Mann überfallen, zu Boden geschlagen und hieben nun mit ihren langen, schweren Stöcken auf ihn ein. Die Streiche fielen so rasch und hageldicht, daß sich die Stöcke kreuzten, hemmten und oft ein Schutzdach für den Angegriffenen bildeten. Dieser lag betäubt am Boden, die Arme zur Nothwehr über den Kopf gekreuzt. Gebrochenes Stöhnen und Keuchen drang aus seiner Brust. Der junge Härtnagel versetzte dem Nächsten, welcher sich eben nach dem Mißhandelten bückte, mit der Faust einen mächtigen Schlag in's Genick, daß er zusammenstürzte. Im gleichen Moment packte er den Zweiten um die Lenden, hob und schleuderte ihn mit aller Kraft gegen die Wand des nächsten Hauses. Ein Blutstrahl schoß aus seinem Kopfe in die Luft. Der Bursche brüllte, sank in die Kniee und kroch mit Hinterlassung seines Prügels mühsam auf allen Vieren weiter. Der flinke Angreifer erhaschte den Stock zur rechten Zeit, denn der Letzte, ein schwarzer, wilder Geselle, drang wüthend auf ihn ein. Zwei Hieben wich Otto geschickt aus, bei dem dritten Ausholen aber sauste seine Waffe auf den Arm des Feindes,

daß dessen Stock weit wegflog und der Getroffene vor Schmerz heulend das Weite suchte. Der Erste hatte längst den Kampfplatz geräumt.

In diesem Augenblicke fühlt sich Otto mit einem derben „Steh, Sakra!“ fest von hinten gepackt. Er vermuthet neue Feinde, entwindet und wendet sich rasch, mit Faust und Stock nach dem Gesichte des Angreifers stoßend. Als Antwort empfängt er einen wuchtigen Schlag über den Kopf, der ihm den kleinen Filzhut in das Gesicht treibt, und wird mit aller Gewalt vorwärts gestoßen. Er faßt wieder Stand und schlägt nun mit ganzer Kraft um sich. Im Dunkeln glaubt er zu sehen, wie sein Gegner auf das Pflaster sinkt, in der nächsten Secunde aber wie ein Ball auf dem Boden weiter rollt. Ein gellender Pfiff dringt durch die Nacht. Otto reißt seinen Hut hinauf und sucht sich zu fassen. Was ist das? Der Ball rollt im Finstern wieder auf ihn zu, ganz nah, umschlingt und umklammert seine Füße und hält ihn unwiderstehlich fest. Eilige Schritte nahen. Links und rechts taucht eine bewaffnete Gestalt auf. Es sind Gensdarmen, welche die Polizei für diese Nacht zur Beihülfe requirirt hat.

„Im Namen des Gesetzes!“ rufen die Gensdarmen zugleich und legen Hand an. „Sie sind verhaftet.“

„Ich — verhaftet? Warum?“ opponirt Otto in heftigster Aufregungu nd sucht sich aus den festen Griffen loszumachen.

Der Mann, welcher wie ein Schraubstock seine Füße umspannt, läßt los und erhebt sich vom Boden. „Warum?“ fährt er dem Verhafteten wüthend in's Gesicht. „Wegen gewaltthätiger Widersetzung gegen die Obrigkeit und ihre Diener. Das soll Ihnen keine Rosen tragen.“

Otto erkannte zu seinem Schrecken den neuen Polizeidiener Zwiesel.

„Erst hat er dem Meister Gold den Schädel zerschmettert,“ fuhr dieser fort, „weil er ihm seine Tochter versagt, und hierauf mich zu Boden geschlagen. Da seht her! Diese Wunden, diese Löcher, dieses Blut!“

„Meister Gold war's!“ seufzte der Jüngling, besorgt nach dem Platze zurücksehend, was ihm bis jetzt unmöglich gewesen. Der alte Zauner stand dort, in der Linken eine Laterne, mit der Rechten seinen Stock wie ein Bajonnet in die Luft streckend. Mehrere Männer waren bemüht, den Bewußtlosen aufzuheben und in seine Wohnung zu schaffen.

Von nah und fern ließ sich Tumult aus den Straßen vernehmen. Die Gensdarmen drängten zur Eile. „So laßt mich doch!“ rief Otto mißmuthig und machte Miene, sich ernstlich zur Wehre zu setzen. „Ich wollte diesen Mann nicht schlagen. Es ist eine unliebe Verwechslung mit den schlechten Hallunken.“

„Nichts da, nichts da!“ wehrte der Polizeidiener. „Arretirt ist arretirt. Nur zu! Das Weitere findet sich vor Gericht.“

Otto behauptete seine Unschuld und sträubte sich, zu gehen. Die Gensdarmen drohten mit Gewalt und stellten ihm ernstlich die Folgen der Widersetzung vor. Otto dagegen erzählte den Hergang, bat und beschwor sie. Vergebens. Die Gensdarmen glaubten ihm nicht, sondern schienen froh, einen Missethäter gepackt zu haben. Der Polizeidiener überschrie Alle und commandirte: „Vorwärts! Auf meine Verantwortung!" —

Es blieb nichts übrig, als sich in das unvermeidliche Geschick zu ergeben. Die Gensdarmen zogen den Widerstrebenden fort. Der Polizeidiener trabte als Nachhut hintend'rein.

Zwölf Schläge vom Kirchthurme verkündeten die Geisterstunde, als Otto die Schwelle der Frohnveste überschritt. Er kam sich vor wie ein Irrer, wie ein Nachtwandler. Sein Vater hatte dieses Haus neu erbaut, heute war das Fest der Uebergabe — und der Sohn weihte es ein als — der erste Arrestant.

IV.

„Du sollst dieß Ringlein tragen,
Zum Pfand, daß ich dich lieb';
Mein Herz soll nimmer sagen:
Den Ring mir wiedergieb!" —
O. v. Redwitz.

Aus dieser unruhigen Nacht erwuchsen für Gleichau bewegte Tage. Meister Gold lag an den erlittenen Verletzungen schwer darnieder. Auch der Polizeidiener Zwiesel verließ sein Bett nicht, um ein hohes Schmerzengeld zu erpressen. Vom nächsten Bezirksgerichte kam der Untersuchungsrichter. Augenscheine wurden genommen, die Verwundeten untersucht, ärztliche Gutachten abgegeben, die Niemand verstand, Zeugen verhört, endlose Protocolle dictirt, die „Welschen", welche spurlos verschwunden waren, durch öffentlichen Anschlag citirt und ein schwerer Actenstoß heimwärts geführt. Was Wunder, wenn Alles in Aufregung gerieth? Die Frauen brauchten noch einmal so viel Zeit, bis sie von der Messe heimkamen, und die schönsten Stunden des Mittags fielen einer unterhaltenden Tasse Kaffee zum Opfer. Anstatt in den Werkstätten saßen die Männer in den Bierstuben und disputirten. Das Städtchen schied sich förmlich in zwei Parteien. Die älteren Meister, deren Kunstfertigkeit mit der Zeit nicht gleichen Schritt hielt, stimmten für Härtnagel, um ihren Nahrungsstand gegen Eindringlinge zu sichern. Junge Meister, vertrauend auf ihre Kraft und ihr Ge-

schick, sprachen für Gold und die Gesellen schwärmten für Freiheit der Gewerbe, um ihren eigenen Herd begründen zu können.

Ueber diesem Treiben der Parteien wäre der Gefangene in Vergessenheit gerathen, wenn nicht die Noth der Zeit und die Zeit der Noth seine treuen Freunde erprobt hätte. Wir wollen nicht von Otto's Mutter und nicht von Hedwig reden, welche Tage und Nächte unter Thränen hinbrachten und durch die Umstände von jeder energischen Hülfe ausgeschlossen waren. Rührend, unschätzbar tritt dagegen die Hülfe des Armen im Unglück zu uns heran. Martha Kempter, die allbekannte Botenfrau, hatte den Tag des Brandes und alle Wohlthaten, womit Otto und Hedwig sie und ihr Kind überhäuft, nicht vergessen. Abend um Abend saß sie in ihrem Stübchen, um tiefbekümmert Pläne zu schmieden. Die kleine Hedwig schlummerte süß in ihrem Bettchen, der Hänfling hatte sein Köpfchen unter die Flügel gesenkt, der treue Spitz knurrte im Traume und die Mutter rührte bei dem milden Silberlichte des Mondes emsig die Stricknadeln. Es war ein trautes Bild der Armuth, das wie Gottesfriede zum Herzen sprach. So oft es der Dienst erlaubte, saß Frau Martha, gegenüber ihr neuer Hausgenosse, der Polizeidiener Zauner, um sie mit Rath und That zu unterstützen. Der „Zaunkönig" bewohnte nämlich, seit das Häuschen restaurirt war, die Hinterstube desselben zur Miethe.

„Es steht nicht gut," schloß Zauner heute seinen gewöhnlichen Rapport, nahm bedächtig eine Prise und schlug geräuschvoll den Deckel seiner Dose zu. „Eine schlimme Geschichte das, sehr schlimm!"

„Also ist noch keiner dieser welschen Strauchdiebe eingefangen?" fragte Martha unwillig. „Eine schöne Polizei!"

„Die Polizei ist niemals schön," erklärte Zauner salbungsreich und erhob wie ein Prediger die Hand. „In Ewigkeit nicht!"

„O Sie Wortklauber!" lächelte die Wittwe. „Eine saubere, wollt' ich sagen."

„Ist auch selten sauber," fuhr der Sicherheitswächter mit derselben Salbung fort, „aber manchmal sehr nützlich."

„Nützlich?" eiferte Martha. „In dem Fall? Keinen einzigen zu erwischen!"

„Was würde es denn nützen?" fragte der Polizeidiener, jedes Wort mit einem Zucken der Achseln begleitend. „Gold hat die Welschen nicht erkannt — sie werden läugnen."

„Es gibt schon Mittel und Wege, solche Galgenstricke zum Reden zu bringen. Ich wollte doch sehen!"

„Veraltete Gerichtspraxis," widersprach Zauner mit überkluger Miene. „Bastonaden, Daumschrauben, Foltern und eiserne Jungfern sind längst pensionirt."

„Aber die Hungerkur nicht," rief Martha ärgerlich. „Sie sollten mir beichten, diese..."

„Pst!“ wehrte Zauner und bearbeitete mit beiden Händen seinen Schnurrbart. „Wozu denn? Sagt nur!“

„Wozu? — Gott im Himmel — diese Frage!“

„Frau Martha, mit Ruhe überlegen! Zwanzig gefangene Welschen nützen uns nichts für Herrn Otto. Die ganze Stadt weiß und der Untersuchungsrichter selbst sagt es aus, daß er nach seiner Ueberzeugung den Meister Gold nicht mißhandelt, sondern gerettet hat. Die fortgesetzten, gehässigen Angaben dieses hergelaufenen Burschen, der einen Polizeidiener machen will, wiegen nicht schwer. Dagegen mußte Herr Otto zugestehen, daß er in diesem Subjecte einen öffentlichen Diener bei Verrichtung seines Amtes geprügelt hat und das wird zu schlimmen Dingen führen. Die Gensdarmen sind Zeugen.“

„Aus Versehen,“ warf Martha eifrig ein, „in der Dunkelheit, ohne Absicht, reine Nothwehr!“

„Wer wird's glauben?“ lächelte Zauner und ließ seine Dose ihr gewöhnliches Exercitium durchmachen. „Leere Ausflüchte!“

„Was, Sie werden Herrn Otto doch nicht Lügen strafen wollen?“ fuhr die Frau beleidigt auf.

„Ich nicht, aber die Richter. Wir und das Gericht — dazwischen liegt eine weite Kluft.“

Diese Bemerkung leuchtete Martha vollkommen ein. „Gott im Himmel weiß es,“ seufzte sie, „in diesem Falle muß ein junger, braver Mann unschuldig leiden. Die Missethäter sind durchgegangen — den hält man fest.“

Der Polizeidiener kreuzte die Arme, warf den Kopf in die Höhe und entschied mit der strengen Miene eines Richters: „Unschuldig ist er nicht. Wer könnte Ordnung und Aufsicht halten, wenn keine Gesetze zum Schutze der Obrigkeit beständen? Sie müssen gehandhabt und Contravenienten bestraft werden."

„Ach was!" versetzte Martha, die von einem Gesetze gegen ihren Beschützer nichts wissen wollte. „Otto hat nur Nothwehr geleistet. Die Polizei hat kein Recht zum D'reinschlagen."

„Der Nebeljunge" — so titulirte Zauner seinen Collegen — „stellt es entschieden in Abrede, einen Schlag nach dem Arrestanten geführt zu haben."

„Da lügt er," opponirte die Bötin heftig. „Der verschmitzte Hallunke will sich reinwaschen."

„Wer weiß?" meinte der Diener der Gerechtigkeit mit gedämpfter Stimme und geheimnißvollem Verdrehen der Augen. „Hm! — es könnte noch eine dritte Person im Spiele sein."

„Eine dritte Person?" wiederholte Martha gespannt. „Eine dritte?"

Der Polizeimann beugte den Oberkörper vor, stemmte beide Hände auf die Kniee und erklärte mit voller Amtsmiene: „Ich habe lang genug gedient, Hausfrau, und manche schlechte That entlarvt, um über viele Dinge anders zu denken wie andere Leute. Otto wurde über den Kopf geschlagen, sein Hut angetrieben. Er wurde ge-

stoßen, vorwärts geschleudert. Der Nebelsjunge verläugnet diese Thätlichkeiten. Ich glaube es. Er stand mit seinem Arrestanten Aug' gegen Auge, also konnte er ihn nicht in den Rücken stoßen. So denk' ich."

Die Bötin schlug vor Verwunderung über den Scharfsinn ihres Hausgenossen die Hände zusammen. „Ei, ei, Herr Zauner," belobte sie freundlich, „Sie sind klüger als alle Untersuchungsrichter der Welt! Daran hat Niemand gedacht."

Dieser fühlte sich nicht wenig geschmeichelt. Seine Stimme sank zu einem leisen Flüstern herab, als er fortfuhr: „Es könnte einen Menschen geben, Hausfrau, der großes, großes Interesse dabei hätte, den Meister Gold beseitigt, den jungen Härtnagel im Zuchthaus und den Vater Härtnagel vor Gram und Schande unter der Erde zu sehen."

„Pfui, wie schlecht!" wehrte Martha mit beiden Händen. „Schon der Gedanke ist entsetzlich. Hu!"

„Es gibt Reisende, denen kein Berg zu hoch ist, und es gibt Menschen, die vor keiner schlechten That zurückbeben. Wer trinkt, falsch spielt und betrügt, geräth leicht in noch tieferes Fahrwasser. Ich kenne meine Leute."

„Ich auch. Sie können nur den verdorbenen ..."

Die Frau stockte, Zauner aber richtete sich hoch auf und setzte ruhig den Satz fort: „Ja, den verdorbenen Zimmermann meine ich. Seit im Härtnagel'schen Hause die bösen Geister eingezogen sind, schwimmt sein

leckes Schiff wieder lustig im Meere des Lebens. Er kartet und trinkt, lebt in dulci jubilo, hat Geld in Hülle und Fülle und legt Capitalien an. Ein paar Jahre so und er kann wieder Holzvorräthe kaufen und sein eigenes Geschäft treiben. Also — je länger der Unfriede, desto besser."

Und erst jetzt!" stimmte Martha bei. „Seit der Sohn als der erste Arrestant die neue Frohnfeste seines Vaters eingeweiht hat, schließt sich dieser von aller Welt ab. Er theilt nicht einmal den Tisch mit seinem armen Weibe. Frieder allein hat Zutritt. Er rapportirt, bezahlt die Arbeiter und dirigirt das Geschäft. Er ist sein Factotum."

„Ein Grund mehr für meinen Verdacht. Ich werde ihn verfolgen."

„Herr Zauner," bat Martha dringend, „wenden Sie all' Ihren Scharfsinn auf, um den Jüngling zu retten. Ich werde Ihnen mein ganzes Leben lang dafür dankbar sein."

„Das wolltet Ihr?" platzte dieser freudig heraus, rückte auf seinem Stuhle vor und ergriff die Hände der Wittwe.

„Das will ich," versicherte sie nochmals und zog ruhig ihre Hände zurück.

Eine Prise brachte dem Polizeidiener die nöthige Ruhe und Fassung wieder. Er stützte sein Kinn auf die Hand und überlegte geraume Zeit für sich. Endlich

äußerte er: „Der Nebeljunge macht sich kränker als er ist. Keine Frage! Frieder schleicht jeden Abend zu ihm. Hier müssen wir scharf spioniren. Meine Person wäre zu verdächtig, aber ich zähle auf Euch, Frau Martha."

Mit Freuden willigte diese ein und noch lange wurde über die weiteren Schritte zwischen beiden berathen.

Baumeister Härtnagel bewohnte seit der Arretirung seines Sohnes ein kleines Zimmer, dessen einziges Fenster auf den Hof ging. Seine Frau mußte ihn für krank ausgeben und Jedermann den Zutritt wehren. Der Name Otto's durfte im Hause nicht genannt werden. Er hatte den Sträfling, die Schande seines Namens, für immer verstoßen. In der ungewohnten, thatenlosen Einsamkeit und in dem grenzenlosen Unmuthe seines Herzens ergab sich der sonst nüchterne Mann einer neuen Untugend, dem stillen Trunke. Sein getreuer Helfer bei dieser Beschäftigung war Frieder, der jede Stunde des Tages ab- und zuging. Zu derselben Stunde, wo Martha und ihr Hausgenosse für Otto dachten, saßen auch diese beiden Männer beisammen, tranken Krug um Krug und verhandelten denselben Gegenstand.

„Was macht der Landpfuscher?" fragte Härtnagel. Er nannte den verhaßten Nebenbuhler niemals anders.

„Unkraut verdirbt nicht," lächelte Frieder. „Es geht jeden Tag besser."

„Ich will's ihm wünschen," versetzte der Baumeister finster und ohne den Blick zu erheben, „wiewohl er mir

viel Schlimmes zugefügt hat. Ohne diesen Menschen hätte das schwerste Unglück im Leben, die Schmach, mein Haus nicht getroffen. Otto wäre nicht verlockt, nicht verführt worden, nicht eingekerkert, sondern frei, geachtet, der Stolz und die Freude seiner unglücklichen Eltern, ein junger Mann mit den schönsten Aussichten für die Zukunft. Statt dessen hat mir dieser Mensch durch mein eigenes Fleisch und Blut die Schande, und mit dieser den Todesstoß gegeben. Gott möge ihm verzeihen, ich kann es nicht."

„Pah!" warf der Zimmermann verächtlich hin. „Schließen Sie Frieden!" Geben Sie dem alten Schleicher großmüthig die eigene, der koketten Mamsell Tochter die Hand Ihres Sohnes und — man wird Sie zu Gnaden aufnehmen."

„Eher geh' ich an Leib und Seele zu Grund'," knirschte der entsetzliche Mann, durch den Hohn des Versuchers gereizt. „Ich frage nichts darnach! Denn mein Geschäft wird ohnehin ruinirt."

„Wer sagt das?" fuhr Frieder in scheinbarer Entrüstung auf. „Ich hab' auch meine Ersparnisse. Sie stehen jeden Augenblick zu Ihrer Disposition. Stern', Granaten und alle Donnerwetter! Ein solcher Lump soll sich nicht rühmen, ordentliche Bürger ruinirt zu haben."

Härtnagel war gerührt. Er drückte dem Großsprecher freundlich die Hand mit den Worten: „Ich dank' Euch, Frieder. Vorläufig thut sich's noch."

„Wie gesagt," repetirte dieser, „mein Geld liegt bereit. Nur befehlen! Ich hätte überhaupt keine Thräne vergossen," fuhr er herzlos fort, „wenn die „Welschen" das Eulengesicht kalt gemacht hätten. Seine Wittwe könnte in dem Falle nichts Besseres thun, als ihr Haus verkaufen und sich wieder auf's Land zurückziehen. Der erste Liebhaber dafür aber wäre meine Wenigkeit gewesen."

„Ihr?" fragte der Baumeister gedehnt, ohne sein Staunen zu verhehlen. „Ihr, Frieder?"

„Warum nicht? Ich muß wieder Meister, wieder mein eigener Herr werden, es koste was immer. So darf es nicht bleiben. Zu Ihrem wirklichen Compagnon wollen Sie mich nicht machen, also muß ich mein eigenes Geschäft einrichten."

„Immer und immer diese Compagnie-Geschichte," versetzte Härtnagel unmuthig. „Ihr befindet Euch so ungleich besser."

„Nein und nochmals nein!" opponirte der Zimmermann trotzig. „Wer ein Herr sein kann, soll nicht als Knecht dienen."

„Könnt Ihr denn nicht warten?"

„Wie lange noch?" fragte der Eindringling vorwurfsvoll entgegen. „Ich bin Ihre rechte Hand, ich besorge jetzt Ihr ganzes Geschäft, und Sie — halten mich hin, vertrösten mich auf die Ewigkeit."

„Thut, was Ihr wollt!" antwortete Härtnagel mit

barschem Tone, im Herzen aber voll Besorgniß. Er fühlte die Bande, welche dieser Mensch um ihn gelegt hatte, und konnte sie nicht brechen. Die Klugheit rieth zur Vorsicht und er setzte milder bei: „So lange eine Hoffnung auf die Rückkehr meines Sohnes besteht, muß ich als Vater für ihn sorgen. In derselben Stunde aber, wo er sich durch eine Heirath gegen meinen Willen für immer lossagt, werdet Ihr mein wirklicher Compagnon und nach meinem Hingange der alleinige Besitzer des Geschäftes."

„Das kann lang dauern," lachte Frieder und ein teuflisches Grinsen verzerrte seine Züge. „Im Zuchthaus darf man nicht heirathen."

Der stolze Baumeister erbebte und entfärbte sich. Ein eisiger Schmerz durchzog sein Herz. „Steht's so weit!" stöhnte er, das Gesicht in beide Hände bergend.

„Was läßt sich Anderes erwarten?" entgegnete Frieder mit launigem Gleichmuth. „Die Untersuchung ist, wie ich so eben erfuhr, geschlossen und der Inculpat vor die öffentliche Sitzung des Bezirksgerichts verwiesen. Zu deutsch: Herr Otto wird die Ehre haben, das Armensünderbänkchen zu zieren. Uebermorgen früh wird er mit Gensdarmen dahin abgeführt."

Härtnagel brach zusammen wie ein vom Blitzstrahl zerschmetterter Baum. Sein Ruhm, sein Stolz, sein ganzes Lebensglück, sein Alles lag zerstört vor ihm. „Gibt's denn keine Rettung mehr?" seufzte er kleinlaut.

Frieder weidete sein Auge mit höllischer Lust an dem Schmerze des verblendeten Opfers. Mit boshafter Berechnung warf er hin: „Ich wüßte keine, wenn ihn nicht sein zukünftiger Schwiegervater rettet."

„Wie?" fuhr Härtnagel auf, vom erdrückenden Schmerze in namenlose Wuth übergehend — „wie? Schon wieder der vermaledeite..."

„Ja, Herr Baumeister," lachte Frieder, „schon wieder der vermaledeite Pfuscher. Meister Gold glaubt Ihrem Sohne sein Leben zu danken und hat geschworen, sein ganzes Vermögen zu opfern, wenn er ihn retten kann. Der eigentliche Grund ist, daß sich das Töchterlein die Augen nicht roth weint und der Goldfisch nicht durch das Netz schlüpft. Ha, ha!"

„Alsdann bin ich überflüssig," erklärte der Baumeister kalt. „Reden wir von etwas Anderem! Was habt Ihr noch?"

„Die Arbeitsliste der letzten Woche. Die Leute sind bezahlt." Frieder legte gleichgültig einige Blätter Papier auf den Tisch.

„Bringt den Betrag auf unsere nächste Abrechnung." Die Blätter wanderten in die Tischschublade.

Der Zimmermann hatte seinen Zweck erreicht und wünschte vergnügt „Gute Nacht!" Einmal aufgehoben, wurde die Liste nicht mehr geprüft und das war — sein Vortheil.

Otto Härtnagel bewohnte in der neuen Frohnfeste

eine rückwärts gelegene Zelle, welche an den Garten des Nachbarhauses stieß. Wenn sich Jemand auf die Mauer des Gartens stellte, konnte er ihm bequem die Hand reichen und die Verbindung mit der Außenwelt war hergestellt. Eine mitleidige Seele, welche diese Vermittlerrolle übernahm, fand sich in der Magd des Nachbarn. Sabine war ein junges, heiteres Mädchen. Gefangenen beizustehen, galt ihr als Christenpflicht und hier doppelt geboten, weil nach ihrer Ansicht Herr Otto unschuldig litt. Durch Sabine beförderte und erhielt der Gefangene Briefe, empfing Rath und Trost, bessere Nahrung, Zeitungen und Bücher, um sich die Langeweile zu verkürzen.

In der nächsten Nacht, der letzten vor seiner Abführung, ging Otto unruhig in der Keuche hin und her. Das kleine Fenster war geöffnet. Nach jedem Gange blieb er stehen, trat herzu und legte seine brennende Stirne an die kalten Eisenstäbe. Seine Augen schienen größer und sein Ohr lauschte in die stille Nacht. Das Säuseln der Nachtluft in den Blättern, das Seufzen eines Astes, das Zirpen einer Grille, der leiseste Ruf, welcher aus der Ferne in seine Keuche drang, schreckte ihn auf. Zuletzt umklammerte er die Eisenstäbe mit beiden Händen, seine Lippen bewegten sich lautlos, seine Brust hob und senkte sich, als lechze sie nach der köstlichen Freiheit. Ein leises Knarren, kaum hörbar, trieb ihm alles Blut nach dem Herzen. Ein Strom unsäglicher

Freude und seligen Hoffens durchrieselte seinen Körper. Sabine schlüpfte aus der Hinterthüre des Nachbarhauses in den Garten, ihr nach scheu und verzagt — Hedwig. Jene zog die Furchtsame nach der Gartenmauer, hob sie mit Hülfe einer Gartenbank hinauf und schlich an die Thüre zurück, um Schildwache zu stehen. Der Mond trat hinter schwarzen Wolkenmassen, welche am Himmel hinzogen, hervor und beleuchtete mit seinem klaren Lichte das schmerzlichste Wiedersehen. Otto streckte sehnsüchtig die zitternden Hände durch das Gitter und hauchte schmerzlich bewegt den Namen der Geliebten. Hedwig umfaßte sie innig und weinte leise, aber so bitterlich, als wollte ihr das Herz brechen.

„Du bist ohne Schuld, Otto — nicht wahr?“ schluchzte sie endlich und blickte unter Thränen auf.

Sein offenes Auge, das mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit auf ihr ruhte, gab zum Voraus die Antwort. „Höre mich an, Hedwig,“ bat Otto, „und es soll dir jeder Zweifel schwinden. Die Sache ist einfach. Wenn ich heute oder morgen oder jeden Tag meines Lebens wieder in dieselbe Lage käme, so müßte ich gerade so handeln, trotz Polizei, Gericht und Zuchthaus. Man kann, man wird mich verurtheilen ob eines unseligen Mißverständnisses, aber mein Gewissen ist frei.“

„Nein, nein!“ weinte die Arme heftig, „die Richter müssen dir Nachsicht schenken, weil du dein Leben auf's Spiel gesetzt hast.“

„Darum kümmern sich die Männer des Gesetzes nicht. Ich werde meine Strafe geduldig leiden, ohne mich entehrt zu fühlen."

„Wir leiden sie Alle mit," versicherte Hedwig. „Wie dank' ich dir, daß du den Vater gerettet hast! Was wäre aus uns geworden? Du glaubst nicht, mit welcher Liebe und Verehrung er jeden Tag von dir spricht, wenn Bekannte ihn besuchen. Er würde die größten Opfer nicht scheuen, um deine Verurtheilung zu hintertreiben."

„Was verlangen wir mehr?" frohlockte der Gefangene mit einem innigen Händedruck. „Dein Vater trat seither so streng, so abstoßend gegen mich auf, daß ich manchmal an ihm irre wurde. Seine Einwilligung schien mir zweifelhaft. Ich fühlte mich von allen Seiten verlassen."

„Er mußte so handeln wegen der unbegrenzten Feindschaft deines Vaters," erklärte Hedwig betrübt. „Es galt selbst den Schein zu meiden, als würdest du von uns unterstützt. Eine traurige Lage! Ich selbst fürchte, daß aus solchem Hasse den Kindern kein Glück erblüht."

„Sei unbesorgt," tröstete Otto mit einer Zuversicht in den Worten, die sein Herz nicht theilte. „Der Herr Stadtpfarrer besuchte mich heute Mittag und sagte mir Lebewohl. Du kennst seine Manier: freundlich und liebreich gegen Jedermann, aber auch offen und gerecht.

Er nannte das Vorgehen meines Vaters maßlos, unchristlich und ungerechtfertigt. Ich schilderte ihm unsere Lage und bat um seinen Rath. Er nannte mir zwei Wege: entweder vollkommen entsagen und den Absichten des Vaters entsprechen, oder, wenn ich mich zu diesem Opfer zu schwach fühle, möglichst bald und möglichst friedlich auf gesetzlichem Wege unsere Verbindung erstreben. Sei jede Aussicht auf Erfolg benommen, so werde mein Vater vielleicht eher seine unbilligen Ansprüche lassen und den vereinten Bitten seiner Kinder um Versöhnung nachgeben. Zum letzen Wege hab' ich mich entschlossen, und die Nachricht von der Zustimmung deines Vaters macht mich glücklich."

Hedwig theilte diese Freude nicht. Sie zog sanft ihre Hände zurück, drückte die glühende Stirne hinein und weinte laut. Der lang verhaltene Strom brach sich gewaltsam Bahn. Ihre schönen Formen schienen unter der Last des Schmerzes zu leiden und zu schwinden. Die Strahlen des Mondes glitten über ihr dichtes Haargeflecht und spielten hinüber durch die engen Oeffnungen des Eisengitters in den Kerker. Hinter den Stäben hielt sich unbeweglich ein bleiches Gesicht, noch bleicher, als die Kerkerluft zu zeichnen pflegt. Die Augen des Gefangenen senkten sich und suchten die Gestalt der Geliebten zu durchdringen. Um die fest geschlossenen Lippen zuckte es wie fernes Wetterleuchten und aus der zitternden Stimme klang Argwohn und bange Herzens-

pein, als er mühsam hervorstieß: „Was soll das heißen, Hedwig? Um Alles in der Welt, rede!"

Die Jungfrau rang nach Fassung und schluchzte beklommen, kaum verständlich: „Otto, ich möchte vergehen vor Gram und Zweifel. Mein Vater liegt schwer verwundet zu Hause, von dir gerettet; dein Vater hat dich aus dem väterlichen Hause gejagt und sein trotziger Sinn wird uns nie verzeihen. Deine arme Mutter erliegt ihrem Kummer. Du selbst gehst morgen einen schweren, schmachvollen Weg und das Alles — Alles fällt auf mich zurück. Mein Gott und Herr, gib mir Gnade, wenn ich gefehlt habe! — Otto, vergiß mich, kehr' um und erfülle den Willen deines Vaters! Dann wird wieder Friede sein in Eurem Hause und in der Stadt. Ich will Alles ertragen und sollte auch mein Herz..."

Thränen erstickten ihre Worte. Der Jüngling umfaßte krampfhaft die Eisenstangen, wie ein Blitzstrahl leuchtete es über sein Gesicht, und eisigkalter Hohn kam von seinen Lippen, als er entgegnete: „Du bist vollkommen in deinem Rechte, Hedwig. Es ist eine Unverschämtheit, von einer ordentlichen Bürgerstochter zu verlangen, daß sie mit einem entlassenen Sträfling an den Altar treten soll. Meine Schande hat dein Versprechen gelöst. Ich gebe es dir zurück und wünsche Glück zum neuen Freier."

Die Jungfrau richtete sich ruhig auf, erhob groß

und seelenvoll das Auge und sprach, die Hand auf dem Herzen: „Diese Worte habe ich nicht verdient."

„Gewiß nicht!" bejahte Otto mit schneidendem Tone. „Du nicht, aber ich habe die Schande verdient, und gehe gefaßt dem Zuchthaus entgegen."

Hedwig fühlte den scharfen Stachel dieser Worte. Sie wußte sich nicht zu helfen. „Otto — Otto!" bat sie herzgewinnend, „du willst mich nicht verstehen."

„Nur Gott ist treu, die Menschen nicht," antwortete der Verlassene dumpf und unbewegt. „Ich täuschte mich. Gute Nacht!" —

„Es ist zu spät!" hauchte Hedwig, unfähig, diese Vorwürfe zu ertragen. „Ich spielte mit dem Feuer, freudig und sorglos wie ein Kind — es hat mich ergriffen. Vor Monaten hätte ich diesen Entschluß fassen, die ersten Keime ersticken sollen. Alles Unglück wäre fern geblieben. Man hätte mir gedankt. Jetzt ernte ich Vorwürfe von allen Seiten. Otto denkt und spricht wie mein Vater, wie alle Männer."

Sie stand zaudernd, unentschlossen in einem Meere widersprechender Gefühle. Sabine gab das verabredete Zeichen. Ein tiefer Seufzer drang durch das Gitter Hedwig durch die Seele. Hastig, unwillkürlich streckte sie beide Hände nach den Stangen empor und flüsterte mit thränenumflorten Augen: „Ich folge dir, Otto, durch Leid und Freude bis zum Tode. Gott möge uns beistehen!" —

Sabina gab wiederholt das Zeichen. Noch ein herzinniger Druck der Hände, noch ein Lebewohl, und Hedwig sprang von der Mauer.

Am andern Morgen fuhr ein geschlossener Wagen durch das Städtchen. Otto saß darin mit seiner Eskorte. Nur einmal schob er die Jalousien hinauf — am elterlichen Hause. Alle Vorhänge waren herabgelassen — der letzte bewegte sich unmerklich. Otto lehnte sich tief ergriffen zurück. Er hatte genug gesehen. Er kannte die sanften, blauen Augen, welche in Thränen für ihn schwammen. —

Der Tag der Entscheidung kam. Eine solche Menschenmasse hatte der Gerichtssaal zu P. nie zuvor in seinen Mauern gesehen. Die Leute standen gedrängt, Kopf an Kopf hinter den Barrieren, in den Gängen, auf den Stiegen, selbst vor dem Hause. Die aufgestellten Wachen hatten Mühe, Ruhe und Ordnung zu erhalten. Auf der Armensünderbank saß Otto Härtnagel. Ein- oder zweimal sah er in den Saal zurück. Es that ihm wohl, so vielen Augen zu begegnen, die voll Theilnahme auf ihm ruhten. Die höhnische Fratze, welche ihm Frieder aus der ersten Reihe entgegenschnitt, blieb unbeachtet. Auf der Zeugenbank saß Meister Gold und Polizeidiener Zwiesel, mit einer Binde um den Kopf, dessen College Zauner, und mehrere Bürger. Die Verhandlung nahm den gewöhnlichen Gang. Die Anklage wurde verlesen und der Beschuldigte aufgerufen. Er berichtete einfach

den Verlauf der Sache. Dazu deponirte der Vertheidiger für die Glaubwürdigkeit und seitherige Aufführung seines Clienten die gewichtigsten Zeugnisse auf den Tisch des Gerichtes. Das Zeugenverhör begann. Meister Gold sagte aus, daß er, einmal zu Boden geschlagen, weder seine Angreifer noch seinen Retter erkannt habe. Nach seiner innersten Ueberzeugung aber verdanke er dem Angeklagten sein Leben. Am Schlusse seiner Worte reichte er Otto bewegt die Hand hinüber und erklärte ihn, um seine Aussage zu bekräftigen, zu seinem Freunde und Schwiegersohne, das Urtheil möge lauten, wie es wolle.

Laute Rufe des Beifalls ließen sich unter den Zuhörern vernehmen, die der Präsident schwer zu unterdrücken vermochte. Polizeidiener Zwiesel wiederholte frech seine früheren Aussagen, daß Otto zuerst den Meister Gold und hierauf ihn zu Boden geschlagen habe. Allgemeine Mißbilligung folgte seinen Worten. Zauner war gegen seine Gewohnheit einsilbig, antwortete mit Ja und Nein, sprach mehr in unruhigen Bewegungen als Worten und lugte beständig nach dem Eingange. Die Aussagen der übrigen Zeugen waren unbedeutend, doch günstig für Otto.

Der Staatsanwalt begründete die Anklage und stützte den Schwerpunkt derselben auf die bewaffnete und gewaltthätige Widersetzung gegen einen öffentlichen Diener. Der gewandte Vertheidiger führte alle Hülfstruppen in's Feld, die ihm zu Gebote standen: die allgemeine Achtung

und Liebe, welche der Angeklagte genoß, das feindselige Auftreten seines Vaters, die tückischen Pläne eines ränkesüchtigen Compagnon, das Unerklärbare des Schlages auf Otto's Haupt, dessen Urheberschaft Zwiesel auch heute entschieden in Abrede stellte, die verdächtigen Aussagen des verwundeten Polizeidieners, die ohne Zweifel von fremden Einflüssen bestimmt seien, und appellirte schließlich an das Gefühl der Richter. Er sprach und sprach — vergebens. Am Schlusse seiner Rede fühlte Jedermann, daß die Widersetzung auf Otto haften blieb und in dieser Beziehung eine Verurtheilung erfolgen würde. Otto hatte nichts mehr beizufügen. Die Richter wollten sich in ihr Berathungszimmer zurückziehen, als Zauner plötzlich beide Arme nach der Thüre ausspannte. Im Saale entstand Tumult, ein unruhiges Hin- und Herwogen. Man hörte laut rufen: „Platz — Platz!"

Eine Frau bahnte sich mit unglaublicher Anstrengung einen Weg bis zu den Richtern. Es war die Bötin Martha Kempter. An der Hand zog sie ein greises Mütterchen nach sich, das offenbar nicht wußte, wie ihm geschah. Alles staunte. Martha, tief Athem holend und glühend vom Marsche und der Anstrengung, winkte Otto freundlich zu, ihrer Begleiterin aber flüsterte sie in's Ohr: „Da sitzt er, der doppelzüngige Fant!" Statt der Antwort sandte das Mütterchen dem Amtsdiener Zwiesel, der sich beunruhigt abwandte, einen giftigen Blick zu. Jetzt trat Zauner vor, militärisch grüßend,

und bat um's Wort, weil er seinem Zeugnisse sehr wichtige Punkte beizufügen habe. Es wurde ihm gestattet. Martha drängte den Hausgenossen mit den Blicken und hielt das Mütterchen fest an der Hand, als könnte es ihr entlaufen. Zum ersten Mal im Leben ließ Zauner alle Variationen bei Seite, als er pathetisch begann: „Meine Herren! Ich bin ein alter Polizeidiener, der seinen Dienst kennt. Ich sage Ihnen, durch diesen ganzen Vorfall laufen geheime, nichtswürdige Pläne. Meine schwache Kraft reichte nicht aus, dieselben aufzudecken, aber ein tüchtiger Polizeimann wählt seine Organe. Der Angeklagte rettete das einzige Kind dieser Frau aus einer großen Gefahr. Sie ist ihm zum Danke verpflichtet, und deßhalb erkor ich sie zu meiner Vertrauten. Der fälschliche Compagnon des Baumeisters Härtnagel, ein herabgekommener Zimmermann, besuchte nämlich jeden Abend diesen Menschen da, der sich auch einen Diener der Gerechtigkeit nennen will. Ich witterte Unrath und sandte meine Agentin. Vergebens. Die Strolche merkten die List; der Zimmermann blieb aus, man verkehrte schriftlich. Ihr Geheimniß war undurchdringlich und das Mütterchen hier, bei welchem dieser Mensch wohnt, entweder nicht eingeweiht oder verschwiegen. Wir mußten also auf die Abreise des Zimmerherrn bis heute Morgen warten. Und jetzt, Martha, heraus mit der Sprache!"

„Redet, Anne, redet!" drang diese in die Alte. „O die schlechte Schlange! Jetzt müßt Ihr Alles sagen."

„Ja, ja!“ nickte die Frau und wandte sich drohend gegen Zwiesel. „Lauter Verstellung! Er war nicht so krank, der Lügner! Frieder hat jeden Tag Geld gebracht, dafür blieb er liegen. Der verdorbene Zimmermann möchte ein großer Herr werden und der auch. Was sagt der gottlose Verläumder, Marthe? Mein Sohn sei im Zuchthaus gestorben? Er soll d'rin sterben — er! Der Frieder hat die „Welschen“ aufgehetzt, den Meister Gold zu zeichnen. Der schlechte Kunde war selbst in der Nähe und gab Herrn Otto einen Schlag, daß er nicht mehr sah und hörte. So ist's! So ist's! Mein Sohn im Zuchthaus gestorben? Ja, Ihr müßt hinein, Ihr!“

„Woher wißt Ihr das Alles, gute Frau?“ fragte der Präsident.

„Ich lauschte, gnädiger Herr, weil die beiden Stunden lang flüsterten und mit Geld klapperten. So, so, Herr Heimtücker,“ wandte sie sich zornig wieder gegen Zwiesel, „mein Stübchen ist schmutzig, voll Ungeziefer? Er soll in ein anderes kommen — Er — — —“

„Was sagen Sie zu diesen Behauptungen?“ fragte der Präsident den Zeugen.

„Nichts,“ entgegnete Zwiesel gefaßt. „Diese Frau ist entweder betrunken oder über Nacht närrisch geworden.“

Otto und Gold sahen sich zugleich nach Frieder um. Er war von seinem Platze verschwunden.

„Auch das noch," klagte das Mütterchen und schlug die Hände zusammen. „Ich schwöre, Herr Präsident, ich schwöre!"

„Warum habt Ihr denn diese Aussagen nicht früher gemacht?"

„Er wohnte ja bei mir in der Miethe," versicherte die Alte treuherzig, „und zahlte richtig. Jetzt setzt er mein Stübchen herab, will's verlassen und sprengt mit Frieder aus, mein Sohn sei im Zuchthaus gestorben. O diese!"

„Es ist kein wahres Wort daran," opponirte der Polizeidiener heftig.

„Martha hat Alles gehört."

„Sie lügt!"

„Nein, nicht!"

„Sie lügt, sag' ich."

„Nein, nicht!"

Der Präsident gebot Ruhe und wandte sich an Martha. „Redet Ihr! Wie verhält sich die Sache?"

Martha erklärte heiter, offen, nicht ohne Befriedigung und Stolz in Haltung und Miene: „Ich hab' es nicht gehört, sondern als List benützt. Das Mütterchen war zu verschwiegen. Alle Versuche schlugen fehl. Es blieb mir nur ein Weg — Weiberlist. Keine Hausfrau läßt sich schmutzig nennen, und keine Mutter ihr Kind schmähen. Meine Worte zündeten und entflammten die

Nache meiner Begleiterin. Sie ließ sich von mir hierher führen und gestand."

In dem Saale brach ein Beifallssturm los, der alle Schranken durchbrach. Die Richter sahen ihre Ohnmacht ein, ihn zu dämpfen, und zogen sich in ihr Berathungszimmer zurück. Nach wenigen Minuten erschienen sie wieder. Ihr Wahrspruch lautete: „Frei von aller Schuld und Strafe." —

Frei verließ Otto den Saal, an der einen Hand Meister Gold, an der andern Frau Martha, von hundert und hundert jubelnden Menschen umdrängt. Voraus schritt stolz und würdevoll wie ein siegreicher General Zauner und machte links und rechts Platz.

Meister Gold rieth zu einem tüchtigen Imbiß, um sich allerseits von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen. Niemand widerstrebte. Die Heimfahrt der glücklichen Menschen glich einem Triumphzuge.

V.

Westeshauch und Stürmewuth,
Wellenspiel und tolle Brandung,
Frühlingsduft und Sommergluth
Treiben uns zur fernen Landung.
Wohl dem Schiffer, dem nicht graut,
Wenn er jenes Ufer schaut. —

Nicht weit vor Gleichau liegt ein kleines, hübsches Tannenwäldchen, ein von der Natur selbst geschaffener Park. Es birgt unter seinen immergrünen Zweigen ein altehrwürdiges Kapellchen, dessen Ursprung in den sogenannten Schwedenkrieg hinaufreicht. Hierher lustwandeln an schönen Sommerabenden die Bewohner der Stadt, namentlich das zarte Geschlecht, und verrichten zugleich ihre Andacht. Wie hoch das kleine Gotteshaus bei ihnen in Ehren steht, beweisen die vielen Blumen und Kränze, welche seinen Altar, seine Wände und selbst seine Pforte von Tag zu Tag mit frischer Pracht schmücken. Dafür weiß manche Familie in der Stadt und Umgegend zu berichten, daß ihr an dieser Stelle in schwerer Drangsal Hülfe wurde, und wunderbare Ereignisse aus alter Zeit, die sich hier zutrugen, leben im Munde des Volkes fort und fort.

Seit langen, langen Jahren wurde in der Waldkapelle, deren stille Umgebung schon zur Andacht stimmte, nicht so viel und so inbrünstig gebetet, als an dem Tage, welcher den jungen Härtnagel vor den Schranken des

Gerichtes sah. In aller Frühe füllten Frauen und Jungfrauen den engen Raum. Die ersteren knieten auf der rechten Seite, in ihrer Mitte Otto's Mutter, von Schmerz und Gram gebeugt. Auf der andern schaarten sich die Mädchen um Hedwig, welche der Anblick der unglücklichen Frau noch mehr erschütterte. An der Thüre standen einige Bürger und viele der jungen Freunde Otto's, eine sichere Bürgschaft für seinen innern Werth und die Achtung, welche daraus entsprang. Die letzten Andächtigen verließen die geweihte Stätte erst, als der „Angelus Domini“ zur Heimkehr rief und das Schicksal des Angeklagten längst entschieden war.

Die meisten Leute, welche die Neugierde zur Verhandlung nach P. getrieben hatte, kehrten im Laufe des Nachmittags zurück und verkündeten frohlockend die Siegesbotschaft. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Straßen, denn Jeder fühlte sich mehr oder minder durch die Schande betrübt, welche das „Stadtkind“ durch das Zuchthaus betroffen hätte. Manche Frauen machten sich ein Geschäft daraus, von Haus zu Haus zu rennen, um möglichst viele Nachbarn mit der frohen Kunde zu überraschen.

Bei Vater Härtnagel meldete das Ereigniß mit der Wichtigkeit eines Eilboten zuerst der Zimmermann Frieder. Der Baumeister hatte es aufgegeben, sich als freiwilligen Arrestanten in sein Zimmer zu sperren, war wieder dem ganzen Hause sichtbar, schloß sich aber noch streng von der

Außenwelt ab. Frieder bot alle Kunst der Verstellung auf, um in seinem Eifer froh und glücklich zu erscheinen. Durch die heuchlerische Maske leuchteten aber die Funken getäuschter Bosheit, selbstsüchtiger Gierde und teuflischen Hasses so grell, daß Frau Mathilde sich unwillkürlich abwandte. „Es ist geglückt," rief er am Schlusse seiner Worte, „wenn auch mit einer gemeinen List, mit einem schlechten Kniffe. Genug! — es ist geglückt."

„Was schwatzt Ihr da?" fragte Härtnagel aufgebracht, nicht im Stande, seine Freude als Vater ganz zu bemeistern. „Schlecht, gemein und ein — Härtnagel!"

„Herr Otto mag unbetheiligt sein," entschuldigte Frieder. „Der Allerweltsmeister Gold hat mit dem alten Schnapsbruder Zauner die Geschichte in's Werk gesetzt. Ha, ha, ha! — es ist zum Todtlachen. Denken Sie Sich: ich soll die Ursache von allem Ungemach des Herrn Otto sein, nach Ihrem Geld, Haus und Geschäft streben und weiß Gott, was noch. Ich lasse mir die Beschimpfung gefallen, weil sie Herrn Otto gerettet hat. Auch den Polizeidiener Zwiesel, welcher mit mir verdächtigt wurde, will ich bereden, keine Klage auf Ehrenkränkung zu erheben. In solchen Lagen gibt's nur eine Losung: Hilf, was helfen kann."

Frau Mathilde athmete froh auf. Der Baumeister aber warf protzig hin: „Ihr könnt beide klagen. Das sind Injurien, Bagatellgeschichten, die sich mit ein paar Gulden abmachen lassen."

Frieder lief es eiskalt über den Rücken. Von allen Seiten thürmten sich Gefahren auf. Es war höchste Zeit für ihn, den mühsam errungenen Platz zu behaupten. „Ich sehe in der Sache klarer," sprach er mit trauriger Miene. „Diesem Landpfuscher ist's ein Dorn im Auge, daß ich treu zu Ihnen stehe und schon manchen seiner Anschläge vereitelte. Der alte Heimtücker ist schlauer als zehn Füchse. Es muß Zwietracht gesäet, wir müssen entzweit werden, damit er mit Hülfe seines zukünftigen Schwiegersohnes in Ihr Haus und Herz eindringen kann."

Der Baumeister sann einige Augenblicke nach, bevor er erklärte: „Wenn mein Sohn" — dieses Wort war seit Wochen nicht über seine Lippen gekommen — „reuig zurückkehrt, so sei er in seinem Elternhause mit Freuden willkommen."

„O ja, Vater!" bat die Mutter schüchtern. „Das Gericht hat ihn freigesprochen — vergib auch du!"

„Von ganzem Herzen, Mathilde, wenn er seine verkehrte Neigung aufgibt, wenn er ohne diesen Menschen kommt, welcher mein Geschäft mit Schaden, mein Haus mit Schmach übergossen, welcher das einzige Kind von meinem Herzen gerissen hat. Mit diesem, bleibt ihm meine Thüre verschlossen."

Die Mutter widersprach nicht, verlor auch kein weiteres Wort der Bitte. Es waren in der letzten Zeit so viele Stürme, so schwere Vorwürfe über die schwache Frau ergangen, daß sie in stiller Geduld Alles hinnahm

und sich in ihrem eigenen Hause fremd fühlte. Frieder faßte bei dieser Rede seines Compagnon wieder frischen Muth und bemerkte mit erheucheltem Unwillen: „Herr Otto könnte schon hier sein; statt dessen feiert er mit seinem zukünftigen Schwiegervater und der Braut ein Festmahl in P. Im Weine werden sie den alten Bund besiegeln und Abends vereint im Triumphe in die Stadt einziehen.“

„Wie er will,“ entgegnete Härtnagel bitter und brach das Gespräch ab.

Als die Dämmerung ihre langen Schatten durch die Tannen warf, welche wie Kerzen sich aneinander reihten, stand die Waldkapelle verwaist bis auf zwei Personen. Vor dem Gnadenbilde kniete Frau Härtnagel. Sie dankte der hohen Himmelskönigin in Worten freudiger Rührung und stellte ihr all' die Last ihres noch immer kummerschweren Herzens, die ganze Zukunft vertrauensvoll anheim. Nach ihr war Hedwig eingetreten, leise, leicht und froh, mit dem Glücke und der unerschöpflichen Hoffnung der Jugend, hatte sich an der Thüre niedergekniet und betete Worte des heißesten Dankes.

Sie blieben nicht lange ungestört. Auf der Landstraße, die um den Saum des Waldes biegt, rollten mehrere Wägen im scharfen Trabe heran. Jetzt hielten sie. Man vernahm ein buntes Gemisch lebensfroher Stimmen, ohne etwas unterscheiden zu können, munteres Lachen und laute Zurufe. Die Peitschen knallten, die

Pferde zogen wieder an und setzten ihren Weg nach der Stadt fort. Bei den ersten Lauten, welche in die Kapelle drangen, eilte Hedwig vor die Thüre. Frau Härtnagel folgte ihr auf dem Fuße. Das Mädchen hatte kaum Zeit, die gebeugte Frau ehrerbietig zu begrüßen. Bevor sie ein Wort wechseln konnten, theilten sich die Zweige zur rechten Hand und Otto sprang auf den freien Platz. Die frische Luft, der rasche Gang und die freudige Erregung hatten bereits wieder Rosenblüthen auf seine Wangen gezaubert und kämpften siegreich mit der krankhaften Bläſſe, welche die Keuchenluft erzeugte. Die beiden Frauen sehen und auf sie zueilen war ein Werk des Augenblicks. Die Mutter mit dem rechten Arme umschlingend, mit der Linken Hedwig an sich ziehend, jubelte er im Uebermaß der Freude: „Willkommen, meine zwei liebsten Wesen in der ganzen, weiten Welt!“ —

Nach den ersten Begrüßungen flogen Fragen und Antworten hin und her. Es schien, als habe niemals die trübe Wolke der Zwietracht diese Gruppe umschattet. Sie traten zusammen in die Kapelle und ihre Herzen vereinigten sich in einem einzigen, lebendigen Strome des Gebetes, der dankend zum Himmel aufstieg.

„Wie kommst du eigentlich hierher?“ fragte Frau Härtnagel, als sie wieder aus dem Kirchlein traten.

„Meine Begleiter ließen mich absteigen. Ich wollte den Groll des Vaters durch einen lärmenden Einzug nicht

steigern, und sie ehrten meine Absicht. Es zog mich unwiderstehlich nach diesem Gnadenorte."

„Wer Gott sucht, Otto, geht niemals fehl. Und Hedwig?" fragte die Mutter weiter. „Ich dachte Sie in P. bei einem großen Fest- und Freudenmahl."

„Das hat Frieder gesagt," entgegnete das scharfsinnige Mädchen entrüstet. „Ihm ist keine Lüge zu schwarz, wenn er uns verdächtigen und Sie gegen uns aufbringen kann."

„Sein schlechtes Handwerk ist gelegt," versicherte Otto zuversichtlich. „Der Vater wird staunen über die Enthüllungen, welche die brave, treue Martha vor die Richter gebracht hat."

„Mache dir keine Hoffnungen, Otto!" mahnte Frau Härtnagel traurig. „Es ist immer das alte Wort, welches ich wiederholen muß. Der Bösewicht hat vorgebaut. Dein Vater ist bereits unterrichtet. Frieder gilt in seinen Augen als ein ungerecht Verleumdeter, als ein Martyrer, der für deine Freisprechung jede Schmach geduldig hinnahm."

„Das ist zu viel!" fuhr Otto mit dem hitzigen Ungestümm der Jugend auf und schüttelte drohend die Faust. „Diesmal stand ich unschuldig vor den Richtern. Kommt mir aber dieser Schurke in den Weg, so wird es passiren, daß ich schuldig wieder an denselben Platz trete."

Hedwig schmiegte sich bittend an den aufgebrachten Jüngling. „Nicht dein, dem Herrn ist die Rache," mahnte

Frau Härtnagel ernst. „Wenn du deine Mutter liebst, so wirst du dich nie an diesem Menschen vergreifen.“ Die kleine Frau stand so ruhig und achtunggebietend da, daß ihr Sohn beschämt die Augen zu Boden senkte. „Lerne verzeihen und füge dich in das Unabwendbare!“

„Also bleibt mir das Vaterhaus noch immer verschlossen?“ seufzte Otto.

„Wenn du allein kommst, nicht.“ Die Mutter sprach nicht weiter. Ihr Auge ruhte wehmüthig auf dem jungen Paare.

Hedwig trat zögernd einen Schritt vor und wollte sprechen.

„Still, still!“ wehrte Otto heftig, ihre Hände fassend. „Ich weiß, was du sagen willst. Es geschieht nicht. Ich nehme deine Entsagung nicht an, in Ewigkeit nicht! Mein Vater hat keinen gerechten Grund, unsere Verbindung zu tadeln und zu hindern. So sagt der Herr Stadtpfarrer, so dein eigener Vater. Er ist sonst ein gerechter und richtiger Mann — hier blendet ihn leider Haß und Eifersucht gegen einen Gewerbsgenossen, und ein schlechter Geselle schürt die verderbliche Flamme. Aber Mutter — liebste Mutter! — du — an dich wende ich mich. Gib uns deine feste Zustimmung, gib uns deinen Segen! Wir können das ganze, unschätzbare Glück anderer Kinder nicht erlangen, so wollen wir wenigstens mit deinem Wort und Willen zum Traualtar treten.“

Er zog Hedwig an seine Seite nieder. Die Mutter konnte nicht widerstehen. Sie beugte sich weinend über ihre Kinder und betete aus ganzer, tiefer Seele: „O Maria, Mutter der Betrübten, bitte für sie! Vater im Himmel, verzeihe ihnen, wenn sie Unrecht thun! Segne sie und führe sie mit starker Hand durch das Leben!"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Die Bäume rings-um rauschten ein „Amen!", das feierlich fortklang über Berg und Thal.

Otto quartierte sich bei seinem Taufpathen ein, einem alten, biedern Glasermeister, der ihn freudig auf-nahm. Sein erster Gang am andern Morgen war in die Kirche und von da in den Pfarrhof, um dem Herrn Stadtpfarrer für seine liebevolle Theilnahme während der Untersuchungshaft zu danken. Hier wurde ihm zugleich der Auftrag, den Herrn Stadtschultheiß wegen einiger Aufschlüsse für seine Person zu ersuchen, und er entsprach demselben sofort. Der Stadtvorstand empfing ihn mit freundlichem Ernste, wünschte ihm alles Glück zu seiner Freisprechung und fuhr theilnehmend fort: „Das Uebrige, was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist weniger angenehm. Hat Ihnen der Herr Stadtpfarrer gesagt, daß wir gestern Abend bei Ihrem Vater waren?"

Otto verneinte.

„Gut, wir besuchten ihn, um einen Vergleich zu Stande zu bringen, den abscheulichen Geschäftsneid in Güte zu heben und den entzweiten Familien und der

Stadt wieder Frieden zu geben. Die besten, eindringlichsten Worte des Herrn Stadtpfarrers verhallten fruchtlos. Ihr Herr Vater hat sich eine ganze Welt voll Trotz und falschen Dünkels in den Kopf gesetzt. Nachgeben, Verzeihen, das Erkennen und Zugestehen eines Unrechts hält er für Schwäche, für unauslöschliche Schande. Sein ganzes Streben ging dahin, uns möglichst kurz abzufertigen, wie etwa die Mächtigen der Erde zudringliche Bittsteller. Bei dem Abschiede gab er mir diese Rolle mit dem Ersuchen, sie Ihnen gegen Bescheinigung zuzustellen. Es sei Ihr Erbtheil. Hier ist sie."

„Ich versichere Sie, Herr Stadtschultheiß, daß ich Ihre vereinten Bemühungen zu schätzen weiß und mit dem größten Danke anerkenne. Diese Rolle aber kann ich nicht annehmen und noch weniger darüber quittiren. Ich würde dadurch mein Recht für alle Zeiten vergeben. Ein solcher Schritt scheint mir unklug. Ich gehe meinen eigenen Weg und verlange nichts von meinem Vater. Aus diesen Gründen erlaube ich mir die Bitte, ihm das Geld zu seiner Verfügung wieder zustellen zu wollen."

„Es soll geschehen, denn Ihre Vorsicht ist am rechten Platze. Nun aber lassen Sie Sich einen Rath geben von mir, einem Bürger, der diesem Parteigetriebe fern steht. Treten Sie auf als Mann, fest und energisch, halten Sie Ihrer Braut das gegebene Wort, bewerben Sie Sich um die Concession und Bewilligung zur Hei-

rath! Es steht nichts im Wege — also vorwärts! Was Bitten und Vorstellungen bei Ihrem Vater nicht vermochten, das bewirkt vielleicht die vollendete Thatsache. Meister Gold war heute schon bei mir. Er gibt seiner Tochter eine Mitgift — allen Respekt! Die kleine Biene hat nicht schlecht gesammelt. Also?"

„Dahin geht auch mein Entschluß," stimmte Otto bei. „Er stand fest, bevor ich Ihre Schwelle betrat. Ich ersuche, meine Sache zu Protokoll zu nehmen, sobald es Ihre Zeit erlaubt."

„Noch etwas: Sie dürfen nicht zu Meister Gold ziehen, als junger Baumeister auch in keine Miethe. Erst den eigenen Herd gebaut und dann für Andere! Bedürfen Sie später das Haus nicht mehr, so finden sich Käufer." Auch hier willigte Otto ein. „Und zum Schlusse sage ich Ihnen," fuhr der Vorstand lächelnd fort, „daß Sie mir nur auswärts bauen! Sie gerathen sonst in Collision mit Ihrem Vater und Ihrem Schwiegervater und der Spektakel geht doppelt los. Diesen kleinstädtischen Spießbürgern ist die Concurrenz noch eine unbekannte Gegend."

Otto versprach die Befolgung dieser Rathschläge, welche mit seinen Ansichten übereinstimmten. In kurzer Zeit erhielt er das Meisterrecht und die Ansässigmachung.

Nun erwarb sich der junge Meister Grund und Boden, nahm Gesellen und Taglöhner auf und legte rüstig Hand an's Werk. Bis zum Winter sollte das

neue Haus unter Dach und Fach kommen und zum Theile bewohnbar werden. Für diesen Zeitpunkt wurde auch die Hochzeit festgesetzt.

Je näher der entscheidende Tag heranrückte, desto mehr hatten die Brautleute, abgesehen von dem Neubau, zu sorgen und zu schaffen. Ein neues Hauswesen von Grund aus ordentlich einzurichten, ist ein schönes Stück Arbeit. Wer es jemals selbst probirte, wird mit freudigem Rückblicke auf das gelungene Werk beistimmen. Bei Meister Gold wurde das ganze Haus gestürzt, um die Tochter standesgemäß und noch ein gutes Theil über ihren Stand auszustatten. Auch Otto war nicht so verwaist, wie es schien. Seine Mutter ließ es sich nicht nehmen, im Stillen für ihr einziges Kind zu sorgen, und Martha machte den Canal, durch welchen die kleinen Transportschiffe unbemerkt hin- und herliefen.

Mit Einbruch des Winters war die neue Wohnung so weit fertig und meublirt, um zwei zufriedene Leute aufnehmen zu können. Meister Gold stand mit seinem zukünftigen Schwiegersohne in dem einfachen Wohnzimmer und hielt Rundschau, ob nichts von Belang mehr fehle. „Für den Anfang genügt's," bemerkte Otto. „Im Frühjahre bauen wir weiter."

„Freilich," stimmte Gold bei, „und bis dahin stehen Eure „schönen Sachen" in unserem Hause gut."

„Wir haben uns tüchtig geeilt — nicht wahr?"

„Dafür ist am Sonntag Hochzeit. Dem Verdienste

seine Krone! Du darfst zufrieden sein, wenn du bedenkst, daß dir Frieder alle Gesellen aushob."

„Das sind so seine Geschäfte," meinte Otto verächtlich. „Mein Vater weiß von diesen gemeinen Streichen nichts."

Meister Gold schwieg, was keiner Zustimmung gleich sah. „Nun," bemerkte er nach kurzer Pause, „dem sei wie immer. Lassen wir der Sache ihren Lauf! Was aber deinen Ehrentag betrifft, so hätte ich eine Bitte auf dem Herzen. Euere Hochzeit ist einmal nicht wie andere. Sie macht ein ernstes, trauriges Gesicht. Du weißt, was für Tollheiten hier bei solchen Festen im Schwunge sind mit Musik, Stutzen- und Böllerschüssen und selbst Feuerwerk. Steht ab davon — ich habe meine guten Gründe. Vermeidet Alles, was den bitteren Groll deines Vaters steigern könnte. Ersuche die jungen Leute, daß sie dir zu Liebe alle lärmenden Auftritte bei Seite lassen."

„Sie sprechen mir aus der Seele," antwortete Otto. „Es soll geschehen, wiewohl ich mir keinen großen Erfolg verspreche."

„Aha!" lachte Gold, „das junge Volk möchte dem siegreichen Widerstand einen Triumph bereiten? Das paßt in den Kram dieser Tollköpfe. Es darf nicht sein. Du mußt dich ernstlich widersetzen."

„Ich will Alles aufbieten," versprach Otto nochmals, „schon deßhalb, um nicht mit einem Gange, den

ich morgen vorhabe, in directen Widerspruch zu gerathen."

„Ich ahne diesen Gang," behauptete Gold. „Laß hören!"

„Ich will meine Eltern um Verzeihung bitten für jede trübe Stunde, die ich ihnen bereitete, und sie zur Trauung einladen. Es ist der letzte Versuch bei meinem Vater."

„Niemals der letzte!" entgegnete Gold mit Nachdruck. „Er ist der Vater, du der Sohn. So lang du lebst, darfst du keinen Weg und keine Mühe scheuen, eine Versöhnung herbeizuführen. Das merke dir!" —

Am andern Morgen führte Otto sein Vorhaben aus. Die Mutter empfing ihn still. Ein Druck der Hand sagte ihm Alles. Der Baumeister stand bei seinem Arbeitstische und hörte, die Arme gekreuzt, die Stirne in finstere Falten gezogen, die Lippen zusammengepreßt, seine Worte an. Beim letzten trat er zurück, riß seinen Maßstab hinter dem Tische vor und drang wüthend auf Otto ein mit dem Rufe: „Verräther! dich sollen alle ... — —"

Die Mutter warf sich zwischen Vater und Sohn, der in aller Hast das Zimmer räumen und das Haus verlassen mußte, um thätlichen Mißhandlungen zu entgehen. Auf der Treppe sprang er gegen Frieder, der den Flüchtigen grob bei Seite stieß und ihm mit lautem

Hohne in's Gesicht lachte. Es zuckte dem jungen Manne durch alle Glieder, bebend vor Wuth hob er die schlagfertige Faust — das Wort der Mutter fiel ihm ein, er ließ die Hand sinken und ging seines Weges.

Hell und klar brach der Hochzeitsmorgen an. Die erste Person, welche Leben in die stillen Straßen brachte, war der Stadtthürmer. Den Tag selbst blies er vom Hauptthurme an, den Ehrentag aber mit seinem ganzen Corps vor dem Hause der Braut, schmetternd, voll- und jubeltönig, damit er Glück bringe dem jungen Paare und reichen Dank seiner Kunst.

Gewöhnlich wurde vor dem Hochamte getraut. Die Bewohner von Gleichau hatten noch keine Idee, daß es nobler sei, sich an Werktagen, und ganz vornehmer Ton, sich des Mittags trauen zu lassen. Otto und Hedwig traten zur rechten Zeit den wichtigen Gang an, in aller Stille, wie sie meinten, nur von Meister Gold und Otto's Taufpathen als Zeugen begleitet. So hatte es Gold ausdrücklich angeordnet. Da fiel beim Einbiegen in die Hauptstraße ein Schuß. Wie mit einem Schlage stand die ganze Gasse in Feuer und Flammen. Links und rechts blitzte und knallte es, Böllerschüsse krachten vom nächsten Berge mit lautem Paukenschlag darein, daß man sich fürchten mochte, große und kleine Fahnen tauchten aus den Fenstern, um mit freudigem Schwenken die Brautleute zu begrüßen, Blumen und Kränze regnete es von allen Seiten, daß diese nicht genug danken konnten.

Gold sah unwirsch dem Spektakel zu und traute kaum seinen Augen, als er die Freunde Otto's insgesammt vor der Kirche zum Willkommen stehen sah. Die jungen Leute hatten ihr gegebenes Wort gehalten, aber Andere arbeiteten um so thätiger für sie.

Die Trauung war vorüber. „Amen — es geschehe!" sagte der Priester und sein Auge ruhte nicht ohne Wehmuth und doch voll Freude auf dem schönen Paare. Hedwig, in dem einfachen, weißen Brautkleide, den Myrthenkranz durch die reichen, kastanienbraunen Flechten geschlungen, die langen Wimpern züchtig gesenkt, daß sie das flammende Roth der Unschuld und Hoffnung auf ihren Wangen beschatteten, glich der Rosenknospe, welche den jungfräulichen Kelch dem frischen Morgenthau erschließt. Der Priester wollte sich zum Altare wenden, als im Schiffe der Kirche eine unruhige Bewegung entstand. Der Polizeidiener Zauner war es, welcher eilig und rücksichtslos die Andächtigen auseinander schob. Er drängte sich bis zum Altare und flüsterte dem Herrn Stadtpfarrer einige Worte in's Ohr. Der Mann sah so verstört und erschrocken aus, als bedürfe er selbst des geistlichen Beistandes.

Der Priester nahm, ohne eine Secunde zu verlieren, das Allerheiligste aus dem Tabernakel, segnete das Brautpaar und die Versammelten und schritt durch die Kirche. Zauner und der Sakristan folgten ihm. Die Leute sahen staunend und verwundert nach. Viele folg-

ten neugierig. Andere harrten in stillem Gebete an ihren Plätzen, bis nach dem Versehgang das Hochamt beginnen würde. —

Die stürmischen, widerstrebenden Gefühle zu schildern, welche an diesem Morgen die Brust des Baumeisters Härtnagel durchwogten, ist unmöglich. Wie der Sohn, so hatte auch der Vater bis zum letzten Augenblicke auf Nachgiebigkeit gehofft. Nun sanken alle seine stolzen, ehrgeizigen Pläne zertrümmert zu Boden — zertrümmert für immer. Mit düsterem, drohendem Blicke durchmaß er die Räume seines Hauses, um nachzusehen, ob Niemand fehle. Sein Machtgebot hatte der Gattin und den Dienstboten den Besuch der Kirche strengstens untersagt. Hierauf trat er in sein Zimmer, um sich von der Außenwelt abzusperren. Die Glocken schlugen zusammen — ihre Töne klangen wie Grabgeläute in sein Ohr. Die ersten Freudenschüsse knallten und krachten — sie fuhren todbringend durch sein zuckendes Herz. Betäubt sank er auf einen Stuhl, preßte das Gesicht in beide Hände und stöhnte laut: „Mein Sohn — mein einziger Sohn!" —

Eine wehmüthige Regung, die erste seit Monaten, drängte sich gewaltsam in sein Herz und trieb dem Widerstrebenden eine Thräne in's Auge. Hastig trocknete er sie, wie aus Scham vor sich selbst, und richtete sich auf. Sein Auge fiel auf die Geschäftsbücher, welche umherlagen. Eine Empfindung, ein Ausdruck, so bitter,

so unendlich schmerzhaft, verzog seine regelmäßigen Züge, daß man sie schwer wieder erkannte. Die kräftige Gestalt sank in sich zusammen, die Hand stemmte sich auf den Tisch. Frieder stand vor seinem geistigen Auge, der liederliche, verdorbene Meister, der nun jede Stunde kommen mußte, um ihn an sein Versprechen, an das Compagnie-Geschäft zu erinnern. Sollte er seine Ehre und seinen guten Namen einem solchen Menschen opfern? Sollte er fortan mit diesem streitsüchtigen Trinker und Spieler sein Renommee, sein Geschäft, seinen Gewinn theilen? Sollte er ihm Einsicht gestatten in diese Bücher, worin das letzte Jahr manche Lücke gelassen und wieder manchen Posten hingestellt hatte, der in Wirklichkeit nicht existirte? Ein kalter Schauer überfiel seinen Körper und schnürte ihm krampfhaft die Brust zusammen. „Fort, fort!“ stöhnte er und raffte sich auf. „Fort! — ich will nicht.“

Schnellen Schrittes, wie ein Flüchtling, verließ Härtnagel sein Haus, als könnte er so dem Verfolger und seinem gegebenen Worte entrinnen. Er eilte die menschenleeren Nebenstraßen entlang und wandte sich unwillkürlich nach dem neuen Schulhause, in welchem seit gestern das Holz- und Fachwerk aufgeschlagen war. Der Tannenstrauß mit den vielfarbigen Bändern flaggte am Gipfel, wo der Altgesell seinen kernigen Bauspruch gehalten und sein Glas auf das Wohl der Stadt und des Baumeisters geleert hatte.

Härtnagel betrat den „theueren" und darum seit Monaten hingeschleppten Bau von der Rückseite. Näher und näher donnerten die Schüsse und von der Straße her vernahm man das Nahen der Leute. Um nicht gesehen zu werden, stieg er auf den vorhandenen Leitern in die oberen Stockwerke, kletterte über die Balken, die erst theilweise gelegt waren und stieg höher und höher bis zum letzten Fenster, welches die Mauer bildet. Er kann dem Drange, seinen einzigen Sohn und dessen Braut zu sehen, nicht widerstehen. Vorsichtig schiebt er den Kopf hinaus, wendet ihn links und vermag so mit einiger Anstrengung die Kirchthüre und den kleinen, freien Platz vor derselben zu überschauen, ohne selbst bemerkt zu werden. Er trifft gerade den Moment, wo das Brautpaar herantritt und freut sich unverholen an den bildschönen, jugendlichen Gestalten. Da fällt sein Auge auf Meister Gold, wie er strafend den Freunden des Bräutigams mit dem Finger droht. Dieser Anblick treibt Zornesgluth auf seine Wangen, preßt ihm die Kehle zusammen, dringt wie ein Dolchstich durch sein Herz. Er fährt zurück, unvorsichtig das Gesimse loslassend. Sein Fuß verfehlt den Balken, ein lauter Aufschrei — er sinkt blitzschnell, die beiden Arme schlagen links und rechts auf, ohne sich halten zu können, und der Unglückliche fällt mit dumpfem, schauerlichem Falle von Stock zu Stock bis zum Grunde, wo er bewußtlos liegen bleibt.

Leute, die verspätet zur Kirche eilten, vernahmen

aus dem Neubau ein leises Stöhnen und Aechzen. Einige achteten nicht darauf und rannten vorbei. Andere besorgten einen Unfall und sahen nach. Diese fanden den Baumeister im bejammernswerthesten Zustande, bewußtlos, zerschlagen, in seinem Blute schwimmend. „Selbstmörder!" zischelte eine vorlaute Stimme, und Niemand rührte mehr ein Glied zur Hülfe. Noch einzelne Neugierige kamen nach, darunter zum Glücke Polizeidiener Zauner. Seine Autorität und sein Commando wirkten. Zwei starke Bretter, auf Walzen gelegt, mußten zur Tragbahre dienen. Man hob den Ohnmächtigen vorsichtig darauf und trug ihn behutsam in's Freie. Zauner, welcher als Soldat den Tod in allen Gestalten auf dem Schlachtfelde gesehen, überzeugte sich bald, daß hier keine Minute zu verlieren sei.

„Wohin?" fragten die Träger. „Nach seinem Hause?"

„Um Gottes willen — nur nicht!" wehrte der Polizeidiener. „Der Schlag würde die arme Frau treffen. Hierher Leute!" rief er kurz entschlossen und läutete an der Frohnfeste, in deren unterem Geschoß der Gerichtsdiener wohnte.

Rasch und bereitwillig wurde geöffnet. Der Gerichtsdiener stellte sein eigenes Bett zur Verfügung und man legte Härtnagel mit aller Schonung darauf. Zauner eilte hinweg und brachte nach wenigen Minuten den Gerichtsarzt. Ein Blick, eine flüchtige Untersuchung ge-

nügte diesem. Er ordnete sofort das Nöthige an, gebrauchte einige Stärkungsmittel, die er zur Vorsorge bei sich führte, und hatte bald die Freude, den Schwerverwundeten zum vollen Bewußtsein zurückkehren zu sehen. Härtnagel schaute befremdet das Zimmer, die Leute, den Arzt an. Er konnte kein Glied regen. Ein schmerzlicher Zug auf seinem Gesichte verrieth, daß er den Zusammenhang fühlte und seine Lage begriff. Der Physikus legte einen Nothverband an, so gut es die Umstände gestatteten. Härtnagel litt schwer und lauschte mit ängstlicher Miene, als ihm derselbe einige Worte in's Ohr flüsterte. Er nickte. Ein Wink des Doctors und Zauner flog nach dem Arzte der Seele, dem Beichtvater. —

Die heilige Handlung dauerte lang, sehr lang. Endlich öffnete der Priester die Thüre, um die nächsten Verwandten zu dem Sterbenden zu führen. Seine Frau kniete betend auf der Schwelle. Todesbläße bedeckte ihr Antlitz. Zauner hatte sie schonend von dem Unglücke in Kenntniß gesetzt und herzugeführt. Sie stürzte nach dem Schmerzenslager ihres Mannes, sie sank in die Kniee. Ergeben lag der Kranke da. Ein stiller Friede, wie nie vorher, ruhte in seinen Augen, auf seinem Antlitze. „Vergib mir, Mathilde!" flüsterte er. „Ich kann nicht mehr reden. Vergib mir!"

Für die brave Frau waren die traurigen Stunden der Vergangenheit aus dem Gedächtnisse gelöscht. Sie las den Seelenfrieden in seinen brechenden Augen, sie

drückte ihre Lippen auf seinen Mund, sie benetzte seine Wangen mit ihren Thränen. Der Gedanke, gerade jetzt scheiden zu müssen, schien ihr unmöglich.

Der Kranke richtet sich mühsam, mit letzter Anstrengung ein wenig auf und sieht sehnsuchtsvoll nach dem Fenster, als ob er Jemand erwarte. Der Priester hat den Gedanken des Sterbenden errathen und schickt schnell in aller Stille nach dem Brautpaar. Otto und Hedwig eilen aus der Kirche herbei und treten in's Zimmer. Ihnen folgen die beiden Zeugen. Der Sohn sinkt vor dem Bette nieder und bedeckt die Hände seines Vaters mit Küssen. Zitternd, bleich, unter Thränen steht die lang verfolgte Braut da und wagt es nicht, dem zürnenden Manne zu nahen, so sehr ihr Herz sie drängt. Der Herr Stadtpfarrer kommt ihr zu Hülfe und führt sie an das Schmerzenslager des Baumeisters, diesem freundlich zurufend: „Ihre Tochter ist da, Vater! und bittet mit Otto, Ihrem einzigen Sohne, um Ihren väterlichen Segen.“

Der Vater lächelt, reicht der Braut und dem Sohne die schon erkaltende Rechte, gibt ein Zeichen, sie knien nieder und empfangen seinen Segen. Nochmals erhebt er die Hand und streckt sie zitternd Gold entgegen. Er zieht ihn herbei, herab, — sie geben sich den Kuß des Friedens.

Es war der letzte Akt seines Lebens. In der Frohnfeste, welche er gebaut und die sein Sohn als der erste Gefangene betreten mußte, hauchte Baumeister Härt-

nagel in wenigen Minuten seine Seele aus — im Frieden. — — — —

Wir haben wenig mehr beizufügen. Meister Gold und Meister Härtnagel junior vereinigten ihre Geschäfte.

Niemals störte der geringste Zwist den Frieden ihrer Familien. Die beiden Meister zählten nach einigen Jahren zu den vermögendsten und angesehensten, aber auch beliebtesten Geschäftsleuten der Gegend.

Otto's Mutter verlebte ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit, geehrt und geliebt von ihren Kindern. Ihr täglicher Gang war nach der kleinen Waldkapelle. Zwei muntere, blondgelockte Knaben, ihre Enkel, begleiteten sie.

Der Polizeidiener Zwiesel wurde wegen der zweideutigen Rolle, die er im Dienste der öffentlichen Sicherheit gespielt, entlassen. Zauner dagegen erhielt von der Stadt eine bedeutende Zulage. Mit dieser und den kleinen Zuschüssen, welche seine Frau, die Bötin Martha, heimbrachte, konnte er leben. Für die kleinen Nebenbedürfnisse des Lebens sorgten Otto und Hedwig Härtnagel.

Und Frieder, der Zimmermann und Compagnon? Frieder geht — betteln, seit Jahren betteln. Er kehrt häufig vor Härtnagel's Thüre ein und betet sein Vater unser. Der Hausherr geht still an ihm vorüber. Die junge Frau aber sorgt mit vieler Liebe für den alten, armen Mann und läßt ihn nicht verkümmern.

Ein Metzen Zwölfer.

I.

„Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben."

Sprichwort.

Der Sonntag ist so recht der von dem Herrn selbst gesetzte Ruhe- und Erholungs-, Belebungs- und Erbauungstag für den fleißigen, schaffenden Erdenbürger, sei er Gelehrter oder Beamter, Kaufmann oder Handwerker, Landmann oder was immer. Wenn auch manchmal in den Wochentagen des Lebens Plage sich hoch, riesenhoch aufthürmt, daß Kopf und Hand erschlaffend feiern möchten, wenn noch dazu ungeahnte Hindernisse und Verdrießlichkeiten dem raschen Abwickeln der Arbeit hemmend in den Weg treten, die Mühe verdoppelnd, den Muth beugend: so blickt das Auge sehnsuchtsvoll, mit freudiger Hoffnung nach dem sichern Ruhetermin des Sonntags und ein frischer, belebender Strom durchzuckt die ermatteten Glieder. Darum ist es auch das allerschmählichste Armuthszeugniß, welches sich müßige Strolche und noble Müßiggänger selbst ausstellen, wenn

sie offen und ungenirt über die Langeweile der Sonntage klagen und namentlich bei schlechtem Wetter in wahrer Verlegenheit sind, wie sie die arme Zeit todtschlagen sollen! Ei, so recket und rühret die faulen Glieder im Laufe der Woche, strebt etwas Nützliches, etwas Tüchtiges an für euere Mitbürger und euch, und die Ruhe am Sonntage wird euch köstlicher munden, als all' die theuern, sogenannten „noblen Passionen", die am Ende euere eigenen frühzeitigen Todtengräber werden. Wie häufig bemerkt man nicht Männer und Frauen, die gerade an den Festen des Herrn in und außer dem Hause sich so fleißig geriren, daß sie selten Zeit finden, dem lieben Gott in der „Staatsmesse" einen kurzen Besuch zu machen. Man darf bei diesen sonderbaren Kostgängern keck eines auf hundert wetten, daß sie sich an den Werktagen keine Schwielen an die Hände arbeiten. Sie schänden den Sabbath, um die sechstägige Liederlichkeit zu maskiren. Am Traurigsten freilich steht es mit der Sonntagsfeier bei vielen Gewerben aus. Der „blaue Montag" wird bald der eigentliche Festtag sein. Was hätte man wohl vor 30 und selbst noch vor 20 Jahren einem ordentlichen Meister bieten dürfen, bis er seine Gesellen tief in den Feiertag hinein hätte feilen, nähen oder hämmern lassen? Er würde eher auf seine einträglichsten Kunden verzichtet haben. Jetzt wird der Gehülfe gar nicht mehr gefragt. Er muß arbeiten, nach dem Gebote des eigenen Meisters, namentlich bei jenen

Gewerben, welche der Mode und dem Luxus dienstbar sind; er muß an den Sonntagen, an den höchsten Festtagen schanzen, um das eitle, putzsüchtige Völklein zu befriedigen. Und welches ist der Unterschied, den dieser widernatürliche Fleiß erzeugt? Damals hatte das Handwerk seinen goldenen Boden, jetzt kennt man ihn nur noch dem Namen nach. Er ist den Gewerben unter den Füßen hinweggerissen, trotz aller Vorschläge, Vereine und Verordnungen — lauter halbe Reparaturen, welche das Uebel niemals bei der Wurzel fassen.

Auch bei Meister Schneller sah es mit der Sonntagsfeier nicht zum besten aus. Er entheiligte den Tag des Herrn nicht mit dem gleichmäßig schallenden Schlage seines Hammers, mit Leist, Knieriemen, Aale und Draht, aber er verfiel in ein anderes Extrem, das manche lustige Gesellen als die ächte Feier hinzustellen scheinen. Begeben wir uns in seine Behausung, wenn auch bereits die neunte Abendstunde vom Thurme herabdröhnt, um ein wenig Rundschau zu halten. Sein Häuschen bildet gleichsam den Schlußstein zu einer ungewöhnlich langen und sehr engen Gasse, welche füglich für die Vorstadt en miniature der Stadt gelten könnte, worin unsere Erzählung spielt. Wiewohl neu und schön restaurirt, überragt es um keine Linie breit seine ärmliche Umgebung. Ein großer Mann könnte bequem mit der Hand das Dach fassen, und es scheint, als seien dem Eigenthümer zum zweiten Stockwerke die Bausteine aus-

gegangen. Die ganze Fronte zählt vier Fenster, zwei links, zwei rechts der Thüre, von der melancholisch ein großer Blechschild herabsieht, mit der Inschrift: Johann Schneller, Schuhmachermeister. Nur ein Fenster wird durch das matte unstäte Licht einer Oellampe erhellt, soweit sich dieses durch die schützenden Battistvorhängchen erkennen läßt.

Sobald wir in das kleine Zimmer selbst eintreten, wird unser Auge mit freudigem Staunen gewahren, daß sein Inneres mit der neuen Außenseite trefflich harmonirt. Die Einrichtung ist wohl einfach, aber solid und weit vom Aermlichen entfernt. Alles ist hübsch placirt, blank gescheuert, so daß das Walten einer schaffenden, weiblichen Hand überall hervortritt. Durch die geöffnete Nebenthüre sieht man in die Kammer, welche zugleich als Werkstätte dient. Der Boden darin ist gleichfalls frisch gefegt und mit weißem Sand bestreut, die Arbeitsbank zusammengeräumt, und oben d'rauf thronen als Zeichen der höchsten Ruhe umgekehrt die Dreisitze, den Kopf auf den Brettern, und strecken die Beine unthätig in die Luft.

Am Familientische mit der blendend weißen Ahornplatte sitzen zwei Personen lautlos und unbeweglich. Ein junger, schmächtiger Bursche mit schwarzem Lockenkopfe, dessen Wangen eine so tiefe Bläſſe deckt, daß auch nicht ein Pünktlein gesundes Roth sie hebt und erfrischt. Die noble Welt würde diese Bläſſe „interessant" genannt

haben. Ein kundiges Auge aber muß sie auf Rechnung der beständigen Zimmerarbeit, und noch mehr eines inneren, fortschreitenden Uebels schreiben. Diesem gegenüber — ein grelles Gegenstück — ein schmuckes Mädchen von kaum 20 Jahren, frisch erblüht wie eine Rosenknospe, welche die deckende Hülle gesprengt hat und sich zum ersten Mal in den schimmernden Thauperlen und funkelnden Sonnenstrahlen badet. Den vollen, üppigen Formen, welche ein seltenes Ebenmaß kennzeichnet, gereicht die hohe Stirne, das glänzend schwarze Haar, die hochgerötheten Wangen mit den schelmischen Grübchen, der hübsch geschnittene Mund mit zwei Reihen kerngesunder, schneeiger Zähne gewiß nicht zur Schande. Das große, sinnige Auge haftet schwermüthig auf einem Felleisen, das gepackt und geschnallt in der Ecke des Zimmers liegt. Der gewölbte Arm mit der kräftigen, schön geformten Hand, welcher kein Hehl daraus macht, daß seine Herrin fleißig zugreift, wo immer es im Hause zu thun und zu schaffen gibt, ruht auf einem Buche. Es ist Goffine's Erbauungsbuch. Die Jungfrau wollte wohl das sonntägliche Evangelium lesen, hat aber statt der jubelfrohen Osterzeit die Charwoche aufgeschlagen, als passe diese besser zu ihrem ganzen Gemüthszustande.

„Franz, transportire das garstige Felleisen in die Werkstätte," bat das Mädchen und versuchte zu lächeln, während Thränen seine Augen umflorten. „Je länger ich es ansehe, desto enger, desto banger wird

mir um's Herz. O, wenn du es nur wieder auspacken und bei uns bleiben könntest!"

„Es geht nicht, Anna," versetzte der Angeredete kurz, und erhob sich, um seine Rührung zu verbergen. Er trug sein Felleisen und den unvermeidlichen Ziegenhainer fort und machte sich allerlei in der Werkstätte zu schaffen, bis er nach einiger Zeit gefaßt und anscheinend heiter zurückkehrte und seinen früheren Sitz wieder einnahm.

„Wir wollen den Vater noch einmal bitten," begann Anna wieder, und faßte zärtlich beide Hände ihres Bruders. „Vielleicht können wir durch unser gemeinsames, verdoppeltes Flehen, durch unsere Thränen ihn bewegen, daß der frühere Frieden, das trauliche Leben wieder bei uns einkehrt."

„Jedes Wort wäre in den Wind gesprochen," versetzte düster der Jüngling. „Der Vater wird eher das ganze Hauswesen sprengen, eher uns Beide aufgeben, als seinen Plan ändern. Er geht seit Wochen mit diesen Gedanken um, und ich sah den gestrigen Sturm längst voraus. Sonst war er stolz auf meine Arbeit und brüstete sich weit und breit damit. Ich zog manchen guten Kunden in's Haus. Jetzt kann ich keine Naht mehr recht ziehen, keinen Schnitt treffen, keinen Hammerschlag recht führen, nicht einmal einen Riester mehr recht hinsetzen. Bei einem andern Meister hätte ich längst meinen Bündel geschnürt und wäre gegangen."

„Das thust du unserer Mutter selig nicht zu Leid. Es ist ja doch unser Vater."

„Niemals!" versicherte der Jüngling, und sein Auge leuchtete treuherzig auf. „Ich gehe nur gezwungen. So lange der Vater ein Glied regen kann, hat er seinen Kindern zu befehlen, und wir zu gehorchen, sollte es auch manchmal noch so schwer gehen. Er hat mich gestern unter die liederlichsten Subjekte heruntergesetzt, er hat mich förmlich ausgeboten, wie einen Vagabunden, und ich muß fort. Sechs Monate hab' ich noch zu wandern, liebe Schwester, dann sehen wir uns wieder. Hätte mich bei meiner letzten Reise das Fieber nicht heimgetrieben, so wären sie längst abgedient."

„Gewiß!" rief Anna mit freudiger Hoffnung, „der Magistrat schenkt dir diese kurze Zeit. Ich gehe zur Pathin Hoffmann, diese zur Frau Bürgermeisterin und..."

„Der Magistrat wohl," unterbrach sie Franz, „aber mein eigener Vater nicht."

Bekümmert faltete Anna die Hände wie zum Gebete, während Thräne um Thräne leise über ihre Wangen herniederperlte und die Lettern des Buches netzte. „Ich sah das Alles voraus," seufzte sie mit erstickter Stimme, „und nur zu rasch stellten sich meine traurigen Ahnungen ein. Noch ist's kein Jahr, daß ich unserer guten Mutter den letzten Liebesdienst erzeigte und das gebrochene Auge zudrückte. In jenem Augenblicke umflorte finstere, rabenschwarze Nacht meine Seele, und ich glaubte,

die ganze Welt um mich falle in Trümmer. O, damals überkam mich ein Bangen, eine Angst vor der Zukunft, die ich nicht beschreiben kann. Noch ist das Trauerjahr nicht verstrichen, und wie geht es uns? Wie hat sich nicht unser Vater geändert? Wie?!" rief das Mädchen, und hielt wie zur Abwehr beide Hände vor sich hin.

„Hier liegt eben der Grund, warum ich wandern muß," bemerkte mit Bitterkeit der Jüngling. „Unser Vater hat seit Monaten den schlichten, fleißigen Handwerker an den Nagel gehängt, spielt den wohlhabenden Bürger, den nobeln Stiefelfabrikanten, besucht allabendlich seine Gesellschaft, macht sein Spielchen und läßt sich wohl sein, wobei er natürlich so einen Simpel von Sohn nicht als Zuschauer brauchen kann."

„Wohl sein — sagst du?" wiederholte ungläubig Anna. „Ich glaube, daß ihm nie schlechter und elender zu Muth war, als gerade jetzt. Wo sind denn seine regelmäßigen, freundlichen Züge, sein heiteres, herzliches Lachen und die hübschen Liedchen hingekommen, welche er sonst zur Arbeit sang? Auf den ersten Blick seh' ich am Morgen, wenn er den Abend zuvor unglücklich gespielt oder zu tief in's Glas gesehen hat. Dann ist der Mund fest zugekniffen, die Augen klein und geröthet, die Stimme heiser und alle Züge so herabgestimmt und verzerrt, daß ich mir darunter meinen Vater nicht vorstellen kann. Heute ging er trotz des Sonntags nicht einmal in die Kirche. Als ich ihn weckte und schüchtern

daran erinnerte, warf er sich unwillig herum und schrie: „„Wenn der Schwarzrock nicht warten will, bis der Meister ausgeschlafen hat, so muß er sein Zeug allein machen.““

„Ein Fehltritt ebnet stets dem andern die Bahn," bemerkte der Bruder traurig. „Spielen und Trinken sind für den Handwerker — wie ich neulich las — die morschen Sprossen einer Leiter, welche Tritt für Tritt brechen, so oft er hinaufklettern will, und ihn sicher in den Abgrund stürzen. Zuerst wird der Seelenfrieden getrübt, dann der Hausfrieden zerstört, der Verdienst, ja das Vermögen vergeudet und zuletzt selbst der liebe Gott bei Seite gesetzt. Doch Spielen und Trinken wollte ich mir gefallen lassen, wenn dieser unredliche Handel nicht wäre, wie ihn der Vater jetzt treibt!"

„Was wird aus uns werden?" fragte Anna schmerzlich bewegt.

„Beruhige dich, Schwester, und laß es gehen," tröstete Franz; „wir tragen keine Schuld. Der Vater fühlt sein Unrecht selbst, denn er titulirt das saubere Geschäft eine „famose Speculation," während es nichts ist, als ein handgreifliches Uebervortheilen, das nur eine Zeit lang gut thut. Welcher Segen kann darauf haften, wenn ich ein Paar alte, schlechte Stiefel, die keine Naht mehr halten, auffrische, die Löcher verkleistere, Sölchen, dünn wie Papier, darauf pappe, das Ganze zum trügenden Schein prächtig herwichse und dann an den ersten besten armen Teufel um Geld verschachere?

In drei Tagen hängen die Fetzen davon, der Fuß genießt freie Aussicht und der Käufer ist um sein sauer verdientes Geld geprellt. Wenn der Vater auf dieser Bahn fortschreitet, wird's schlimm mit uns enden."

Nach diesen Worten herrschte lautlose Stille im Zimmer. Lang blickte die Jungfrau vor sich hin, starr und regungslos, während das Bruderauge so innig, so liebevoll auf ihr ruhte, als wollte es Trost und Ergebung in die schmerzerfüllte Seele träufeln. Anna verlor sich sinnend in die Zukunft, und zuletzt tauchten vor ihrem geistigen Auge Bilder auf, so düster und schreckensvoll, daß sie jäh wie aus einem schweren Traume emporschreckte und beide Hände gegen die Brust preßte. „Es ist gut," seufzte sie, „daß der liebe Gott unsere Mutter zu sich genommen hat. Er hat ihr so unendlichen Kummer erspart und...."

„Nein, nein!" unterbrach sie Franz bestimmt und voll Ueberzeugung, „wenn die Mutter lebte, wären wir nie und nimmermehr in diese Lage gekommen. Doch wer weiß," setzte er mit bitterem Hohne bei, „vielleicht kommt bald eine zweite, eine Stiefmutter, welche die alte Ordnung wieder herstellt."

„Eine Stiefmutter?" rief Anna, und starrte dem Sprecher mit weit geöffneten Augen in's Antlitz. „Eine Stiefmutter!" —

„Närrisches Mädchen, sei doch gefaßt! Man muß an Alles denken, und ein altes Sprichwort sagt: Wenn

der liebe Gott einen Narren mehr auf Erden haben will, so läßt er einem alten Manne die Frau sterben."

Anna verneinte mit dem Haupte, als leuchte ihr diese Logik nicht ein.

„Jedes Ding will seine Ursache haben," fuhr Franz ernster fort. „Du hörst, welche garstigen Ausdrücke der Vater seit Wochen gegen uns ausstößt. Solche Reden stammen nicht aus seinem Herzen, das es immer treu und gut mit uns meinte. Woher kommen sie?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe Niemand beleidigt oder gekränkt."

„Ich will dir's erklären," sprach Franz mit gedämpfter Stimme; „sie rühren aus dem Munde der Frau Streitel, welche bald nach der Mutter Tod in unsere Nachbarschaft zog."

„Der Feldwebels-Wittwe?"

„Von dieser und keiner Andern. Das schöne, aber böse Weib hat vorsichtig und listig sein Netz ausgespannt, und — ich täusche mich nicht — der Vater wird ihm schwerlich entrinnen. Sie will die zweite Mutter in diesem Hause werden."

„Allmächtiger Gott, steh' mir bei!" rief Anna tief bestürzt, und hob flehend die Hände empor. „O lieber Bruder, um des Himmels willen, verlaß mich nicht! Ich will, ich mag, ich kann dieses hochfahrende, fluchende Soldatenweib nicht „Mutter" nennen. Diese wilde Furie würde mich im ersten Jahre tödten." Und das

Mädchen weinte unaufhaltsam und bitterlich, so daß ihm Franz vergeblich Trost zusprach.

„Muth, Muth, Anna!“ rief er zuletzt mit dem Aufgebot seiner ganzen Liebe, „und vertrau' auf Gott! Ich mußte dir meine Erfahrungen mittheilen. Doch sieh', so schnell geht's nicht. Bis die Sache so weit gedeiht, sind meine sechs Monate Wanderzeit vorüber, und ich komme wieder. So lang ich lebe, bist du nicht verlassen. Bis dahin pflege den Vater willig und gewissenhaft, und laß jede Unbild geduldig über dich ergehen! Wer weiß, vielleicht gewinnt dein andauernder, opferwilliger Gehorsam den Sieg, und lenket des Vaters Herz wieder seinen Kindern zu. Nur Muth!“ —

Die Jugend läßt sich leicht trösten, und das Mädchen versprach freudig, des Bruders Rath befolgen zu wollen. Wie glücklich wäre dieser Vater gewesen, hätte er seine Kinder, diese ächten, kostbaren Perlen, zu würdigen verstanden! Allein er haschte nach einem andern Glücke. Die Zeit wird uns wohl lehren, welches höher zu schätzen sei.

II.

Als wie im Paradiese leb' ich auf dieser Welt;
Herr Adam und Frau Eva, die hatten auch kein Geld.
Sprichwort.

In dem großen Gastzimmer zum „wilden Mohren“ herrschte zu derselben Zeit ein buntes, lustiges, viel bewegtes Leben und Treiben. Alle Plätze waren dicht besetzt und die Gäste so zahlreich, daß sich die alten Bänke unter der schweren Last bogen und seufzten. Ringsum ein Summen, Schwirren und Plaudern, ein Singen, Jodeln und Schreien, ein Lachen, Klirren und Tosen, daß Keiner sein eigenes Wort verstand. Nur hie und da wurde der Lärm von einem kräftigen und bekräftigenden Faustschlag auf den Tisch unterbrochen, daß die Gläser tanzten und in allen Tonarten klangen, als wollten sie dem gesprochenen Worte Zeugniß geben. Und über das Alles hin breiteten dichte Rauchwolken einen bläulichen, duftigen Schleier, die eigentliche höhere Atmosphäre ächter Zechbrüder. Uns interessirt zunächst der lange, massive Eichentisch am Ofen, wo die sogenannten Stammgäste thronen. Diese Herren haben sich nämlich durch den freiwilligen Zwang ihrer tagtäglichen Erscheinung und eine Unzahl vertilgter und honorirter Seidlein gewisse Vorrechte erworben, auf welche sie nicht wenig stolz zu sein scheinen. Sie dürfen sich die langen Winterabende hindurch an dem feuerspeienden Kachelungethüm halb

schmoren und braten lassen; an dem großen, eisernen Leuchter, der ihren Tisch ziert, ist ein Glöcklein angebracht, und sie können keck und männiglich anschlagen, so oft ihr „Stoff" auf die Neige geht. Alsbald erscheint auf diesen Zauberton das Schenkmädchen, wenn es zuvor die anderen Gäste bedient hat und es ihm überhaupt gefällig ist. An den Werktagen aber, wo die übrigen Tische meistens verwaist stehen, dürfen die Herren vom Stamm das große Wort führen. Sie salbadern und kannegießern alsdann über Kirche und Staat, Frieden und Krieg, Polizei und Landwirthschaft, Gensdarmerie und Kleinhandel, ganz in derselben Manier, wie dies an allen Wirthstafeln zu geschehen pflegt, wo Stammgäste sitzen, von denen einer beständig laut predigt, während die andern von Zeit zu Zeit bedeutsam mit den Köpfen nicken.

Es ist schon spät und die älteren Beisitzer sind fast alle verschwunden, denn so pünktlich sie erscheinen und mit oder ohne Durst das gewohnte Quantum zu sich nehmen, ebenso gewissenhaft brechen sie um die festgesetzte Frist auf, um die althergebrachte, heilige Hausordnung nicht zu stören. Nur Einzelne, welche sich, dem Geiste der Zeit entsprechend, emancipirt und die Fesseln des Hauses gesprengt haben, behaupten noch steif und gravitätisch ihre Plätze, während auf die andern Sitze sich junge, unberufene Leute gedrängt haben, eine Thatsache, die an Wochentagen zu den schwersten Criminalfällen der

Wirthshausjustiz zählen würde. Heute verträgt man sich jedoch ganz gut, denn die paar Stammgäste spielen die Herablassenden und theilen billige Gnaden aus, weil die Noth dazu zwingt. Doch hat wenigstens ein Stammgast den Ehrenplatz am obern Ende des Tisches gerettet, von dem aus man das ganze Zimmer übersehen kann. Es ist ein angehender Fünfziger, mittlerer Größe, aber von starkem, untersetztem Körperbau, mit hoher, kahler Stirne, unter der ein helles, graues, bewegliches Auge hervorleuchtet, das dem blassen, glatt rasirten Vollmondgesicht mit dem behäbigen Doppelkinn einen Anschein von List und Verschlagenheit gibt, welchen ein spöttischer Zug um die aufgeworfenen Lippen noch steigert. Und dieser Gast ist es, den wir suchen, — Meister Schneller.

In diesem Augenblicke übertönte das wirre Summen ein heller, schriller Klang, wie wenn man die Schneide eines Messers in kurzen Absätzen gegen ein leeres Glas schlägt, und unmittelbar darauf verkündete die sonore Stimme eines Musikers, der nachlässig am Strebepfeiler mitten im Zimmer lehnte, als nächste Pieçe: „Ein böhmisches Volkslied." Links und rechts zu seiner Seite saß eine Harfnerin, mit ihrem Saitenspiel des Anfanges gewärtig, während die Augen verstohlen ein Vorspiel executirten. Bei den ersten Bogenstrichen ward Ruhe, nur hie und da von einem halblauten Flüstern gestört, und Alles lauschte den Zauber-

klängen der Violine, die bald wehmüthig klagend und schmerzlich bewegt zum Herzen drangen, bald froh und beherzt aufjubelten in heiterer Lust, und im Vereine mit den reinen, harmonischen Accorden der Harfen die Zuhörer in die munterste Stimmung versetzten.

„Ein herrliches Spiel," flüsterte der nächste Nachbar, ein erfahrener Orgelbauer zu Meister Schneller; „ein solches Gefühl, eine solche Fertigkeit ist mir bei einem wandernden Musikanten noch nicht vorgekommen. Sieh' nur, wie sein Auge leuchtet, wie er seinem Instrumente Geist und Leben einhaucht, wie Alles an ihm, Hand, Geige und Bogen lebt, spielt, tönt und klingt! Bei Gott, der alte Bursche könnte in jedem Concerte auftreten und würde reichen Ruhm ernten."

„Einverstanden!" meinte ein Steinmetze, der dem Sprecher gegenüber saß. „Betrachte aber auch einmal diesen unvergleichlichen Musikantenkopf, dieses edle, feingeschnittene Profil, die langen Locken, den weißen, wallenden Bart, der sich so innig an die Geige schmiegt, als sei jedes Härlein eine Saite, um mitklingen und mittönen zu dürfen."

„Paperlapapp!" spöttelte Meister Schneller, indem er lautlos lachte und verschmitzt mit den Augen winkte. „Musik hin, Musikantenkopf her! Links und rechts müßt Ihr sehen, da sitzen die rechten Köpfe, die mich interessiren. Seht nur, wie diese Künstlerinnen graziös in die Saiten greifen und züchtig die Augen nieder-

schlagen, als sei's ihr purer Ernst. Den alten Geiger will ich Euch schenken, aber die netten Mägdelein...." Fröhlich wiegte der Meister bei diesen halbvollendeten Worten, dem Takte der Musik folgend, den Oberkörper hin und her, stimmte laut in die Melodie ein und erhob abwechselnd beide Hände, um klatschend und schnalzend das Tempo zu schlagen, — als plötzlich sein Blick auf das Knopfloch seines Rockes fiel, worin ein schwarzes Florbändchen als Zeichen der Trauer zitterte. Ein leichter Schrecken überkam ihn, beschämt ließ er die Hände sinken und legte sein Gesicht in ernste Falten, um wenigstens nach Außen den ehrsamen Bürger zu spielen und kein Aergerniß zu geben.

Donnernder Applaus belohnte den Künstler, als er mit gewandtem Bogenstriche in vollen Accorden sein Lied zu Ende gebracht. Er dankte mit leichter Verbeugung nach allen Seiten, und momentan erleuchtete ein Freudenschimmer seine ernsten Züge, während er die frühere, bequeme Stellung am Strebepfeiler wieder einnahm. Einen nicht geringen Antheil an der allgemeinen Beifalls-Demonstration hatte Meister Schneller. Sowie der letzte Ton verklungen war, sprang er auf, rief laut sein „Bravo — da capo — bravo!" — und klatschte so lang und so fest in die Hände, bis ihn die fleischigen Finger wie Feuer brannten. Ob sein Beifall mehr den melodischen Tönen oder den lieblichen Schönen galt, dürfte nicht schwer zu errathen sein. „Das nenne ich

mir doch eine Musik, die das Herz erfreut," sprach er laut und vernehmlich. „Bei Gott! diesem Graubarte reichen unsere Musiker das Wasser nicht." Listig kreiste des Sprechers Auge von Gast zu Gast, um die Wirkung seiner letzten Worte zu erspähen.

„Pfui, pfui!" schalt sofort ein junger Mann am andern Ende des Tisches; „ich wollte mich schämen, die eigenen Stadtkinder so herunterzusetzen. Daß doch dieses fremde Schnurrantenvolk immer mehr gelten muß! Ich wette d'rauf, der „Böhmake" kennt nicht eine einzige Note. Er ist eben auf ein paar Stücke dressirt, und diese werden in jedem Wirthshause heruntergerissen."

„Das ist ganz gleichgültig," meinte ein Anderer, „wenn sie uns nur gefallen."

„So?" rief der Erste wieder; „du sprichst, wie du es verstehst. Unsere Stadtmusiker haben die Kunst nach der Regel erlernt, spielen nach Noten und blasen vom Blatte, was man ihnen vorlegt. Ich kenne das, weil mein eigener Bruder dabei ist. Zwischen einem Musikanten „mit" und „ohne" Noten ist ein himmelweiter Unterschied. Ich kenne das, glaubt mir!"

Rasch theilte sich die Gesellschaft in zwei Lager, in die Notenpartei der Stadtkinder und in das freie, notenlose Zigeuner-System der Schnurranten. Schneller hatte seinen Zweck erreicht. Ein vergnügtes Lächeln spielte um seinen Mund, als er sich geräuschlos erhob, und

während hin- und hergeschrien und heftig disputirt wurde, von Allen unbemerkt von seinem Platze hinwegschlich.

Er wanderte gemächlich und anscheinend zwecklos um die Tische herum, grüßte da einen Bekannten, unterhielt sich dort mit einem Kunden und tauschte mit einem Dritten statt aller Grüße und Worte als die Quintessenz alter Freundschaft eine gute Prise aus. So näherte er sich allmälig und auf weiten Umwegen der kleinen Künstlergesellschaft und postirte sich vorsichtig hinter den Strebepfeiler, um der Beobachtung von dem Tische aus, wo er gesessen, einen Riegel vorzuschieben. Bald hatte er mit der einen Harfnerin eine Unterhaltung eingeleitet, deren Hauptmomente wir nicht ganz übergehen dürfen. „Woher denn eigentlich, Schwarzblättchen?“ fragte der Meister freundlich, nachdem er das Wetter kritisirt, die Harfe betastet und das unvergleichliche Spiel gebührend bewundert hatte.

„Aus Böhmen, Herr!“

„Nun, da habt Ihr ein schönes Stück Weg zwischen Euch und der Heimath liegen lassen.“

„O, wir wollen noch weiter, Herr. Wenn der Vetter gesund bleibt, segeln wir über's Meer, gehen nach England und, wenn Gott will, nach Amerika.“

„Ei, Ihr Leute führt doch ein prächtiges Dasein! Frei und lustig, wie die Vögel in der Luft, lebt Ihr nur im Reiche der Töne, kümmert Euch nicht um Sorgen, Steuern und Noth, seht Land und Leute und werdet noch für Euer Vergnügen bezahlt.“

„Das wäre recht, Herr," meinte die Harfnerin, „wenn nur die Hälfte von dem wahr wäre, was Sie da sagen. Dieses Wanderleben hat auch seine Schattenseiten — glauben Sie nicht? Heute da, morgen dort, nirgends eine Ruhe, nirgends eine Heimath, jede Stunde ein anderes Haus, jeden Tag andere, fremde Gesichter, jede Nacht ein anderes Lager. Und wenn unser Vetter krank würde? O, zu Hause war es viel, viel schöner!"

„Und doch seid Ihr fortgezogen — am Ende aus purer Liebe zur Musik?"

„Nein, nein! — wir mußten fort," entgegnete das Mädchen mit gedämpfter Stimme, und sah vorsichtig nach dem Vetter hin, ob er ihr Zwiegespräch beachte. „Wir mußten fort, um den Vater zu retten."

„Mit Euerem Auszug?"

„Ja, Herr. Unsere Mutter selig ist seit vier Jahren todt. Der Vater mag just in Ihrem Alter stehen. Gegen all' unser Bitten heirathete er noch einmal, und mit der jungen Frau zog Unfrieden, Zank und Streit in unser Haus. Als die liebe Zeit noch ein Stiefbrüderchen brachte, war's nimmer zu ertragen. Unser Vater wurde gequält und wir gepeinigt, und um ihm und uns das Leben nicht zu verbittern, zogen wir fort."

„Auf's Gerathewohl in die Welt hinaus?"

„Nein, Herr. Unser Vetter ist seit 32 Jahren draußen im Lande. Wir machten seine Adresse ausfindig.

Er lud uns ein, zu kommen, lehrte uns Musik, und so ziehen wir jetzt schon drei Jahre von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und weiß der liebe Gott, wie lang es noch dauert."

Diese Unterhaltung behagte dem Meister nicht. Es dünkte ihm fast, als sei sie auf ihn gemünzt. Er verstummte, nahm eine Prise, strich ein paar Mal mit der Hand durch die dünnen, melirten Haare und trat lautlos, wie er gekommen, um die Tische herum, seinen Rückzug an.

„Da kommt er ja!" rief der Steinmetz, während Schneller seinen Platz wieder einnahm. „Ich habe mich schon im ganzen Zimmer nach dir umgesehen. Die jungen Leute sagen, daß dein Franz morgen wieder in die Fremde zieht!"

„Wie du nur so albern plaudern magst, Freund Steinmetz," polterte der Schuhmacher mißmuthig heraus. „Du kennst doch seine stille, leutscheue Manier, wie er sie seit Jahren treibt. So laß' ihm seine Freude!"

„Ich will ihm diese Freude gern gönnen, du aber solltest ihn nicht ziehen lassen," sprach der Steinmetz und gab seinen Worten einen entschiedenen, ganz besondern Nachdruck. „Er zählt nun einmal nicht zu den Gesunden, das sieht man auf den ersten Blick, und die Obrigkeit hätte ihm den Rest seiner Wanderzeit geschenkt. Das letzte Mal kam er krank heim, — gib Acht, daß nichts Schlimmeres passirt."

„Papperlapapp!“ rief Schneller voll Unwillen und nahm eine starke Prise. „Das ist meine Sache. Ein Jungmeister ohne Wanderschaft ist ein Baum ohne Blätter. Eine solche Schande könnte ich brauchen! Mein Franz hält seine Wanderzeit aus, kommt heim, macht sein Meisterstück und kann dann seinen Hausstand gründen, wie und wo er will. Das sind mir die rechten Meister, die nie über das Stadtthor hinaus kamen!“

„Ganz richtig, Herr Schneller,“ rief ein junger Bursche vom untern Ende der Tafel herauf. „Wandern und Lernen ist Eins. Der Eine geht, der Andere kömmt. Sehen Sie, ich kann Ihnen sogleich einen Ersatzmann für Ihren Franz recommandiren. Mein Freund und Nachbar hier, ordentlicher Leute Kind, ist erst heute zugereist und sucht Arbeit. Er hat schon in großen Werkstätten conditionirt und versteht sein Geschäft.“

„Darf sich auszeichnen, bis er meinen Beifall erhält,“ versetzte Schneller stolz. „Ich gehe keinem Meister der Residenz aus dem Wege. Bis übermorgen soll er vorsprechen, dann will ich ihm Bescheid sagen.“

„Führen Sie Sich wacker auf, Sie Zugereister,“ mahnte der Orgelbauer scherzend, „denn Sie kommen in ein ordentliches Geschäft. Wäre ich noch frei und ledig, so wollte ich augenblicklich mit Ihnen tauschen. Ein schönes Töchterlein macht die Hausfrau und da pufft, näht und hämmert sich's zehnmal leichter. Wer weiß, was daraus wird.“

„Das will ich meinen,“ versicherte der Steinmetz. „Die Anna ist ein braves, schmuckes Mädchen und darf keine alte Jungfer werden. He, Freund Schneller, folge meinem Beispiel!“

„Wie so?“ —

„Siehst du, hier sitzen fünf bis sechs heirathslustige, weiberbedürftige Männer, gegen die nichts einzuwenden ist. Aber zum Heirathen gehört bei dem Handwerksmann noch so ein gewisses Ding, das man Mitgift nennt, sonst happert's leicht. Kurz, ich versprach jeder meiner Töchter 800 Gulden Mitgabe, und in vier Monaten waren beide unter die Haube gebracht. Gehe hin und thue desgleichen!“

„Ja, Versprechen ist leicht, Halten ist die Kunst,“ entgegnete Schneller spöttisch und fixirte die langen Gesichter der beiden Schwiegersöhne des Sprechers, welche stumm da saßen und verlegen in ihre Gläser stierten.

„Das ist meine Sache,“ rief der Steinmetz zornig und ließ die schwere Faust mit aller Wucht auf den Tisch fallen. „Oder bin ich vielleicht nicht der Mann dafür?“

„Das wirst du wohl am besten wissen,“ meinte Schneller noch höhnischer, und ließ spielend seine Dose durch die Finger gleiten. „Der ganzen Stadt ist es bekannt, wie ich mit meiner Frau selig ordentlich gelebt und gehaust habe, und man sollte, denk' ich, an den

fünf Fingern abnehmen können, daß für meine Kinder ein tüchtiger Sparpfennig bei Seite gelegt wurde."

„Ei, ei, Meister vom Leisten," versetzte erbittert der Steinmetz, „genire dich doch nicht! Rücke heraus mit der Sprache! Was gibst du denn eigentlich deiner Anna mit? Heraus — vorwärts!"

Der Meister setzte sich in Positur, strich mit der Hand über die kahle Stirne, nahm nachdenklich eine Prise und bemerkte trocken: „So herausgefordert, muß ich reden. Ich gebe meinem zukünftigen Schwiegersohne am Tage nach der Hochzeit — — einen Metzen Zwölfer."

Die Gesellschaft stutzte und blieb lange stumm vor Erstaunen. Ein so gewichtiges, außerordentliches Wort war noch von keinem Bürger an dieser Tafel gesprochen worden. Zuletzt steckten die älteren Gäste ungläubig die Köpfe zusammen und flüsterten leise, die jüngeren sahen mit großer Achtung und hohem Respekt auf den Mann, der so Gewaltiges gesprochen, und schienen alle im Stillen zu berechnen, wie viel das wohl betragen möge. Schneller aber trank aus, erhob sich mit einem kurzen „Gute Nacht" und verließ die Wirthschaft.

Der Meister war noch keinen Büchsenschuß vom „wilden Mohren" entfernt, so vernahm er hinter sich die Schritte eines Mannes, der sichtlich bestrebt schien, ihn einzuholen. In wenigen Augenblicken hatte der Nacheilende seinen Zweck erreicht. Schneller fühlte eine Hand,

die sich vertraulich auf seine Schulter legte. Er sah auf, und an seiner Seite wanderte der junge Drechsler Heinrich Schubert von der Sterngasse, der ihm seit Jahren wohl bekannt und heute Abend mit am Stammtisch gesessen war. „Nichts für ungut, Herr Schneller," begann dieser und zog ehrerbietig seinen Hut; „nichts für ungut, daß ich Ihnen nachgeeilt bin. Ich schlich mich unbemerkt heraus; Keiner sah es."

„Nun," fragte Schneller beleidigt, „was wäre es denn gewesen, wenn Sie Jemand gesehen hätte? Ein ordentlicher Bürgersmann hat sich vor Niemand zu scheuen, und was wir beide zusammen reden, darf die ganze Stadt hören."

„Nichts für ungut, Meister, aber es gibt Dinge im Leben, die ganz in der Ordnung sind und doch nicht für fremde Ohren taugen. Schon die Klugheit gebietet oft Schweigen, und gerade so einen apparten Fall möchte ich mit Ihnen besprechen."

„Und der wäre?"

„Sie wissen doch, daß ich seit vier Jahren Meister bin und mein Geschäft seinen Mann ernährt."

„Ganz gut. Ein Drechsler, der seine Drehbank ordentlich zu dirigiren weiß, hat immer zu drehen und zu pösseln."

„Sie wissen auch, daß seither meine verstorbene Mutter mein Hauswesen führte und ich aus Rücksicht für sie nicht geheirathet habe. Ich wollt' ihr das lieb gewon-

neue Regiment nicht aus der Hand nehmen und befand mich wohl dabei. Aber halt jetzt ...."

„Braucht der Junggeselle eine Frau, die ihm näht, kocht, wäscht und Ordnung hält," ergänzte lachend der Schuhmacher, als der junge Mann verlegen stockte.

„So ist's!" athmete dieser leichter auf und setzte beherzt bei: „Und deßhalb möchte ich Sie fragen, ob es heute Abend mit dem „Metzen Zwölfer" Ihr Ernst oder Scherz war?"

„Seit wann gelte ich denn für einen Spaßvogel?" fragte der Meister piquirt. „Sie müssen schon überlegen, wen Sie vor Sich haben: Bube und Mann ist zweierlei."

„Nur nichts für ungut!" bat der Drechsler bei diesem Verweise, und wagte es nicht mehr, an den Worten seines Begleiters zu zweifeln. Er sah sich verlegen um, blieb einen Augenblick stehen, faßte allen Muth zusammen und stieß in kurzen Absätzen und mit niedergeschlagenen Blicken hervor: „So sind Sie so gütig und geben Sie mir — Ihre Anna zur Frau, oder erlauben Sie, daß ich — um sie werbe, oder geben Sie zu, daß ich — sie manchmal besuche."

„Langsam, langsam!" rief der Schuhmacher lachend; „das sind ja drei Anträge in einem Athemzuge."

„Sie gehen auf Eins hinaus," meinte der Junggeselle und strich sich den Schweiß von der Stirne.

„Ihre Anna ist ein braves, sittsames Mädchen, und ich glaube, mit ihr wäre mir geholfen."

„Sie sind wie die Andern," bemerkte der Meister vorwurfsvoll. „Sie suchen Geld, und wenn's nicht anders geht, auch eine Frau dazu. Mit der Bravheit ist euch jungen Leuten wenig mehr gedient, wenn sie nicht mit silbernen Treffen besetzt ist. Das sollte meine Anna wissen!"

„Sie thun mir Unrecht, Herr Schneller. Ein Mädchen ohne den guten Ruf Ihrer Anna möchte ich um viele Tausende nicht. Ich habe aber gerade jetzt Gelegenheit, mein Geschäft auszudehnen, so daß ich jährlich das Dreifache verdiene. Ohne einige Baarmittel kann ich das nicht, und deßhalb fragte ich Sie."

Sie waren bei dem Hause des Schuhmachers angekommen. „Zum Heirathen" — meinte dieser — „gehören, wie die Leute sagen, zwei, und der Vater ist nicht die Tochter. Mir sind Sie — das gestehe ich offen — als zukünftiger Schwiegersohn recht; aber meiner Anna müßten Sie auch zusagen, und ich werde das Mädchen unter keinen Umständen gegen seinen Willen zwingen."

„Da sei Gott vor!" rief der Drechsler erschreckt; „das wünsche und verlange ich auch nicht."

„Gut. Ich will meiner Tochter die Sache vorschlagen. Kommen Sie bis Morgen früh 10 Uhr heraus und wir werden dann sehen."

Mit einem Handschlag schieden beide. Der Brautwerber wanderte hoffnungsvoll heimwärts und träumte in der Nacht süß und wonniglich von der schönen, jungen Frau, von seinem erweiterten, blühenden Geschäft und dem klingenden Metzen Zwölfer. —

III.

„Alte Küh' und faule Fisch',
Alte Jungfern und Flederwisch'
Wenn man es recht betrachtet,
Sind in der Welt verachtet.
O Lamentatione!" —

Volkslied.

Am andern Morgen befand sich Meister Schneller mit seiner Tochter in der Werkstätte. Beide saßen lautlos bei der Arbeit und man mußte es auf den ersten Blick wahrnehmen, daß schwermüthige, düstere Gedanken sie beschäftigten, welche das emsige Schaffen zerstreuen sollte. Vor einer Stunde war nämlich Franz aus dem Hause geschieden, um auf's Neue in die Fremde zu wandern. Wohl hatte Anna gegen den Willen ihres Bruders noch einmal mit ihren Bitten den Vater bestürmt, allein vergeblich. Ein höhnisches Lachen und die kalte Spottrede: „Zimperliches Mamsellchen, du hättest eine

Prinzessin werden sollen!" — war seine einzige Antwort. Jetzt saß sie vor ihrem Spinnrade und ließ den langen, schimmernden Hanf durch die Finger gleiten, um Fäden zum Draht für den Vater zu spinnen. Sie durfte wirklich die rührige Hand nicht netzen, so reichlich rannen ihre Thränen um den Geschiedenen auf dieselbe herab. Es war ihr, als sollte sie die kalte Hand des Bruders nie mehr drücken, als sollte sie das bleiche Antlitz, das treue Auge nie wieder schauen. Der Meister saß gebückt auf seinem Dreisitze; den andern, welchen sonst Franz inne gehabt, hatte er unter die Pritsche geworfen, als ob ihn sein Anblick genirte. Er klopfte und hämmerte ohne Unterlaß und mit aller Kraft auf einem Stücke alten Leders herum, wie wenn er mit jedem neuen Schlage einen unbequemen Gedanken aus seinem Kopfe hinaustreiben wollte. Selbst der Zeisig in seinem Käfig am Fenster zwitscherte und sang heute nicht, und schien zu trauern über den Freund, der ihn erzogen, gelehrt und gepflegt hatte. Nachlässig ließ er die Flügel herabhängen und blickte melancholisch in die gläsernen Futterbecher, wo frisches Wasser und frische Körner mangelten. Nur von Zeit zu Zeit konnte man einen schrillen Pfiff hören, der das Ohr nicht sonderlich ergötzte. Für Anna aber war er, sobald sie ihn vernahm, ein warnendes Signal. Hastig stand sie auf, um frisches Wasser und Futter für den kleinen Schelm zu holen, den ihr Franz noch im letzten Augenblicke dringend empfohlen hatte.

Inzwischen warf der Meister mißmuthig Hammer, Leder und selbst den Stein, der ihm als Unterlage gedient, bei Seite, rieb sich die Hände, nahm eine Prise zur Stärkung der Lebensgeister, räusperte sich, als wollte er eine Rede halten, und sprach zuletzt ungemein gütig und freundlich: „So ist's recht, Anna, füttere den Zeisigmann, damit er wieder laut und munter schlägt, und höre du selbst auf zu weinen. Hunderttausende sind schon auf die Wanderschaft gegangen und gesund und fröhlich wieder heimgekehrt. Das ist einmal der Welt Lauf, dem man sich fügen muß. Und," setzte der Sprecher geheimnißvoll bei, „kein Leid ohne Freud'. Wer weiß, was dir heute noch für ein Glück bevorsteht? Wenn du mir einen Gefallen thun willst, so putzest du dich expreß sonntäglich heraus, um den Kummer zu verscheuchen und dem Glücke die Thüre zu öffnen."

„Heute ist Werktag, Vater," erinnerte Anna und heftete fragend das Auge auf den Sprecher.

„Ja, närrisches Mädchen, schau nur! Ich sage dir noch mehr, trotz des Werktages. Wenn du mir einen Gefallen thun willst, so machst du bis 10 Uhr einen guten, starken Kaffee, holst drei Spitzwecke dazu und stellst drei schöne Tassen auf."

„Drei Tassen?" fragte das Mädchen erstaunt. „Wir sind nur mehr zwei Personen. Ja, wenn unser Franz noch da wäre!"

„Wir trinken drei Mann hoch," behauptete der

Meister und zählte sodann an den Fingern: „Erstens ich — zweitens du — und drittens ...“

„Wer denn noch?“ fragte Anna in gespannter Erwartung und nicht wenig geängstigt durch diese sonderbare Rede.

„Und drittens — unser Gast,“ erklärte der Meister lachend und trommelte dazu mit den Fingern auf seiner Dose. „Weißt du's jetzt?“

„So wenig wie vorher.“

„Ei, du hast doch sonst ein kluges Köpfchen; so rathe einmal, wer wohl dieser Fremdling sein wird?“

„Ich weiß es wirklich nicht,“ betheuerte das Mädchen, immer ängstlicher und ungewisser, was all' diese Manipulationen bedeuten sollten.

„Nun hast du denn keinen unter deinen Jugendgenossen, den du besonders gern als Gast bei uns sehen möchtest? Besinne dich nur ordentlich!“

„Ich wüßte keinen!“

„So gehe einmal im Geiste die Sterngasse auf und ab, ob du nicht ein Haus und einen großen Laden findest, worin ein junger Meister wohnt, dessen Mutter vor einiger Zeit starb und der nunmehr eine gute Hausfrau brauchen könnte?“

„Der Drechsler Schubert?“

„Bravo — getroffen!“ jubelte der Vater und patschte fröhlich in die Hände. „Richtig errathen — das ist eine

gute Vorbedeutung. Und warum kommt der Herr Drechsler, Mamsell Tochter?"

„Sprich doch, Vater! ich bitte dich und spiele nicht so mit meiner Angst."

„Gut, dein Wunsch soll erfüllt werden," erwiederte Schneller, indem er sein Gesicht in ernste Falten legte, zur Bekräftigung die Rechte erhob und jedes Wort laut und stark betonte: „Er kommt als Frei- und Brautwerber für sich — um dich."

Der Faden riß und das Rädchen stand still. Die Spinnerin zuckte zusammen, wie von einem unsichtbaren Schlage berührt, die ganze Werkstätte tanzte vor ihren Augen, hohe Gluth brannte auf ihren Wangen und flammte bis zu den Schläfen; krampfhaft preßte sie die Hände gegen die Brust, als wollte sie dem bedrängten Herzen zu Hülfe kommen. „Vater, Vater," flehte sie und rang mühsam nach Fassung und Ruhe, „treibe mit mir kein schlimmes, neckisches Spiel! Ich habe das wirklich nicht verdient. Wie sollte dieser Mann an mich kommen?"

„Wie, du hältst mich für einen Lügner?" brach dieser zornig hervor. „Wann habe ich meine Kinder je mit Lügen traktirt? Ich sehe doch wahrlich nicht darnach aus, als wenn ich mit dem Glücke meiner einzigen Tochter scherzen oder spielen wollte! Was ich dir so eben gesagt, ist reine, volle Wahrheit."

Trotz dieser ernsten Versicherungen konnte sich Anna

in die sonderbare Lage, welche so urplötzlich über sie hereingebrochen war, nicht finden. Wohl tauchte von Zeit zu Zeit wie ein leuchtendes Meteor das rosige Bild einer heiteren Zukunft in ihrer Seele auf, aber eben so schnell brachen auch die schäumenden Wogen der Zweifel, Furcht und Sorgen hervor, um das lichte Bild zu zertrümmern. Sie hätte so viel zu fragen gehabt und doch versagten ihr die Lippen. Sie wagte nicht, das Auge zu erheben und sprach endlich, während ihr Kopf lebhaft verneinte, halblaut vor sich hin: „Es ist nicht möglich. Schubert hat einen Laden, ein großes Geschäft und solche Leute suchen und brauchen eine reiche Mitgabe. Bei mir wird er sie nicht finden."

„So!" rief Schneller gedehnt und spöttisch; „denkst du denn, ein kluger Vater läßt die Tochter jeden Sparpfennig sehen, welchen er zur rechten Zeit zurücklegt, damit sie auf den Tand sich etwas einbildet und in Allem fehlschlägt? Die Mitgift ist meine Sache und längst in Ordnung. Darüber hast du weder jetzt noch später mit Schubert zu verhandeln. Dir bleibt nichts, als „Ja" oder „Nein" zu sagen, und ich dächte, die Wahl sollte dir nicht schwer fallen."

„Ich kann und darf dich nicht verlassen, Vater," entgegnete jetzt die Tochter entschieden, indem sie frei und offen den Blick erhob und voll kindlicher Liebe auf dem Vater haften ließ. „Die Mutter ist bei dem lieben Gott, Franz in der Fremde, was sollte aus dir werden?"

„Paperlapapp!" polterte der Meister, „nur keine Ueberschätzung! Was ist denn aus mir geworden, als du noch nicht geboren warst? Was denn, als du so hoch warst, wie dieser Stuhl und meine Frau selig Monate lang krank lag? Und gesetzt den Fall, es behagt mir nicht mehr in meiner Einsamkeit, so klopfe ich an die Thüre der „Madame Schubert" und werde wohl Einlaß finden. Der alte Schneller verdient noch sein tägliches Brod und etwas Erkleckliches darüber, so daß er keinem Schwiegersohn aus der Tasche zehrt. He?"

„Ich kann und kann's nicht glauben."

„Laß dich warnen!" rief Schneller, mit dem Finger drohend. „Bei vielen Menschen kehrt das Glück im ganzen Leben nur einmal ein. Wer es da zurückstößt, wartet später umsonst darauf. Eine solche Gelegenheit zur Versorgung findest du nicht mehr; meine Pflicht als Vater ist es, für dich zu denken und zu handeln. Schubert ist ein wackerer Meister, hübsch und jung, mit Haus und Geschäft; er ist aber auch ein braver Mann, denn nur aus Schonung für seine alte Mutter heirathete er diese drei Jahre nicht. Also wie steht's?"

„Gerade deshalb steht ihm die ganze Stadt offen," meinte Anna ausweichend.

„Er will aber eine brave, tüchtige Hausfrau und wählt darum dich. Jetzt gehe, sorge für den Kaffee und suche deinen Sonntagsstaat."

„Nein, Vater, der Werktage sind mehr im Leben

und zum Werktag paßt das Arbeitskleid am besten. Will er mich in diesem nicht, so verzichte ich darauf. Das sei meine Probe."

„Auch gut!" lachte der Meister, während das Mädchen sich entfernte.

Gestehen wir es offen, daß alle Sorgfalt auf den Kaffee verwandt, die goldgeränderten Tassen aus dem Schranke genommen und die schönsten Spitzwecke bei dem Bäcker ausgewählt wurden. Auch ein Blick in den Spiegel durfte bei günstiger Gelegenheit nicht fehlen; denn sonst hätte ja Anna das Geschlecht der Stammmutter Eva verläugnet.

Zu derselben Stunde ging der junge Drechslermeister Schubert allen Ernstes daran, sich für den wichtigen Gang, der über sein Lebensglück entscheiden sollte, gebührend herzurichten. Er schob Schublade auf, Schublade zu und war nie unschlüssiger in der Wahl seiner Garderobe, als heute. Jedes Stück wurde genau geprüft, dreimal gewendet und zuvor probirt, aber keines wollte recht sitzen. Zuletzt wurde selbst der Spiegel höher gehängt, um die ganze Figur sehen und die Scheitellocken besser drehen und stellen zu können. Die alte Christine, welche seit Jahrzehnten im Hause diente und sich durch treue Anhänglichkeit manche Vorrechte errungen hatte, trieb sich geschäftig im Zimmer herum, wiewohl sie nichts darin zu schaffen hatte. Sie hätte gern erfahren, was all' diese Vorbereitungen bedeuten sollten,

und doch wollte sie nicht direkt fragen. Ihr Herr selbst überhob sie endlich dieser Verlegenheit, indem er während des Frisirens zu plaudern begann. „Christine, rath' einmal, wo ich heute hingehe?"

„Auf die Freierei," versetzte diese kurz gefaßt.

„Woher weißt du denn das?"

„Heute steht kein Sonntag im Kalender und der neue Rock und die schwarze Hose gehören zur Sonntagsfeier, wenn man des Morgens in die Kirche geht."

„Errathen hast du's — aber zu wem geh' ich?"

„Zu einem Mädchen."

„Freilich, zu keinem Bübchen," entgegnete lachend der Freier.

„So hab' ich nicht gemeint," eiferte Christine. „Es könnte ja auch so ein „gestandenes Mädchen" von meinem Schlage sein. Die böse Welt titulirt uns alte Jungfern und thut uns manchen unverdienten Spott und Schabernack an."

„Ein solches hätte ich ja im Hause," versetzte Schubert spöttisch. „Nein, diesmal geht's weit, weit bis zum letzten Hause der Stadt."

„Gratulire schönstens," gab Christine gleich spöttisch zurück und schlug einen graziösen Knix, „das allerletzte Haus bewohnt der Nachtwächter."

„O, nicht so weit! — das letzte Haus der Storchsgasse."

„Storchsgasse?" wiederholte die Magd und legte

sinnend den Finger an die Nase. „Die Schnellers-Anna?"

„Keine andere."

„Gott sei Dank!" rief Christine und schlug freudig die Hände zusammen; „da kann ich im Hause bleiben. Wir vertragen uns, — ganz Recht so. Was ihr an reicher Mitgift abgeht, ersetzt sie durch Fleiß und Tugend. Die ganze Stadt weiß das."

„Die Mitgift ist reicher, als du denkst," versicherte der Freier. „Ich habe mit dem Meister schon darüber gesprochen und Alles in's Reine gebracht. Eine bestimmte Summe ist nicht ausgemacht, aber es fällt gut aus."

„Reiche Schuster und weiße Spatzen sind seltene Vögel," kicherte ungläubig die Alte und trippelte zur Thüre hinaus. Was ihr Herz wünschte, hatte sie erfahren und war mit dem Ergebniß ihrer Forschung vollkommen zufrieden.

Endlich war der Freier hergerichtet und sah wohlgefällig in den Spiegel, aus dem ihm wirklich ein ganz stattlicher Jungmeister entgegenstrahlte. Der dunkelblaue Rock und die schwarzen Beinkleider standen trefflich zusammen, während die langen Zipfel des rothseidenen Halstuches keck und steif in die Welt schauten, als wollten sie jeden Gegner spießen. Zudem war die Binde heute um einige Linien enger zugezogen, was die hohe Röthe der Wangen deutlich bekundete. Der Hut wurde vorsichtig auf die Locken gedrückt und den Schluß bildeten gelblederne

Handschuhe und ein hohes Rohr mit Beinknopf, ein Erbstück vom Vater selig. So gerüstet und nicht wenig beklommen machte sich der Freier auf den Weg. Behutsam schlich er an den Häusern hin, sah Niemand an, grüßte und dankte nicht, in der festen Ueberzeugung, ein Jeder würde sein Geheimniß auf den ersten Blick errathen. Mehr als einmal schaute er besorgt um, ob ihn nicht die liebe Gassenjugend wegen seiner Sonntagskleider verspotte und verfolge, und war herzlich froh, als er sein Ziel erreicht hatte. Vorsichtig schlüpfte er in den Hausgang, um nicht gesehen zu werden. Voll Respekt nahm er hier den Hut ab, strich noch einmal über die Locken, glättete Weste und Rock, zog die Halstuchzipfel zurecht und klopfte verzagt an.

„Herein!" rief laut eine sonore Baßstimme, daß ihm vor Schrecken das Blut in den Kopf schoß. Unwillkürlich leistete er Folge und blieb nach seinem Eintritte verlegen an der Thüre stehen. Er studirte mit den Augen am Fußboden und streckte Hut und Stock steif vor sich hin, wie ein reisender Handwerksbursche, der um ein Geschenk bittet. Anna stand am Tische, auf dem sie eben ihre Verrichtungen vollendet hatte, unfähig, den Blick zu erheben und die Gluth ihrer Wangen zu bergen. Befangen spielte das Mädchen an seinen Schurzbändern und zupfte und zupfte so lange, bis sich das Band aufzog und die Schürze zu fallen drohte. Der Meister stand bei Seite und weidete sein Auge an dem verlegenen

Benehmen der jungen Leute. „Gott zum Gruß, Herr Freiersmann! Hier steht die Braut!“ sprach er sodann und bot Schubert die Rechte. Mit diesen Worten trieb er beiden das letzte Tröpflein Blut in's Antlitz und erinnerte zugleich den Freier daran, daß er bei seinem Eintritte nicht einmal gegrüßt hat. „Legen Sie ab!“ hub der Meister wieder an und zog dem Willenlosen Hut und Stock aus der Hand. „Der Hochzeitskaffee steht schon bereit und ich lade Sie zu Gast. Keine Umstände, keine Komplimente! Nur hergesetzt! Du machst die Hausfrau und schenkst ein. Deinem Nachbar mußt du aber immer ein tüchtiges Stück Zucker mehr hinein werfen, damit er jetzt schon einsieht, wie du ihm für die Folge das Leben versüßen willst.“

„Vater, Vater!“ bat Anna verwirrt und bei diesen Worten begegnete sie zum ersten Mal den Blicken ihres Nachbarn. Rasch senkten beide die Augen, als hätten sie ein Unrecht begangen. Schneller aber ließ sich durch die Bitte des Mädchens durchaus nicht abhalten, seinen guten Humor zu zeigen und wandte sich ermunternd an den Gast: „Zugegriffen, Herr Schubert — nur Muth! Ich will mit einem guten Beispiel vorangehen.“ Und mit einem Schnitte theilte er seinen Spitzweck in zwei Hälften.

In jener Gegend ist es Sitte, wie man es häufig auf dem Lande und in kleineren Städten trifft, unliebe Bewerber mehr durch Zeichen, als durch Worte von der Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen zu verständigen, um

nicht in unangenehme Erörterungen sich einlassen zu müssen. Gewöhnlich ladet man den Freier zum sogenannten Hochzeits-Kaffee. Findet er ein geschnittenes Brod bei seiner Tasse, so darf er unverrichteter Dinge wieder abziehen; ist sein Brod unversehrt, so kann er auf günstigen Erfolg bei den Eltern und der Braut rechnen.

Jetzt langt auch der Drechsler verzagt mit der einen Hand nach dem Messer, mit der andern nach dem Brode. Wie er das Instrument ansetzen will, bricht der Spitzweck mitten entzwei, denn er ist bis zur oberen Rinde durchgeschnitten. Das eine Trumm behält er in der Hand, das andere fällt in die Kaffeetasse und spritzt die köstliche Brühe über den ganzen Tisch hin. Dem Bestürzten entgleitet das Messer, sprachlos starrt er vor sich hin. Anna bebt, wechselt die Farbe, alles Blut drängt sich ihr nach dem Herzen und unter seinem Schlage zittert sie an allen Gliedern. Rathlos blickt sie bald nach dem Vater, bald nach dem Freier, voll Angst, wie dieses dämonische Spiel enden werde.

„Also muß ich unverrichteter Dinge heimkehren?“ fragte nach langer, peinlicher Pause der Freier mit einem wehmüthigen Blicke auf das schöne Mädchen, welches er sich so gern zur Hausfrau erkoren hätte.

„Wer kann es ändern?“ brummte Schneller verdrießlich. „Wer trägt die Schuld? Meine Einwilligung ist dabei und ich habe heute morgen die ganze Sache

von A bis Z meiner Tochter erklärt und recommandirt. Warum sie dennoch einen zerschnittenen Spitzweck hergelegt hat, kann ich mir nicht denken."

„Ich?" rief Anna überrascht. „Ich habe kein getheiltes Brod hingelegt, das weiß ich ganz gewiß."

„Wirklich nicht?"

„So wahr uns Gott im Himmel sieht!" versicherte die Jungfrau allen Ernstes und erhob zur Bekräftigung die Hand. „Ich wüßte auch gar keinen Grund . . ."

„Gut," unterbrach sie freundlich der Vater, „wenn du es nicht gethan hast, dann ist die Sache in Ordnung. Ich stimme bei, du stimmst bei, und der Freier an und für sich. Also gebt Euch in Gottes Namen als Brautleute die Hände und seid glücklich!" —

Ein schelmisches Lachen konnte Schneller nur schwer unterdrücken. Er selbst hatte heimlich den Schnitt geführt. Er wollte den Freier ein wenig in Eifer bringen, und dem Mädchen ohne viele Umstände das Zugeständniß ablocken. Die kleine List war ihm vollständig gelungen.

„So, jetzt laßt die Hände wieder los und trinkt Euern Kaffee, sonst wird er kalt. Im Uebrigen bleibt's dabei, was wir ausgemacht haben, Herr Bräutigam! und ist darüber kein Wort zu verlieren," sprach er noch zu diesem mit einem vielsagenden Blicke. Die Männer wechselten einen Handschlag und der Meister trat in die Werkstätte, um die Glücklichen ihrem Schicksale zu überlassen. —

IV.

„Spielt das Schicksal dir 'nen Streich,
Komm' nicht aus der Fassung gleich,
Nur ein Thor erbost sich viel,
Schickt ihn Jemand in April.“

Sprichwort.

Sterbfälle, Kindstaufen und Hochzeiten sind immer Gegenstände, sei es in Stadt oder Land, welche den Leuten zu reden machen. Namentlich die letzteren bringen den weiblichen Zungenchor in die thätigste Bewegung, wenn es sich um eine sogenannte „gute Partie“ handelt, welche nach dem unfehlbaren Urtheile der Klatschschwestern einer Unwürdigen zufiel. Daß die Uebersiedlung der bis jetzt unbeachteten Schuhmacherstochter in der Sterngasse unter diese Rubrik gebracht wurde, läßt sich leicht denken, um so mehr, da die Sterngasse selbst heirathslustige Mädchen genug zählte, welche sich zierlich drehen und gehen, ein neumodisches Compliment machen konnten und zum Beweise ihrer Bildung und Wohlhabenheit befranzte Seidenmantillen und weitausgeschnittene Kleider trugen. Anna erfuhr all' diese Plaudereien und Verläumdungen, welche geschäftig hin- und hergetragen wurden. Die alte Christine, einmal ihres Bleibens im Hause gewiß, übertrug nämlich die ganze Liebe und Treue, welche sie der Familie schuldete, auf die zukünftige Frau, lauschte nach allen Seiten hin und rapportirte getreulich

jedes Wort. Die Braut selbst fühlte immer eine gewisse, ihr selbst unerklärliche Angst im Herzen, die durch solche Nachrichten nicht vermindert wurde. Zum Glücke setzte die Botschafterin jederzeit bei, wie alle Hetzereien bei ihrem Herrn spurlos abprallten, wie er sterblich verliebt sei und nur von seinen zukünftigen Plänen und Einrichtungen plaudere. Auch vergaß sie nicht, ihre eigene Tugend in's rechte Licht zu setzen, indem sie triumphirend berichtete, wie sie mancher Spötterin tüchtig hinausgegeben habe.

Einzelne konnten ihren Spott und Neid nicht überwinden und wurden immer gereizter, je näher die entscheidende Zeit heranrückte. Die Nachbarin, eine Bäckersfrau, rief noch am Tage vor der Hochzeit der geschäftigen Christine, während sie die Straße scheuerte, spöttisch zu: „Kehre nicht so sauber, Christine! Es ist Alles umsonst. In einigen Tagen wirst du so wie so hinausgekehrt."

„Denken Sie, Frau Nachbarin?"

„Der Kukuk ist im fremden Neste immer frecher, wie der Vogel, welcher es gebaut hat. Laß' nur diese Fräulein von Pech erst eingezogen sein! Am nächsten Ziel wird's heißen: „„Die Person ist zu alt und gebrechlich, sie kann ihren Bündel schnüren.""

„Gott behüt'! — Andere Leute wollen kein „Pech" haben, ich aber will Pech, weil es ordentlich klebt. An der Fräulein von Pech kann ich mich fest halten; wäre

aber so eine hochgetragene Fräulein von Semmel, von Ellenmaß oder von Lebkuchen hereingekommen, so hätte ich mich morgen schon trollen dürfen. Nichts für ungut, Frau Nachbarin!"

Diese schlug ihren Bäckerladen zu, daß die Fensterscheiben klirrten, und brummte etwas wie „altes Fell, unverschämtes," denn sie hatte selbst zwei Töchter und vielleicht längst im Stillen auf das nachbarliche Nest spekulirt.

Wie Alles in der Welt, so kam nach langem Harren und Sehnen auch der Hochzeitstag und Angesichts der vollzogenen Trauung mußten die Lästerzungen endlich verstummen. Während des Festmahles selbst zeichneten sich vor Allen durch Frohsinn, Redseligkeit und ungeheuere Heiterkeit zwei Personen aus: Meister Schneller und Christine. Letztere erzählte jedem Gaste ganz appart, wie der Herr Pfarrer beim Singen des Amtes nicht einen Fehler gemacht habe, was unbedingt dauerndes Glück verheiße, wie die Kerzen hell und klar gebrannt hätten und nicht eine einzige erloschen sei, was langes Leben bedeute, und wie die Ringe beim Anstecken so leicht gerutscht seien, daß die junge Frau gewiß auf reichen Kindersegen rechnen könne. Nach dem Mahle bot sie alle List zur Unterstützung der Brautjungfern auf, damit sie der Braut ihr Kränzlein heimlich entwenden konnten. Diese mußte es mit schweren Pfändern wieder einlösen, die der heiteren Gesellschaft zu gut kamen. Meister Schneller

ließ sich's vortrefflich munden. Sobald die höhere Beleuchtung und Inspiration eingetreten war, wußte er sich vor lauter Lust und Freude gar nicht mehr zu helfen. Er plauderte, sang, pfiff, schnalzte mit Zunge und Finger, stampfte mit dem Fuße und hätte die ganze Welt umarmen und küssen mögen. Als man spät Abends heimwärts zog, behauptete er steif und fest, daß die Pflastersteine wackelten, die Sterne tanzten, der Mond ein schiefes Gesicht zöge und die Häuser die Giebel neigten. All' diesen Gefahren wollte er ausweichen und sein Begleiter hatte schwer zu thun, bis er den vorsichtigen Mann nach Hause und zu Bette brachte.

Die Hochzeit war vorüber und Schubert besaß Generosität genug, um nicht sogleich am ersten Tage seinen Schwiegervater ob der Mitgift zu belästigen. Er hoffte vielmehr im Stillen, dieser würde schon selbst kommen. Als sich aber Schneller den ersten, zweiten und dritten Tag weder hören noch sehen ließ, machte sich der junge Ehemann gegen Abend auf den Weg und steckte zur Vorsorge ein paar Geldsäcke in die Tasche. Bei seinem Eintritte traf er den Meister gerade zum Abmarsch bereit, um im „wilden Mohren" seinen Manns- und Abendtrunk zu nehmen. Er schien in der schlechtesten Laune von der Welt zu sein und erwiederte Gruß und Handschlag des Eingetretenen kalt und frostig.

„Nun, Schwiegervater," begann dieser befangen, „wir haben unsere häuslichen Einrichtungen getroffen

und — Gott sei Dank! — es geht Alles gut zusammen."

„Das wäre nicht übel," versetzte der Meister sarkastisch, „wenn es schon in den Flitterwochen auseinander ginge."

„So war es nicht gemeint. Ich wollte nur sagen, daß unsere verschiedenen Einrichtungen gut klappen, und daß wir jetzt auch d'rangehen wollen, das Geschäft zu erweitern und den Laden zu vergrößern."

„Also, nur vorwärts!"

„Ja, Schwiegervater, dazu bedarf ich Geld und ich — wollte Sie deßhalb — um die versprochene Mitgift bitten," stieß der Drechsler in kurzen Absätzen heraus, und kam sich dabei selbst zum ersten Mal in seinem Leben wie ein Bettler vor.

„Du verlangst den Metzen Zwölfer? — Den sollst du haben," antwortete Schneller ruhig und bestimmt, drehte sich kurz auf dem Absatz und trat in die Werkstätte.

Alsbald geht darin ein Rumoren, Klirren und Klappern los, als wenn zwanzig geschäftige Hände in Kasten und Behältern herumwühlen. Der Schwiegersohn traut kaum seinen Ohren, denn der Klang kommt nicht vom Boden, sondern von der Wand herab; auch klingt es nicht hell und lustig, wie Gold und Silber, sondern dumpf und hohl, wie Holz oder Knochen. Er schwebt in der gespanntesten Erwartung, bis endlich der Meister

unter der Thüre erscheint, ernst und düster, mühsam mit beiden Händen einen Metzen schleppend, den er keuchend vor den Wartenden hinstellt. „Hier ist dein Metzen Zwölfer."

„Was?" ruft dieser bestürzt, — „so treibt doch keinen schlechten Scherz! Das sind ja Schuhleisten."

„Lauter Zwölfer," erklärt der Schwiegervater gelassen; „freilich eine der größten Sorten. Wenn du willst, kann ich sie in Dreier, Sechser oder Neuner umtauschen. Nach Belieben!"

Eiskalt überkommt es den jungen Mann und schnell wie ein Blitzschlag zündet in seinem Innern der Gedanke, daß er der Spielball eines schlauen Fuchses geworden. Ueberwältigt von jähem Schrecken, sprachlos tritt er einen Schritt zurück. Alles Blut drängt sich nach seinem Herzen, um nur in rascherem Tempo nach den Schläfen zurückzuschießen, die Brust arbeitet schwer, die Augen haften gespenstig auf dem verhängnißvollen Metzen, als wollten sie aus ihren Höhlen treten, die Lippen ziehen sich krampfhaft zusammen und die Fäuste ballen sich, wie zum rächenden Schlage bereit.

„Das sind keine Zwölfer, sondern Holz," preßt er mühsam hervor, nur mit Mühe seine Wuth bannend.

„Das sind Zwölfer," entgegnet der Meister ruhig, „und zwar lauter ausgesuchte, die jedem Leistschneider und Drechsler zur Vorlage dienen können."

„Silberzwölfer bekomm' ich — Silber, Silber!"

schreit zitternd vor Erregung der junge Ehemann, springt einen Schritt vorwärts und erhebt drohend die Hand.

„Nur keine Gewalt," entgegnet der Meister kalt, „sonst reiße ich das Fenster auf und schreie Mord und Feuer. Silberzwölfer? Davon war mit keiner Silbe die Rede. Wo denkst du hin? Besäße ich einen Metzen Silber, so stünde mir kein Kaufmann, kein Privatier, nicht der erste Beamte für meine Tochter zu hoch."

Verwirrt, niedergeschlagen, kraftlos sank Schubert auf den nächsten Stuhl. Er drückte die Hand gegen die Stirne, als wollte er die flüchtigen Gedanken zum Stehen bringen und mit geschlossenen Augen einen Ausweg aus diesem Labyrinthe finden. Der höchsten Aufregung war Abspannung und Muthlosigkeit gefolgt, und er konnte lange zu keinem Resultate kommen. Der Meister stand gefaßt und ohne Theilnahme dabei, fixirte den Ueberlisteten triumphirenden Blickes, mit aller Ruhe des Ausganges gewärtig. Endlich erhob sich Schubert, ließ einen Blick voll der tiefsten Verachtung über den Meister gleiten, packte den Metzen Leisten, hob ihn auf seine Schulter und verließ ohne Gruß das Haus.

Arglos und guten Muthes bereitete Anna inzwischen die Abendkost, deckte den Tisch und wollte eben wieder in die Küche gehen, als sie den nahenden Tritt ihres Mannes vernahm. Behend öffnete sie die Zimmerthüre, um ihn einzulassen. Mit einem Schritte stand dieser mitten im Zimmer und ließ den Metzen zu Boden stürzen,

daß die Wände zitterten und eine Partie Leisten klappernd über die Dielen kollerte. Die junge Frau hätte bei diesem sonderbaren Auftritte laut auflachen können; aber das Lachen erstarb auf ihren Lippen, als sie sah, wie sich Schubert mit verschränkten Armen neben den Metzen postirte, die Augen funkelnd vor Wuth, die Wangen glühend, die Lippen zusammengepreßt, die Züge entstellt. Er war geprellt. Die ganze Stadt mußte ihn verhöhnen. Bei diesem Gedanken, bei dem Anblicke seines Ladens, mit dem er so hübsche Pläne erdacht, war die ganze Zorneswuth wieder in ihm erwacht.

„Was hast du denn?“ fragte Anna und vergaß in ihrer Bestürzung, die Thüre zu schließen.

„Hier, hier!“ knirschte Schubert und stieß bei jedem Worte mit dem Fuße gegen den Metzen. „Du wirst wohl besser wissen, als ich, was diese Hölzer bedeuten? He!“

„Das sind ja Schuhleisten,“ meinte diese, unfähig, sich den Auftritt zu erklären.

„Ja wohl sind's Schuhleisten und noch mehr, noch weit mehr. Ei, ei, wie unschuldig! Schön zusammen complottirt, recht schön! Das Töchterlein ist des ehr- und tugendsamen Vaters ganz würdig. Dieser hat mich überlistet und mit kaltem Hohne fortgeschickt, aber dir soll es nicht gelingen.“

„Um Gottes willen, was ist vorgefallen? So rede, rede doch!“ rief die junge Frau, entsetzt ob dieser Spott-

und Schmähreden, trat voll Besorgniß einen Schritt näher, und suchte die Hand ihres Mannes zu fassen.

Hastig zog der Erbitterte seine Hand zurück, packte einen der Schuhleisten und hielt ihn dem bestürzten Weibe entgegen.

„Hier, hier" — rief er — „zugegriffen! Das ist dein eigentliches, unbestrittenes Eigenthum. Meine Hand laß' in Ruhe! Hier, das ist dein Erbtheil, deine Mitgift!"

„Meine Mitgift!" wiederholte das geängstigte Weib nachdenkend, und der erste Lichtstrahl schien endlich in dieses wirre Dunkel zu fallen. „So sprich doch, Heinrich! Deine scharfen, unverständlichen Worte stoßen mir das Herz ab. Um Alles in der Welt bitte ich dich, rede!"

„O du unschuldiges Täubchen, du!" höhnte dieser bitter. „Du spielst ja deine Rolle vortrefflich! Gut, ich will dir erklären, was du schon vor Wochen wußtest. Dein Vater hat mir als Heirathsgut einen „Metzen Zwölfer" versprochen. Jetzt gibt er mir diesen Metzen Schuhleisten und sagt, das seien die Zwölfer, wie er sie gemeint. An Silberzwölfer habe er nicht gedacht. Nun, noch immer unwissend?" —

Bei diesen Worten stand Anna wie vernichtet. Ein unendlich tiefes Weh, eine unsägliche Angst vor der Zukunft durchzuckte ihr Herz. Sie konnte sich kaum aufrecht halten, und zitternd an allen Gliedern wankte

sie nach einem Sitze. Beide Hände fest vor das Antlitz pressend, sank die jugendliche Gestalt in sich zusammen, als sei sie in einem Augenblicke um 20 Jahre älter geworden. Der Vater hatte die Tochter betrügerisch verhandelt, sie galt in den Augen ihres Gatten als Mitschuldige. Man hörte nichts, als ein bitterliches Schluchzen, ein tiefes, schmerzliches Stöhnen, wie wenn ihr das Herz brechen wollte. Momentan überkam Schubert ein Gefühl des Mitleids bei diesem Anblicke; aber eben so schnell hauchte ihm ein böser Geist ein, daß gerade der Jammer, die Thränen ein Zeichen der Schuld seien und ihn täuschen sollten. Der Vater — dachte er — hat dich mit höhnischer Kaltblütigkeit abgespeist, die Tochter will dich mit Trug und Weiberlist berücken. Zugleich erwachten die getäuschten Hoffnungen, der Stolz des Mannes, und mit harter, strenger Stimme herrschte er der Armen zu: „Dieser Metzen Leisten bleibt hier, du aber räumst noch heute mein Haus und kehrst nicht eher wieder, als bis dein Vater diesen Metzen Holz in blankes Silber umgewechselt hat.“

Ein gellender Schrei antwortete ihm, und Anna lag verzweiflungsvoll, mit gerungenen Händen zu seinen Füßen. „Alles, Alles, Heinrich,“ rief sie unter Thränen und Schluchzen, „nur diese Schande nicht! Ich will gern für die Schuld meines Vaters büßen. Befiehl, behandle mich, wie du willst, nur übergib mich nicht dem öffentlichen Spotte! Ich will für drei arbeiten,

ich will hungern, darben und sparen mein Leben lang, ich verlange kein Stückchen neues Gewand; ich will nicht die Frau, ich will deine Magd, ich will noch weniger sein, nur laß mich hier! Und wenn du mich gewaltsam vertreibst, so kehre ich immer wieder zurück, ich bleibe Tag und Nacht an der Schwelle haften, denn ich bin dein vor Gott angetrautes Weib."

„Aufgestanden!" fuhr in diesem Augenblicke eine scheltende Stimme dazwischen. „Vor Gott kniet man, vor Menschen nicht." Die Knieende sah sich mit einem Rucke auf die Füße gebracht. Christine war es, welche durch die offene Thüre Alles in der Küche vernommen hatte und auf den Angstschrei zur Hülfe herbeieilte. Bei dem Anblicke des Metzens und der Leisten aber machte sie von ihrem Vorrechte als langjährige Dienerin Gebrauch und brach in ein lautes, schallendes Gelächter aus, das nimmer enden zu wollen schien. Im ersten Momente wollte sie Schubert zornig hinausweisen, aber bald steckte das endlose Lachen seine Muskeln an. Er war nahe daran, miteinzustimmen, wenn ihn nicht die Scham abgehalten hätte. „Still!" gebot er endlich allen Ernstes und wandte sich in einem viel milderen Tone zu seiner Frau: „Glaubst du denn, Anna, du hast mich umsonst mitprellen helfen?"

„Ich bin unschuldig, so wahr Gott im Himmel lebt!" versicherte diese hoch und theuer, und offen blickte ihr treues, ehrliches Auge zu dem Ankläger auf. „Mein

Vater sagte mir nie ein Wort von diesem Versprechen, verbot mir, über solche Dinge mit dir zu reden, und du selbst sprachst vor der Trauung keine Silbe zu mir."

„Der alte Fuchs war schlau genug," kicherte Christine und wandte sich zu ihrem Herrn, der rathlos dastand, — „aber ganz recht! So muß es all' diesen Geizhälsen gehen, die nach Geld heirathen. Jetzt will sich Jeder im Lotto reich gewinnen, oder reich erben, oder reich heirathen, aber Keiner mag arbeiten. Ganz recht so!"

„Wenn nur du still wärest!" rief mißmuthig der Drechsler, den die scharfen Reden der Alten genirten.

„Ja wohl!" eiferte die Alte, „die Wahrheit hört Niemand gern. Wissen Sie, wie es sonst lautete: Ein gutes Weib ist Gottes Segen, — und jetzt: An Geld und Gut ist Alles gelegen. Zu dieser Zunft gehören Sie auch. He?"

„Geh' in deine Küche!"

„Sobald ich ausgeplaudert habe. Die arme, unschuldige Frau soll fort? Damit Sie's nur wissen: ich gehe mit ihr. Dann können Sie mit fremden Leuten hausen, die am Sonntage veruntreuen und durchschlagen, was Sie die Woche über erdrechselt haben. Wir gehen zusammen," rief die Alte mit einem vielsagenden Blicke auf die junge Frau und trat ihren Rückzug an.

Als Christine hinweggegangen war, streckte Anna ihrem Gatten beide Hände zur Versöhnung entgegen. Ohne

Zaudern ergriff er sie, froh im Herzen, diese peinliche Geschichte beendigt zu sehen. „Wir wollen beisammen bleiben, Anna," sprach er, „ich will Alles vergessen, wenn du mir Eines versprichst."

„Rede, rede, und ich will Alles thun, wenn ich damit deine Zuneigung, den gestörten Frieden wieder erkaufen kann."

„Höre: dein Vater wird uns — das läßt sich denken — mit seinen Besuchen nicht belästigen. Ich verlange jedoch, daß auch du von dieser Stunde an sein Haus meidest. Er hat uns einmal getäuscht, und es könnte nur neuer Zwiespalt, neues Unheil von ihm kommen."

Anna fühlte recht gut, daß sie ihrem Manne eine Rechtfertigung schuldete. Sie gab, wenn auch widerstrebend, ihr Jawort, um den Frieden zu retten. — — —

Nach vier Wochen setzte ein großartiges Ereigniß die Zunft der Klatschschwestern in Bewegung: die Hochzeit des Meisters Schneller mit der Feldwebels-Wittwe Streitel. Tage lang sprach man von nichts, als dem flotten, fidelen Mahle, welches der Meister gehalten. Seinem Schwiegersohne sammt Tochter aber hatte er die Mühe des Kommens oder Absagens erspart, indem beide nicht geladen waren. Leider wurden die Flitterwochen durch ein höchst trauriges Ereigniß getrübt. Man berief nämlich den Meister auf den Magistrat und übergab ihm dort einen Todtenschein, seinen einzigen Sohn Franz betreffend, welchen ein bösartiges Fieber in einer Stadt Süddeutschlands hinweggerafft hatte. —

V.

„Ei, ei, ei, ich armer Mann
Ach! was soll ich fangen an?
Ich hab' mir ein Weib genommen
Bin mit ihr in's Elend kommen.
Ei, ei, ei, ich armer Mann
Ach! was soll ich fangen an?“

Volkslied.

Es ist ein freundlicher, warmer Herbstabend, ungefähr vier Wochen nach Mariä Geburt, und ein Zeitraum von vollen zehn Jahren verstrichen, während wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen. Wir staunen nicht wenig, bei unserem Besuche in der Sterngasse ein stattliches, dreistöckiges Wohnhaus mit neugebauter Façade zu erblicken, welches eine Tafel als Eigenthum des Drechslermeisters Schubert kennzeichnet und das ein gelblicher Oelanstrich deckt, eine Zierde, deren sich nur die ersten Häuser des Städtchens rühmen können. Auf der sogenannten „Vorbank“ neben der Hausthüre spielen zwei muntere, blondgelockte Knäblein um und auf dem Schooße eines alten Mütterchens und treiben ihr Spiel so neckisch und muthwillig, daß es schwer zu unterscheiden ist, ob die kleine Welt oder die greise Gouvernante den gebietenden Theil vorstellt. Daneben sitzt ein kleines Mädchen und studirt eifrig in seinem Lesebuche, indem es mit dem Zeigefinger aufdeutet, ihn mit festem Drucke auf jede Silbe setzt und mit dem Kopfe

dazu nickt, als ließen sich so die schweren Hieroglyphen dem jugendlichen Gedächtnisse besser einprägen. Wir bemerken auch, wie Viele der Vorübergehenden stehen bleiben und neugierig zu den großen Schaufenstern des Meisters auf der andern Seite der Thüre treten. Dieselben sind mit Geschmack, seltener Eleganz und einer Reichhaltigkeit ausgestattet, daß jedes Alter, jeder Stand Gegenstände entdeckt, die ihm mit und ohne Bedürfniß genehm sind. Die Mädchen blicken lüstern nach den Puppen, den Kaufläden und Miniaturzimmern, die Knaben nach Bogen und Springball und dem niedlichen Kegelspiel. Die stolzen und modesüchtigen Fräulein betrachten mit Kennerblicken die herrlichen Vorstecknadeln, die kunstreich gearbeiteten Hals- und Armbänder in allen Formen und aus den verschiedensten Massen, während die Jünglinge je nach Stand und Beruf verlegen unter dem Heere der Stöcke wählen, der junge Geselle mit dem Ziegenhainer liebäugelt, und der angehende Stutzer sich im Geiste mit dem biegsamen Röhrchen und dem geschnitzten Elfenbeinknopfe sieht. Die sorgsamen Hausfrauen mustern die blanken Spinnräder und ergötzen sich an den Holztellern und Kochlöffeln, die wie Orgelpfeifen in Reihe und Glied hängen. Am neugierigsten treten die Liebhaber des edeln Waidwerkes und die Jäger von Fach herzu, um die vom Meister selbst erfundenen Pulverhörner und Schrotbeutel mit ihrem Mechanismus zu studiren. Vergleichend blicken sie auf das alte Pulver-

horn mit dem einfachen Holzstöpsel, treten ein, probiren und kehren mit einem neuen zurück. In schwerer Noth befindet sich der Raucher, wenn er die langen Reihen der Cigarrenspitzen, die herrliche Pfeifensammlung durchwandert, vom einfachsten Dreikreuzerspitzchen aus der Haselnußstaude bis zur glänzenden Bernsteinspitze, vom kölnischen Pfeifchen bis zum prächtig geschnittenen, silberbeschlagenen Meerschaumkopfe, der seinen Werth nach Dukaten zählt. Sogar der Arzt bleibt überrascht stehen, denn in einer besondern Abtheilung erblickt er ein Commissionslager der verschiedenartigsten Instrumente und Bandagen, die der Laie in gesunden Tagen nicht einmal dem Namen nach kennt, bis er sie in herben Leidensstunden nur allzusehr schätzen lernt. Schließlich wendet Jeder sein Auge zur oberen Abtheilung, wo Crucifixe aus Elfenbein und Holz in künstlerischer Vollendung, wo Madonnenstatuen in prächtigen, meisterhaft geschnittenen Nischen, ehrwürdige Einsiedler in künstlich nachgeahmten Grotten, und Altärchen in vollendeter Arbeit die Aufmerksamkeit fesseln.

Durch die hellen Scheiben bemerkt man eine hübsche Frau in den besten Jahren, welche geschäftig im Laden die Ab- und Zugehenden bedient, indem sie dem Einen eine reichere Auswahl vor die Augen breitet, als seine Börse zu bezahlen im Stande ist, den Andern zum Kaufen ermuntert und einen Dritten mit freundlichem Scherze vom Handeln abbringt, daß er den verlangten

Preis zahlt und sich ob seines guten Kaufes freut. Trotz all' dieser Rührigkeit aber spricht sich in ihren Zügen, in jeder Bewegung, in ihrem ganzen Thun und Treiben eine Unruhe aus, die Jedem auffallen muß. Mehr als einmal eilt sie an das Fenster und späht emsig die Straße hinab, in der festen Meinung, sie habe fernes Wagengerassel vernommen. Und wer will es Anna, die wir auf den ersten Blick wieder erkennen, verargen? Erwartet sie doch ihren Heinrich, der heute, als am äußersten Termin, von der Frankfurter Messe heimkehren soll.

Die Dämmerung bricht ein, die Hausfrau schließt den Laden, schafft die Kinder sammt der alten Christine in's Zimmer und kehrt selbst wieder unter die Thüre zurück. Von Minute zu Minute steigt ihre Ungeduld. Ein unheimliches Gefühl beschleicht sie, denn trotz alles Harrens vernimmt sie nur hie und da den Fußtritt eines Passanten, während ihr Ohr vergeblich schallenden Hufschlag zu erlauschen strebt. Sie will muthlos und niedergeschlagen in's Haus zurückgehen — horcht — hört! — Peitschenknall, Rädergerassel, Schellenklang! Eine Kutsche biegt in die Sterngasse ein, eine hohe Gestalt steht schon auf dem Wagentritte, zum Herabspringen bereit. Anna eilt auf die Straße, ihre Wangen glühen, sie zittert vor Freude, streckt beide Arme aus und fühlt sich fest umschlungen, bevor noch der Wagen hält. Endlich macht sie sich los, um dem Kutscher den Reisesack abzu-

nehmen. Jetzt erst gewahrt sie, daß ein herrlicher Wollenshawl mit breiter Bordüre von ihren Schultern herabwallt. Lächelnd droht sie ihrem Manne mit dem Finger, denn sie hatte sich, ihrem Versprechen eingedenk, bei der Abreise ausdrücklich ausgebeten, keinen Kreuzer für sie verwenden zu wollen, und nichts mitzubringen, als die alte, frohe, treue Liebe.

Das Nachtmahl war vorüber, die Kinder wurden zur Ruhe gebracht, und auch die alte Christine nickte bald hinter ihrem Spinnrocken ein. Manchmal zuckte ihr Fuß wie instinktmäßig, aber der schwache Stoß reichte nicht hin, das Rädchen zu treiben. Schubert saß in der heitersten Stimmung bei seinem Weibe. Er hatte die Brieftasche herbeigebracht, und alle seine Rechnungen, Anweisungen und Wechsel vor der emsigen Buchhalterin ausgebreitet, denn diesen Posten vertrat Anna seit Jahren. „Viel tausend Dank dem lieben Gott!“ rief der wackere Gewerbsmann mit dem aufrichtigsten Herzen, nachdem er seine Erklärungen geendet. „So gut wie diese Messe ist es noch niemals gegangen. Mein Sprichwort: „„Solid und elegant,““ — hat reiche Früchte getragen. Die fremden Kaufleute, welche einmal bei mir gekauft, kamen alle wieder und zogen viele neue und gute Kunden nach. Ich habe meine Stöcke, meine Pfeifen, meine Cigarrenspitzen und die sonstigen Luxusartikel vollständig an den Mann gebracht.“

„Und deine Pulverhörner?“ fragte Anna besorgt,

denn diese waren die eigene Erfindung, das Lieblingsthema ihres Gatten, und ein schweres Capital darauf verwendet worden.

„Ja, ja, die Pulverhörner! Denke dir, Frau, die bösen, bösen Menschen! Sie haben mir die Pulverhörner sammt und sonders abgenommen, und noch drei Tausend dazu, wenn ich sie gehabt hätte. So ein schlimmer Franzose wollte mich sogar mit Beschlag belegen und ich wäre bald sammt den Hörnern verschwunden."

„Wie froh bin ich, daß du wieder da bist," rief Anna heiter und faßte zur größeren Sicherheit beide Hände ihres Mannes, denn sie vergaß Geld und Gut, Geschäft und Gewinn, wenn es sich um die Person des Hausherrn handelte.

„Ich bin da, und morgen oder übermorgen wird noch ein zweiter Gast kommen, dem du gewiß die Thüre nicht verschließest."

„Wer denn? Ein Geschäftsfreund?"

„Ein Freund jedenfalls — ein Pack Gold und Silber. Ich übergab ihn der Post, um allen Vor- und Zufällen unterwegs vorzubeugen."

Die Kinder im anstoßenden Zimmer wurden unruhig. Anna eilte mit Christine hinaus. Schubert versprach, Feierabend zu machen und nachzukommen, sobald er seine Papiere geordnet und aufgehoben habe.

Noch war sein Geschäft nicht vollendet, als er ein leises Pochen an der Thüre vernahm und ehe eine

Antwort erfolgte, die gebeugte Gestalt eines Greises lautlos in's Zimmer schlich. Die äußere Erscheinung des Eingetretenen glich vollkommen der eines heimathlosen Landstreichers. Der schmutzige, abgeschabte Rock mit den zerfetzten Knopflöchern, den fehlenden Knöpfen und den durchlöcherten Ellenbogen ließ keine Grundfarbe mehr erkennen. Eine kurze, ausgefranzte Hose, nothdürftig mit Lappen von allen Farben besetzt, eine abgetragene Mütze ohne Schild, welche der Alte mit den zitternden Händen zerknitterte, und die offene Brust mit dem groben, unsaubern Hemde vollendeten das traurige Bild. Sein Benehmen aber war nicht das eines Vagabunden, der zudringlich seine Gabe verlangt. Scheu und verlegen blieb er an der Thüre stehen und wagte kaum das Auge zu erheben. Man konnte leicht schließen, daß dieser Mann einst bessere Tage gesehen hatte und sich vielleicht heute zum ersten Mal in dieser peinlichen Lage befand. Wir kennen diese Erscheinung trotz des ärmlichen Aussehens, trotz der großen Veränderungen, welche die Zeit in Haltung und Antlitz bewirkt hat; es ist — Meister Schneller. Nur ein paar graue Haare umgürten verwirrt den kahlen Scheitel, das lebendige Auge liegt matt und glanzlos in der tiefen Höhle. Kein listiges Lächeln spielt mehr um die Lippen, welche bleich herabhängen, und statt des Doppelkinns, statt der vollen, runden Wangen sehen wir nur Runzeln und Falten, welche leer und schlaff die Knochen decken. Am meisten

wird aber das Gesicht entstellt durch allerlei Risse, bläulichrothe Streifen und halb geheilte, blutunterlaufene Narben, die den Greis schrecklich verunstalten.

„Nun, Schwiegervater, was führt Sie zu mir?“ fragte Schubert überrascht, denn seit dem Tage seiner Hochzeit hatte Schneller sein Haus nicht mehr betreten und war ihm und seiner Frau auf allen Wegen und Stegen schon auf zwanzig Schritte sorgfältig ausgewichen. Zugleich brachte Schubert einen Stuhl herbei, welchen Schneller Anfangs dankend ablehnte, später aber erschöpft benützen mußte.

„Die Noth, um kurz zu reden,“ gab dieser zur Antwort, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. „Ich erfuhr, daß Sie von der Messe zurückgekehrt seien. Ich schleiche schon den ganzen Abend vorsichtig wie ein Dieb um das Haus herum und luge durch die Fensterscheiben, bis ich endlich Gelegenheit fand, Sie allein zu treffen. Ich will tausend Mal lieber Ihnen, als dem eigenen Kinde meine Noth und meine Schande offenbaren.“

„Warum sagen Sie nicht „Du“ zu mir, wie vor Zeiten?“

„Das geht nicht,“ lehnte der Greis entschieden ab. „Umgekehrt würde es besser passen.“

„Ihr Schwiegersohn bin und bleibe ich immer.“

„Gott sei Dank für dieses unverdiente Glück,“ entgegnete Schneller; „allein, glauben Sie mir, ich habe

seit zehn Jahren Vieles verlernt und Vieles gelernt. Ich bin jetzt ein heruntergekommener Mann, fast ein Bettler, mein Handwerkszeug bedecken Spinngewebe, weil ich mein Geschäft auf Betrug baute, und statt des gehofften Reichthumes ward mir Noth und Elend; — Sie haben sich rechtlich emporgearbeitet, sind wohlhabend, und Ihre Bemühungen werden immer größeren Erfolg erzielen. Wie gerne möchte ich die Vergangenheit vergessen, und doch verfolgen mich diese Gedanken unablässig Tag und Nacht! O die Reue ist eine böse Gesellschafterin," seufzte der alte Mann und ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

„Lassen wir die Vergangenheit in Ruhe," mahnte Schubert; „sagen Sie lieber frei und offen, warum Sie kommen?"

Der Greis zögerte einen Augenblick, holte tief Athem und erzählte in kurzen Absätzen: „Sie wissen, daß ich mir ein böses, bitterböses Weib in's Haus gebracht habe. Sie zählt mir jeden Bissen vor, ihre einzigen Reden sind Schimpfworte und Flüche, und häufig kommt es noch schlimmer. Sehen Sie" — und der Sprecher zeigte auf sein Gesicht, — „das sind die Spuren ihrer Hände. Aus reiner Furcht wollte ich den Mißstand meines Geschäftes so lange wie möglich verbergen. Ich borgte deßhalb von einem Juden zweihundert Gulden. Die Rückzahlungsfristen einzuhalten war mir unmöglich. Nun droht mein Gläubiger, mich gerichtlich belangen

und mein Haus in der Gant verkaufen zu wollen, wenn ich bis morgen nicht zahle. Gott sei mir gnädig, wenn mein Weib es erfährt! Sie kehren von der Messe heim, decken Sie meine Schuld, helfen Sie einem alten, unglücklichen Manne, wenn Sie können!"

Der Greis schwieg und blickte sehnsüchtig in die Augen seines Schwiegersohnes, als wollte er darin lesen, was dieser beschließen würde. Leider verkündeten die finster zusammengezogenen Brauen, die ernsten Mienen nichts Gutes. In dem Manne war mit einem Schlage die Vergangenheit mit ihrem ganzen Hohne erwacht und malte ihm mit doppelt grellen Farben den Spott, welcher ihm vor der ganzen Stadt gespielt worden. In diesem Augenblicke sah er nicht mehr den armen, hülfsbedürftigen Greis, sondern nur den listigen, verschlagenen Meister, welcher ihn so empfindlich getäuscht hatte. „Ich will sehen, was sich machen läßt," versetzte Schubert trocken. „Warten Sie hier einen Augenblick, bis ich wieder komme."

Der Hausherr entfernte sich durch dieselbe Thüre, durch welche Schneller eingetreten war. Sie führte auf den Hausplatz und in den Laden. Letzterer dachte nicht daran, sich das Zimmer und seine zweckmäßige Einrichtung zu betrachten, und die Ordnung und Reinlichkeit seiner Tochter zu bewundern. Schwermüthig stützte er sein Haupt in die Hand und brütete düster vor sich hin, bis nahendes Geräusch ihn emporschreckte. Er hört

einen schweren, langsamen Tritt, die Thüre wird aufgestoßen, und herein kommt sein Schwiegersohn, mit beiden Händen einen Metzen vor sich haltend, den er vor Schneller auf den Boden niedersetzt. „Hier, Schwiegervater, gebe ich Ihnen die Mitgift Ihrer Tochter wieder. Es ist derselbe Metzen Zwölfer, wie Sie ihn mir seiner Zeit auszahlten, und wird weitaus reichen, Ihre kleine Schuld zu decken.“

Schneller antwortet nicht, Leichenblässe deckt sein Antlitz, Fieberschauer durchlaufen seine matten Glieder und er bedeckt mit beiden Händen die Augen, als könne er seine eigene Schande nicht sehen. Endlich erhebt er sich, um zu scheiden, und ruft mit zitternder Stimme: „Mir geschieht Recht, Herr Schubert, vollkommen Recht. Von unseliger Leidenschaft geblendet, habe ich meinen einzigen, kranken Sohn in die Fremde hinausgetrieben. Er kam nicht wieder, — sein Tod ruht auf mir. Ich habe meine Tochter mit List aus dem Hause geschafft und dem blinden Zufall überliefert. Das eigene Weib, dessen Spielball ich war, für das ich handelte, verachtet und beschimpft mich jetzt: — wie kann ich da von einem Betrogenen Mitleid erwarten? — Ich gehe. Gott sei mir gnädig!“

„Langsam, langsam!“ mahnt Schubert, dessen ganzes Mitleid bei diesen Worten erwacht. Mit der Hand hält er den Greis zurück, mit dem Fuße führt er einen gewaltigen Stoß nach dem Metzen, daß dieser umstürzt

und seinen ganzen Inhalt entleert. Die Hölzer klappern und poltern auf dem Boden herum, aber auch — zwei große Geldrollen, welche unten in dem Maße gelegen. „Hier, Schwiegervater,“ spricht der Drechsler lächelnd, „nehmen Sie Ihre Leisten wieder, denn mir sind sie unnütz; aber auch die zwei Rollen zur Deckung Ihrer Schuld, denn Sie haben mir eine brave Frau gegeben, die mein ganzes Lebensglück, meinen Wohlstand gegründet hat und mehr als hundert Metzen Gold und Silber werth ist. Und jetzt — die Hand her! Sagen Sie wieder „Du,“ wie vor Zeiten, denn ich bin und bleibe ja doch Ihr Schwiegersohn.“

In diesem Augenblicke trat Anna herein, welche das Gepolter aufmerksam gemacht hatte. Sie sah die Leisten am Boden liegen, die beiden Geldrollen, die Männer Hand in Hand, und mit einem Blicke erkannte sie, was hier vorgefallen, denn die Frauen schließen und urtheilen in solchen Fällen weit schneller und sicherer als die Männer. Jubelnd stürzte sie in die Arme ihres Vaters, wohl ahnend, daß die letzte Schranke gefallen sei, welche seit Jahren ihr Herz beengte. Sie hatte ihrem Manne ein heiliges Versprechen gegeben, sie hatte es bis zur Stunde redlich gehalten, mochte es auch manchmal noch so schwer fallen. —

Wir haben wenig mehr beizufügen. Sein Hauskreuz ertrug der alte Schneller geduldig, indem er es wohlweislich auf seine eigene Rechnung schrieb, und als

eine gerechte Sühne betrachtete. Er war zufrieden, durfte er doch nicht mehr frieren, in Lumpen herumgehen und Hunger leiden. Und wenn ihm sein böses Weib manche Stunde verbitterte, so fand er immer wieder Ruhe, Trost und Erquickung im Hause des Drechslermeisters Schubert in der Sterngasse. —

Sonst und Jetzt.

I.

Aus- und Einzug.

„Ich fühl' mich recht wie neugeschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, über'n Strom der Zeit."

J. v. Eichendorff.

Am zweiten Maisonntag Anno 18.. standen nach der Vesper unter der großen, altehrwürdigen Dorflinde verschiedene Gruppen von Männern und Burschen beisammen. Diese Linde war das eigentliche Bauern-Casino, Sommer und Winter belebt, frei und offen, wo namentlich nach dem Gottesdienste von der Kirche herab, welche schön auf einer kleinen Anhöhe thront, die ganze Einwohnerschaft vorbeidefiliren mußte. Die Männer zogen sich heute mit ernsten Mienen disputirend und berathend nach dem Schulhause, um der Gemeindeversammlung beizuwohnen; die Burschen zerstreuten sich allgemach da- und

dorthin, während die letzten alten Mütterchen, die extra ein paar Vaterunser nach der Vesper d'rein gelispelt hatten, mit Gebetbuch und Rosenkranz vorbeikamen. Nur drei junge Aufschößlinge, die sich hart an den Weg postirten, behaupteten standhaft ihren Platz. Sie schienen sich an diesem Punkte ordentlich zu gefallen und suchten auf jede Weise die Peripherie ihrer Körper auszudehnen. Hochauf hielten sie die messingbeschlagenen, mit Kettchen und Quasten reich verzierten Holzpfeifen, und dampften und qualmten um die Wette, als arbeiteten sie im Taglohn, wiewohl mancherlei Grimassen und das beständige Spucken deutlich zeigten, daß ihnen der Rauch als Neulingen zu schaffen machte.

„Gehen wir?" fragte Sebastian, ein junger, untersetzter Schmied, als der Platz immer leerer wurde.

„Wir halten aus — wir bleiben bis zuletzt!" rief sein Nachbar Joseph mit jener gellenden Stimme, die so gern Schreiern und Krakeelern eigen ist. „Wir haben das Recht dazu. Jetzt sind wir endlich einmal „Bursche", und wollen von unserem Rechte Gebrauch machen."

„Und Recht sollst du behalten," ergänzte der dicke Peter, der beständig mit dem Oberkörper wiegte, als wollte er athletische Künste machen, — „denn bei Gott! — es hat lang genug gedauert. O, es war köstlich, wie heute Morgens die Sonntagsschüler neidisch herüber lugten! Geduld, Geduld! Die Kirchweih' kommt bald und da wollen wir erst unsere Rolle spielen."

„Juchhei! — huhu! flott soll's hergehen," jauchzte Joseph, drehte sich auf dem Absatze rundum und schwang die Pfeife in der Luft. „Wir wollen jubeln und springen und tanzen, bis die letzte Geige ausgeklungen hat. Heisa, juchhei!"

„Ich werde Euch zusehen und trinke mit meinem Vater einen guten Schoppen dazu," versetzte gleichgültig der Schmied.

„Du willst nicht tanzen?" riefen die Kameraden zugleich.

„Vielleicht — vielleicht nicht. Der Ambosmann soll immer parat stehen. Zur Kirchweih' kommen viele Fremden. Es stolpern die Rosse, es stolpern die Leut', Deichseln splittern, Räder brechen und manche Nothhülfe wird verlangt. Im vorigen Jahre wurde ich sechsmal aus den Federn geholt. Ja, ja, der Schmied und der Dorfwächter müssen bei'm Zeug sein."

„Das wird sich finden," meinte der dicke Peter. „Wißt Ihr's noch? Die letzte Kirchweih' saßen wir den ganzen Nachmittag drüben am Berge und schauten hinter der Hecke hervor auf das Wirthshaus herab, wie eingegrabene Füchse. Heuer gehen wir schnurstracks hinein."

„O, ich wäre schon im vorigen Jahre hineingegangen," brüstete sich Joseph, „wenn der Herr Pfarrer nicht so verteufelt scharf über die Sonntagsschüler Polizei gehalten hätte und ....."

„Und der Herr Lehrer und sein Gehülfe," ergänzte der Schmied.

„Gehülfe? — Langsam — nur langsam!“ mahnte Joseph. „So schnell schießen die Preußen nicht. Lehrling, wollen wir sagen, — Lehr—ling.“

„Warum denn? — Er hat schon über zwei Monate sein Examen in Würzburg gemacht und das ein ausgezeichnetes, wie sein Vater sagt.“

„Natürlich,“ lachte Joseph höhnisch, „wie sein Vater sagt! War sein Vater denn dabei? Dein Vater wird dich auch für den besten Schmied im Lande erklären. Ein solches Examen hätte längst Früchte getragen. Ich will dir's besser sagen: durchfallen ist auch eine Freud', und so scheint mir's.“

„In dem Falle würde ich ihn bedauern wie einen Bruder,“ versetzte treuherzig der Schmied. „Dieser Valentin Spengler, ein Bauernsohn wie wir, hat sich mühsam emporgearbeitet und versteht sein Schulhalten, sein Orgelspiel und Singen aus dem Fundament. Er weiß und wird mehr, als wir alle drei zusammen, und was die Hauptsache ist, kein Fünkchen Stolz dabei. Wer arbeitet so wie Valentin? Während Ihr draußen unter dem freien, blauen Himmel pflügt, säet oder mäht, und ich lustig an meinem Ambos d'rauf loshämmere und feile, hockt er vom Morgen bis zum Abend zwischen den vier Wänden hinter seinen Büchern. Daher rührt auch sein bleiches Gesicht.“

„O, die bleiche Farbe steht ihm ganz gut an,“

meinte der dicke Peter, indem er mit dem Oberkörper den Takt dazu schlug.

„Das will ich meinen. Ich habe immer meine herzliche Freude, wenn ich ihn sehe. Alles paßt zusammen: die bleichen Wangen, die großen, lebendigen Augen, die langen, schwarzen Locken und das städtische Röcklein. Wer nennt mir einen hübscheren Jungen?"

„Und eine Kraft hat er," fuhr der Schmied fort, während selbst Joseph seine Frage unbeantwortet ließ, „eine Kraft, nicht wie wir mit unsern Fäusten und Muskeln, sondern eine merkwürdige, seltsame. Wenn er in Eifer geräth, klingt seine Stimme reiner und voller, und sein Auge leuchtet und sprüht, wie meine Esse in dunkler Nacht. Unwillkürlich bekommt man Respect und muß pariren, man mag wollen oder nicht. Nein, es sollte mir von Herzen leid thun, wenn er Unglück gehabt hätte und wieder zu Pflug und Wagen umsatteln müßte."

„Nun, die Locken sind ja dann nicht verloren," höhnte Joseph, „er mag sie abschneiden und an die Peitsche flechten."

Der Spötter lachte bei diesem wohlfeilen Witze laut auf, während sich seine Kameraden sichtlich ärgerten. Es wäre wohl noch zu einem scharfen Wortwechsel gekommen, wenn nicht der dicke Peter mit der Hand nach der Kirche gezeigt und langsam deklamirt hätte:

„Wenn man den Wolf nennt,
So kommt er gerennt."

Der Schulpräparant ging wirklich den Kirchenweg herab, und wir müssen offen gestehen, Sebastian's Beschreibung traf nicht allein zu, sondern blieb noch bedeutend hinter dem Originale zurück. Nun kam der neidische Joseph erst recht in Harnisch. Es schien förmlich, als ob der Anblick des bescheidenen Jünglings seine ganze Mißgunst wach gerufen hätte. „Ja, ja!" rief er lauter als nöthig, während sein Jugendgenosse sich näherte, „das Durchfallen ist halt so ein Ding. Es kann dem Geschicktesten passiren, wie die Leute sagen. Potz tausend, ein solches Kunststücklein brächte ich auch noch fertig."

Der Jüngling ging vorüber und grüßte seine Mitschüler freundlich, mochte er nun die Spottrede nicht gehört haben oder nicht hören wollen. Wir glauben das Letztere, denn er senkte das Haupt und erörterte vielleicht nicht ohne bange Sorge denselben Gegenstand in seinem Herzen. An der Schule gab er die Kirchenschlüssel ab, und schlich langsam nach dem Vaterhause, welches nicht weit davon lag.

Plötzlich schlägt ein bekannter Ruf an sein Ohr und schreckt ihn aus dem düsteren Hinsinnen empor. O, diese Stimme kennt man, und wenn sie aus tausenden erklänge, sei es jubelnd im Uebermaße der größten Freude, oder mächtig ergreifend im tiefsten Schmerze. Seine Mutter ist es, die unter der Thüre steht und ein Schreiben mit mächtigem Siegel hoch empor hält. Im Fluge stürmt er die Stufen hinan, ergreift das Schreiben, zer-

reißt es über dem Oeffnen vor lauter Hast und liest mit zitternder, vor Spannung erregter Stimme: „Auf Grund der mit Auszeichnung bestandenen Prüfung und als ein Zeichen besonderen Vertrauens wird der Schuldienst-Exspektant, Valentin Spengler in Rügheim, hiemit beauftragt, sich Angesichts dieses nach Buchenfeld zu begeben, die dortige Schule von dem verabschiedeten Aushelfer sofort provisorisch zu übernehmen und mit Anwendung allen Fleißes in einen der Gegenwart entsprechenden Zustand zu versetzen. Realisirt sich dieses Vertrauen, so wird die definitive Verleihung dieser Schulstelle in Aussicht gestellt" rc. rc.

„Wo ist der Vater?"

„Im Garten."

Dahin stürmte der Jüngling mit freudig erregtem Herzen, während die Mutter geschwind der Nachbarin, welche vorüberging, den Inhalt des „schriftlichen Schreibens" mittheilte. Eines Weiteren bedurfte es nicht. Diese zweibeinigen Tagblättlein, in Stadt und Dorf überflügeln weit jede Schnell- und Dampfpresse. Bevor noch die drei Burschen unter der Linde ihren Standort verließen, bekamen sie Kunde von dem Ereigniß. Joseph schlich sich ärgerlich und schweigend davon, im Rücken das schallende Hohngelächter seiner Kameraden; der Schmied aber und der dicke Peter posaunten die wichtige Nachricht das ganze Dorf hinein aus, und fühlten sich durch das Glück ihres Mitschülers nicht wenig geehrt.

Valentin las indessen weniger erregt, langsam und deutlich dem Vater seine Bestallung im Garten vor. „Keinen Aufschub, Vater!“ setzte er eifrig bei. „Keine Minute darf verloren werden! Ich will sogleich meine Bücher packen und die Mutter wird die nöthige Wäsche richten. Jetzt bin ich glücklich und ...“

Der Jüngling stutzte. Der alte Landmann achtete nicht auf seine Worte, zog das Käppchen vom Haupte, kniete sich mitten im Garten nieder und dankte Gott für die empfangene Gnade. Im Sturme der Freude hatte Valentin an den Geber alles Guten nicht gedacht. Eine leichte Röthe überflog seine Wangen, und er kniete sich beschämt an die Seite des Vaters. —

Am nächsten Tage war das ganze Haus schon in aller Frühe in rührigster Thätigkeit und natürlich Allen voraus die besorgte Mutter. Sie hatte dem Ackerknechte, der zur Begleitung ersehen war, einen mächtigen Zwergsack gepackt, so daß kaum ein Mücklein mehr darin Platz fand; dennoch wußte sie immer und immer neue Stücke beizufügen, bis endlich weder Vor- noch Hintertheil mehr etwas faßten. Damals stand es um die Vorrathskästen der Bürger und Landleute nicht so armselig wie jetzt, wo die leidige Baumwolle ihr feines, kaum sichtbares, aber desto dichteres Netz um die halbe Welt gespannt hat. Mochte dort Sohn oder Tochter vom väterlichen Herde scheiden, so durfte blankes, schneeiges Linnen und eine tüchtige Ausstattung im Geleite nicht fehlen. Wehe

dem Mädchen, das ohne einen hoch aufgestappelten „Kammerwagen“ mit selbst gefertigten Vorräthen und den strotzenden Betten als Hauptzierde darauf in die neue Behausung eingezogen wäre! Es hätte sich selbst den Stempel der Faulheit aufgedrückt und zum Voraus auf den Ruf einer schaffenden Hausfrau verzichten müssen. Und mit diesem „Hausgemachten“ ging Einfachheit und Thätigkeit Hand in Hand. Die gelungene Handarbeit, die man im Winter spann und darüber sann, weckte ein gewisses Selbstgefühl und ich möchte sagen, die unschuldigste Art des Eigennutzes. Hatte man doch die Sache selbst gesäet, selbst geerntet, selbst gesponnen, selbst gebleicht, selbst genäht und oft sogar selbst gewebt. Jetzt kauft man um wenige Kreuzer frisch von der Elle weg ein baumwollenes Zeug oder nimmt es vom Juden auf Borg, aber der Fetzen geht oft eher in Trümmer, als der Pump gedeckt ist.

Der junge Auswanderer ward reichlich mit allem Röthigen versorgt und die Mutter versicherte hoch und theuer, daß mancher Zwerchsack nachfolgen würde, während ihr Thräne um Thräne hernieder träufelte, als ginge der Zug weit, weit fort in das Land der Kaffern und Hottentotten. Der Papa gerirte sich viel gefaßter und benützte die letzten Augenblicke zu einem tüchtigen Mahnworte an den neuen Staatsbürger. „So, Velde,“*)

*) Velde, abgekürzt Valentin.

rief er endlich, als auch seine Fassung zu wanken begann, „jetzt geh' in Gottes Namen und dein heiliger Schutzengel geleite dich! Mache deinen alten Eltern keine Schande und denk' in allen Nöthen an deines Großvaters Lebensspruch:

„Allzeit fürchte Gott den Herrn,
Arbeit' emsig, bete gern;
Bleib' standhaft, treu und fest,
Und Gott besorgt den Rest." —

Der treuherzige Schmied, der dicke Perpendikel-Peter, wie die Bauern ihn nannten, und viele Altersgenossen und Männer harren auf der Straße, um dem „jungen Herrn" Lebewohl zu sagen. Nur der neidische Joseph fehlt und lugt verstohlen hinter einem der nächsten Häuser hervor. Er kann seine Mißgunst nicht verwinden und wünscht sich wohl tausendmal an die Stelle des Scheidenden. „Jetzt kommen sie!" ruft endlich Sebastian und drängt sich vor. „Ei, ei! seht nur, wie der Kaspar bepackt ist. Der läßt des Müllers Grauschimmel um kein Haarbreit aus."

„Hierher, Herr Lehrer — mir die Hand — Adieu — mir auch — bald wieder kommen — zur Vacanz — ur Kirchweihe ganz gewiß — in Gottes Namen — Adieu!" schwirrt es bunt von allen Seiten durcheinander, während Valentin von Mann zu Mann die Hand reicht.

„Wie weit ist es eigentlich nach Buchenfeld?" fragt er

einen der letzten Männer und hält einen Augenblick Stand.

„In zehn Stunden kann man's machen," erwiedert der Angeredete.

„Warum nicht gar?" meint der Nächste. „In neun Stunden gehe ich bequem hin."

„Das wäre!" schilt ein Dritter. „In acht Stunden laufe ich die Strecke, so oft's verlangt wird, ohne mir wehe zu thun."

„O ihr Tölpel," fährt allen Ernstes ein Greis dazwischen, „der junge Herr kann nicht hetzen wie ein Jagdhund und dem Kaspar mit seiner Bagage wird's Laufen nicht pressiren. Da gehen zwölf Stunden auf und dreizehn auch. Glaubt mir!"

Frage Niemand den Landmann um die Entfernung des Weges! Er mißt Alles mit Gewohnheits- und Meilenstiefeln. Man ist nach der Antwort um kein Jota klüger als vorher und sieht sich regelrichtig am Ende getäuscht.

„Vorwärts, vorwärts!" commandirte Kaspar; „wir werden es schon finden." Noch eine Handbewegung, noch einen Abschiedsgruß nach dem elterlichen Hause, nach den Freunden und sie wanderten zum Dorfe hinaus. Rüstig ging ihr Marsch, denn der herrliche Morgen erquickte und belebte Geist und Körper. Die Sonne war feuersprühend und purpurstrahlend im Osten emporgestiegen, ihre zitternden Strahlen umgürteten die Berges-

spitzen und Waldgipfel mit azurnem Saume und blitzten belebend hinab in die Thäler, wo Bächlein in weiten Bogen wie Silberstreifen schimmerten und Halmen und Blüthen unter dem rosigen, duftigen Hauche wogten und glänzten. Hoch in den Lüften schmetterte die Lerche ihr freudiges Morgenlied, während ihre Colleginnen in Hain und Flur freudig und tausendstimmig zum Chore mit einfielen, und goldbrüstige Emmerlinge vor ihnen herflatterten, sich setzten, schelmisch lugten und wieder eine Strecke weiter flogen, als wollten sie der langsamen Fußgänger spotten. Mehr als einmal lenkten diese von der Straße ab, um auf Nebenwegen quer durch Felder und Wiesen abzuschneiden, kehrten aber auch mehr als einmal nach verfehlter Richtung auf demselben Pfade zurück, und trugen so, wie man sagt, die Kirche um das Dorf. Gegen Mittag lud eine mächtige, schattige Eiche, am Saume der Straße, die Wanderer zur Ruhe ein. Zwergsack und Ränzchen wurden abgelegt, ein gewaltiges Trumm Hausbrod an's Tageslicht gefördert und die Seitentasche des Ränzleins geöffnet, wo ein Stückchen „Gedürrtes" würzig duftete.

„Siehst du, Kaspar," sprach Valentin scherzend, „dieser Stein gibt uns einen festen Tisch, die sammetweiche Moosdecke schwellende Polster, der Eiche, zahllose, dichte Blätter einen köstlichen Baldachin und die Waldquelle kristallhellen, schäumenden Champagner. Aus frohem Herzen können wir mit dem Dichter singen:

„Das ist ein lust'ges Reisen,
Der Eichbaum kühl und frisch,
Mit Schatten, wo wir speisen,
Deckt uns den grünen Tisch.
Zum Frühstück musiciren
Die muntern Vögelein,
Der Wald, wenn sie pausiren,
Stimmt wunderbar mit ein.
Die Wipfel thut er neigen,
Als gesegnet' er uns das Mahl,
Und zeigt uns zwischen den Zweigen
Tief unten das weite Thal."

„Wer kann mehr verlangen?"

„Niemand," versicherte Kaspar, erstaunt über solche gelehrte Worte, und blickte schmunzelnd auf den Stein, der ein schönes Gericht Fleisch und Brod trug. Doch Scherz bei Seite! Beide versicherten einander hoch und theuer, seit Jahren habe ihnen keine Mahlzeit so trefflich gemundet, und machten sich neugestärkt auf den Weg.

Unaufhaltsam trieb es den Neuangestellten vorwärts nach dem Orte seiner Bestimmung. Meistens war er um fünf- bis sechshundert Schritte seinem Begleiter voraus, der immer mühevoller, immer langsamer nachkeuchte, von Zeit zu Zeit Halt machte und seinen Eichenstock unter das Hintertheil des Zwergsackes stemmte, um zu rasten. „Noch ein Viertelstündchen!" bedeutete sie endlich gegen Abend auf Befragen ein Kutscher, der vorbei fuhr, und sie hofften, nach der nächsten Biegung am Ziele zu sein. Valentin zog ein leinenes Taschentuch

hervor, staubte sorgfältig Mütze, Rock, Hose und die Stiefel ab, damit er bei dem Einzuge auch „Etwas vorstelle.“ Nur langsam! — Das „Viertelstündchen“ sollte ihnen noch länger vorkommen, als der ganze Tag. Der Kutscher hatte die Entfernung nach den flüchtigen Hufen seiner Vierfüßler bemessen. Es dauerte eine volle Stunde, bis das Bergdorf in Sicht kam. Da lag es endlich in einem engen, bergumthürmten Kessel, ein dichter Häuserring, während einzelne Hütten wie Schwalbennester rings an den Felsenwänden klebten, so knapp und keck, als müßte der nächste Windstoß sie fliegen lehren. Eine schmale, saftiggrüne Matte führte wie eine teppichbelegte Bahn zum Dorfe. Die Sonne sandte ihren letzten Scheidegruß über die Tannengipfel der Berge herein. Arbeiter und Heerden zogen geräuschvoll heimwärts. Das Thal bot dem Auge ein belebtes, malerisches Bild.

Ernst und würdevoll schritt Valentin Spengler zu Buchenfeld hinein, was seinem Begleiter schon an und für sich verging. Er war ordentlich erfreut, zu sehen, wie sich da und dort handbreit die Schiebfenster öffneten, neugierige Gesichter durch die Hausthüren lugten und die Begegnenden verdutzt feststanden, während sie ihn von Kopf bis zu Fuß fixirten. Ohne Unterschied des Geschlechtes sperrten sie Alle die Lippen weit auf, als litten sie an der Luftröhre, und ließen steif und unbeweglich wie Schildwachen die Fremden passiren. Selten wurde Ihr freundlicher Gruß erwiedert. Doch hie und

da lüftete Einer, weniger frappirt und höflicher als die Andern, ein wenig die Mütze, blieb aber mit derselben, sie wie eine Wetterfahne zweifelhaft in der Luft haltend, stehen, so daß zwischen Kopf und Mütze der blaue Himmel durchschimmerte. Die „Weiberleute“ eilten zum Theile nachträglich aus den Gebäuden und Höfen an die Straße, um auch die Rückseite der seltenen Erscheinung zu profitiren. Ein Mädchen verwickelte sich in der Eile mit seinen Füßen in einen Rechen, der nicht auswich, und brachte seine Nase in die unsanfteste Berührung mit dem Boden, während eine junge Frau von den Kühen hinweg unter die Stallthüre sprang und den frischgefüllten Hafen derart an der steinernen Wandung probirte, daß sie nur den Henkel als Andenken in der Hand behielt, während Milch und Scherben in schwarzweißen Quadern den Boden belegten. Wer will es den Neugierigen verargen? So ein junger Herr, mit russisch-grüner, hoher Kappe und österreichischem Schilde, mit langem, blauem Rocke, schwarzseidener Weste und großem, gelbem Rohre kam nicht alle Tage in das Dorf. Sie klügelten hin- und her. Für einen Geistlichen war er ihnen zu jung und zu weltlich; für einen Weltlichen aber, oder gar für das neue Schuloberhaupt, wie Manche vermutheten, zu geistlich und zu nobel. Die Jungen waren übrigens diesmal klüger als die Alten und ahnten nichts Gutes. So fest die Erwachsenen standen, so eilig ergriffen die Kleinen im Vorgefühle künftiger Leiden die Flucht. Wo hie

und da so ein blonder Lockenkopf auftauchte, verschwand er eben so rasch zwischen den Häusern und Gärten. Valentin konnte keinen zum Stehen und Sprechen bringen. Zuletzt sah er ungefähr im Mittelpunkte des Dorfes auf einem kleinen, freien Platze, den ein Bach nebst Viehtränke begrenzte, zwei Knaben sorglos im Sande spielen. Diese wollte er um die beste Herberge fragen und schritt auf sie zu. Noch außer Schußweite bemerkten ihn die Jungen, schleuderten ihr Spielzeug weg, schnellten vom Boden empor, setzten gleichzeitig über den Platz und Bach, sprangen zu kurz, rutschten aus, plumpten hinein, kletterten wieder heraus und liefen durch den nächsten Hof, wo der Papa herbeieilte und jedem trotz des Wasserbades etliche tüchtige Püffe mit auf die Reise gab.

Verwundert schaute der Ankömmling diesem Auftritte zu, der sich in Gedankenschnelle abwickelte. Er wußte trotz aller Neugierigen nicht, an wen er sich wenden sollte. Zum Glücke kam ein Mädchen des Weges, dessen blühende, gesunde Wangen die schwere Last Futterkräuter auf dem Kopfe höher färbte, wiewohl der elastische Körper um kein Haarbreit der Bürde nachgab. „Sie suchen gewiß das Wirthshaus,“ rief die Jungfrau lächelnd schon von fern, als ahnte sie die Frage, und deutete nach der Gegenseite. „Dort jenes große Haus mit den blauen Balken ist's! Der Wind hat schon zweimal den Schild mitfortgenommen und seitdem will kein neuer mehr

herauswachsen. Die Bauern finden den Weg auch ohne diesen."

„Und wo ist die Schule, Mädchen?" fragte Spengler weiter.

„Drüben am Berge, die kleine Hütte mit dem halben Dache. Sie gehört dem Hirtenhans, der Thiere und Kinder zugleich hütet. Jetzt soll's zwar anders werden, wenn der neue Lehrer kommt," setzte sie mit einem klugen, schelmischen Blicke hinzu. „Der Herr Landrichter hat befohlen, die Gemeinde müsse ein Haus für die Schule miethen oder ein neues bauen. Es wird schwer hergehen."

Spengler hätte sich gern und mit Selbstgefühl als den Erwarteten zu erkennen gegeben. Mühsam unterdrückte er die Standesregung und fragte scheinbar ruhig weiter: „Wo wohnt der Schultheiß?"

„Ei, das sind wir! Mein Vater ist der Ortsvorsteher. Sie kamen vorbei. Das neugebaute Haus, wo der Maibaum steht, gehört uns."

Der junge Lehrer dankte und lenkte seine Schritte nach dem Wirthshause, während das Mädchen trotz seiner Last einen freundlichen Knix schlug und weiter wanderte.

Zwei Stunden später hatte sich Valentin mit einer tüchtigen Portion Speck und Eier, dem einzigen Gerichte, welches die Speisekarte des Hauses heute und alle Tage notirte, und einem Glase saueren Weines, dem einzigen Naß, welches außer „Feuerwasser" der Keller

bot, sammt seinem Begleiter tüchtig restaurirt. Dabei hatte die kluge Wirthin nach ächter Weiberart Zeit gefunden, letzteren wie eine Citrone zu traktiren und Alles aus ihm herauszupressen, was sie von dem „fremden Herrn" zu wissen wünschte. Nach überstandener Presse entschlummerte Kaspar hinter dem Ecktischchen, woran beide saßen. Auch noch andere Gäste traten ein, sechs Mann hoch, und zwar nicht die Letzten des Dorfes. Den Aeltesten titulirten sie „Herrn Vorsteher," einen Andern „Gemeindepfleger," und den Uebrigen sah man es an der halben Amtsmiene an, daß sie die „Gemeinde-Bevollmächtigten" vorstellten. Vor lauter Eifer, Respekt oder Sparsamkeit schienen diese nicht an's Trinken zu denken, denn nur die zwei Vorstände ließen sich ein „Gläschen" geben. Laut und heftig über Schule und Lehrer disputirend, waren sie zur Thüre herein gekommen, nicht feindselig, sondern sich gegenseitig beistimmend und aneifernd. Zwar winkte die Wirthin mit den Augen und Händen ab, jedoch vergebens; anstatt zu dämpfen, fachte sie die Gluth zur lodernden Flamme an.

„Dabei bleibt's, Männer, ein- für allemal!" rief eben so heftig als entschieden der Schulze, eine untersetzte Mittelgestalt, auf deren hoher, kahler Stirne mit den zwei lichten Scheitellocken eine ganze Welt voll Selbstgefühl, Herrscherwürde und Eigensinn thronte. „Dabei bleibt's, oder ich müßte nicht seit zwanzig Jahren der Vorsteher von Buchenfeld sein. Das Schulhalten ist

ein Nebending; sonst war's eine Winterspielerei für Hirten und Wächter, weil es keinen Mann ernährt. Ueberhaupt muß jeder ein ordentliches Geschäft dabei treiben, und wer ein Geschäft anfängt, sorgt sich zuerst für ein Haus. So sag' ich."

„Das dächt' ich auch," stimmte der Pfleger kräftig bei; „den Gemeindesäckel geht's einmal nichts an. Der Herr Landrichter hat gut in seiner Amtsstube dictiren: „„Die Gemeinde muß für eine anständige Schule nebst Wohnung sorgen; sei es durch Miethe, sei es durch seinerzeitigen Neubau . . .,““ „der Schreiber schreibt's und macht's zu, der Bote trägt's her und jetzt ihr Vorstände springt und stampft Häuser aus dem Boden. Schuldenmachen ist leichter als bezahlen. Baut ohne Geld! Das Landgericht zahlt nicht, wir bleiben hängen."

„Für nichts und wieder nichts," fiel ein Bevollmächtigter ein. „Der Hirtenhans war lang gut für die Kinder, und sie hatten sakrische Furcht vor ihm. Ein Bauer ist kein G'studirter. Das Rechnen lehrt ihn der Markt, und wenn er mehr kann, als seinen Namen schreiben, ist er mir schon zu gelehrt. Ich kann das nicht und gehe doch Keinem aus dem Weg'. He?"

„Langsam, Nachbar, langsam!" lächelte höhnisch der Schultheiß. „Deine drei Kreuze nehmen sich immer traurig genug zwischen unsern Namen aus. Ein Bischen Schreiben, Lesen und Rechnen bringt keinen Bauern um, und der Schulze und Pfleger müssen es können.

Verstehst du? Aber die neumodischen Dinge, welche die Kinder jetzt vom Himmel, von der Erde, von Thieren, Ländern, Meeren und weiß der liebe Gott was noch lernen sollen, das ist übertriebenes, närrisches Zeug."

„Ganz richtig," rief der Rechenmeister des Dorfes; „wir verlangen es nicht. Will die Regierung und das Landgericht solche Dinge einführen, so soll sie den Lehrer zahlen und ihm ein Haus bauen!"

In diesem Tone ging die Unterhaltung fort. Der neue Lehrer hatte genug gehört und verlangte nach seinem Schlafgemache, während Kaspar längst Anstalt getroffen hatte, sich auf der Ofenbank häuslich niederzulassen. Valentin war bereits mehrere Sprossen auf der goldenen Himmelsleiter herabgestiegen; doch ließ ihn der angestrengte Marsch nach einem kurzen Gebete entschlummern. —

Am andern Morgen wurde Kaspar, freilich ohne Zwergsack, in die Heimath entlassen. Der Bursche dünkte sich reicher als ein Fürst, mit dem Muttergottes-Vierundzwanziger, welchen ihm Valentin schenkte. Wohl hundertmal betrachtete er das schöne Bildniß und nahm sich fest vor, das Geldstück recht lange zu sparen oder zu einem guten Zwecke zu verwenden. Jetzt ginge das nicht mehr. Die materielle Neuzeit hat den armen Vierundzwanzigern sammt und sonders den Untergang geschworen, um mit ihrem Ruin dem norddeutschen Thaler sammt Anhang auf die Beine zu helfen.

Der neue Lehrer wanderte zur Zeit langsamen, ernsten Schrittes nach dem Schulhäuschen, wenn man der alten, wurmstichigen Lehmhütte mit dem eingefallenen Strohdache diesen Ehrentitel geben darf. Valentin klopfte an die Stubenthüre, welche ohne Schloß und Klinke melancholisch in zwei Lederriemen seufzte. Niemand rief: „Herein!“ Er klopfte stärker. Vergebens. Der Lärmen im Innern war zu bunt und das Anklopfen in diesen Hallen überhaupt nicht Sitte. Mit zwei Händen zog er endlich die jammernde Thüre auf und trat ein.

Ein düsteres Licht erleuchtete die niedrige, enge Kammer. Das einzige Loch, welches die Stelle eines Fensters vertrat, war zum größten Theile mit dünnen Brettchen oder ölgetränktem Papier verklebt und nur hie und da lugte ein Stückchen Glas hervor, welches bei einer Sonnenfinsterniß zum Schutze der Augen des Schwärzens nicht bedurft hätte. Quer durch die Kammer, von Eck zu Eck gespannt, wohl drei Fuß über dem Boden, lief ein mächtiges Seil und theilte sie in zwei gleiche Dreiecke. Vor dem Seile stand eine Schustersspritsche mit allen Attributen. Darauf thronte auf dem Dreifuße der Meister des Handwerkes und Schulmeister des Dorfes, dabei auch Tag- und Nachtwächter, Gemeindediener, Ausscheller und Schweinehirt, gewöhnlich „Hirtenhans“ benamset. Vom Alter und dem eigenen Handwerk gebeugt, deckten den kahlen Scheitel nur einzelne Haarstengel, wie zerstreutes Schilfrohr, die trübe

Zwickbrille hockte hinter einer gewaltigen Warze wie in einem Sattel und die bloßen Füße schauten frei und ungenirt zur Welt hinein. Fleißig stach der Meister mit der Aale vor, schob die Drähte nach und strich damit bald links, bald rechts, bald gleichzeitig zu beiden Seiten hinaus, daß es pfiff und sauste. An der Seite des Meisters stand ein Stuhl. Auf diesem lag ein altes Buch aufgeschlagen und darüber hing ein Knieriemen, um beide Instrumente bequem und rasch bei der Hand zu haben. Um die Pritsche herum spielte und grunzte ein halbes Dutzend junger Schweinchen, und statt der Violen und Rosenstöcke dufteten aus einem Schaffe frisch geknetete Pechklöße.

Im andern Dreiecke tummelte sich, vom Seile umspannt und abgesperrt, die muntere Jugend. Die Einen schaukelten am Seile oder drängten sich, den Fuß gegen den Boden gestemmt, mit aller Kraft bald hinauf, bald herab. Andere warfen, so gut es gehen wollte, mit Knöpfen nach der Wand, wieder Andere stießen, zwickten und zupften sich, daß bald da, bald dort Einer laut aufschrie, und ein anderer Haufe stritt und schlug sich um die Decke eines alten Buches, das längst alle Blätter verloren hatte, bis sie in tausend Trümmer auseinander fuhr. Von einem Tische, Stühlen oder Bänken war keine Rede. Wer sitzen wollte, suchte sich ein Stückchen Boden zu erringen, bis ihn die Donnerstimme des Meisters aufschreckte.

Der Meister hatte in seinem Geschäftseifer den Eintritt des Fremden nicht bemerkt. Erst die ungewohnte, lautlose Stille seiner „lieben Kleinen“ bewog ihn aufzublicken. Bestürzt ließ er den Stiefel zu Boden fallen und fixirte über die Zwickbrille hinweg den Eingetretenen mit einem stechenden, grimmigen Blicke von Kopf bis zu Fuß. Dieser hatte hohe Zeit, seine ganze Beredsamkeit zu entfalten, um dem drohenden Sturme vorzubeugen. „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Collega,“ sprach Spengler mit tiefer Verbeugung, „daß ich mir erlaube, Sie in Ihrer Amtsthätigkeit zu stören. Doch freuen Sie Sich: endlich soll einmal Ihren Mühen der verdiente Lohn und Ihrem Alter die längst geziemende Ruhe werden! Ich bin beauftragt, Sie in Ihrem schweren Amte abzulösen, und möchte Sie als einen erfahrenen Mann darum schönstens bitten, mir mit Rath und That beizustehen.“

Mit diesen Worten reichte er dem Meister die Hand und dieser mußte wohl oder übel seinen Aerger verschlucken. „Hm, hm!“ brummte er und langte wieder nach dem Stiefel, dem einzigen Anker in dieser Klemme, — „weiß schon, weiß Alles. Der übergescheidte Herr Landrichter, der die ganze Welt mit einem Schlage umwerfen will, hat mir's bereits vor acht Tagen bedeutet. Es thut aber nichts,“ setzte er momentan sich ermannend hinzu und schlug mit der Hand auf die Brust: „Ich bin ein Mann, der etwas gelernt hat. Ich verstehe meine Profession

und kann mich ernähren. Ein Schulmeister ohne Handwerk verhungert. Verstanden? Sie sind der Erste und Zweite nicht, der hier davon läuft. Verstanden?"

„Eben deßhalb möchte ich Sie, Herr Collega, wiederholt um Ihren Rath und Beistand sowohl in, wie außer der Schule bitten."

„Ja," versetzte spöttisch und nicht ohne Schadenfreude der Meister, „das geht nicht so leicht. Wie ich Schul' halte, will ich Ihnen sogleich zeigen. Ueber das Andere sprechen wir vielleicht später. — Aufgepaßt, ihr Schlingel," rief jetzt der Jugendgebieter mit Donnerstimme und schwang den Knieriemen in weiten Bogen und mit solcher Virtuosität um sein Haupt, daß allenthalben die Köpfe sich duckten und selbst Valentin einige Schritte zurückweichen mußte. „Was hast du dort, Michel? Was ist das wieder für ein Papier? Her damit!"

Furchtsam und beständig das Auge auf den Schreckensriemen geheftet, näherte sich der Junge. „Es ist ein Brief vom Krämer in der Stadt. Ihr sollt ihn lesen, — hat mein Vater gesagt — und mir sagen, was d'rinnen steht."

Mit wichtiger Amtsmiene entfaltete der Lehrer den Brief und irrte leise buchstabirend von Zeile zu Zeile. Sein Antlitz wurde immer düsterer und er betrachtete die kleinen Buchstaben bald näher, bald entfernter, als fehle ihm das rechte Licht. „Sieh', Bengel," bemerkte er endlich, „warum hast du mir den Wisch nicht schon längst

gebracht? Dann hätte ich's gestern Abend gelernt und dir heute gesagt." Rasch packte er mit diesen Worten den Knaben an beiden Ohren, setzte seinen Kopf in eine schnelle, halbkreisförmige Bewegung, gab ihm zum Schlusse — pitsch, patsch! — ein schallendes Andenken und warf ihm den Brief an den Kopf. Schneller wie eine Eidechse schlüpfte der Kleine durch das Seil und machte sich unsichtbar.

„Hansjörg, 'raus! Aufgesagt! Der liest am besten," flüsterte der Meister zu seinem Nachfolger hin. Der Knabe mußte sich wohl oder übel an den Dreifuß stellen und begann ängstig und stotternd in dem alten Buche zu lesen: „U—n—d — und a—l—als — d—ie die J—sra—el — Israel—i—ten — iten die . . ." Der Knabe stockte. „Weiter, Esel, vorwärts! Wird's bald oder nicht?"

„Das Wort ist zu schwer," rief der Kleine weinend; „ich kann's nicht heraus bringen."

„Zeig' her!" Der Meister studirte gleichfalls an dem Worte herum und schüttelte mehrmals sein Haupt. „Weiter!" rief er endlich und holte mit der Hand aus; „weiter, das brauchst du und ich nicht zu wissen." Schnell duckte sich der Knabe, so daß die ihm zugedachte Prämie in die Luft ging, und verschwand unter dem Seile.

Stolz auf seine praktische Methode erhob sich der Meister. „So halte ich Schule," sprach er, „und so müssen Sie es auch machen. Wollen Sie's einmal pro-

biren? Fragen Sie, was Sie wollen! Fragen dürfen Sie Alles."

„Wenn Sie es erlauben, Herr Collega, so will ich mich durch einige Fragen mit den Kindern bekannt machen. Sage mir einmal, Kleiner" — sich an den nächsten Knaben wendend, der eben die letzten Trümmer einer Brodrinde vertilgt hatte, — „sage mir: wo ist Gott?"

„Ue—be—rall," flüsterte der Meister, mit weit geöffneten Lippen die Silben langsam buchstabirend.

„Im Stall!" replicirt der Gefragte und bekommt für sein schlechtes Verständniß als Zuspeise den Riemen zu kosten.

„Ganz richtig," bemerkte der junge Lehrer, „er ist auch im Stalle, allein wo ist er noch? — Wo ist Gott? Wer weiß es?" —

„Ueberall!" antwortete der Nächste, ein blonder Lockenkopf mit klaren, verständigen Augen.

„Ist er auch in der Kirche?" —

„Ja freilich." —

„Auch auf der Straße?" —

„Ja wohl." —

„Auch in dieser Schule?" —

Der Knabe sieht sich betroffen um und meint halblaut: „Ja." —

„Auch in Euerem Hause?" —

„Nein." —

„Nicht?" —

„Nein." —

„Wenn Gott überall ist, so muß er doch auch in Euerem Hause sein." —

„Nein," versetzte der Kleine noch bestimmter.

„Ja, warum denn nicht?" —

„Wir haben keines." —

Alle lachten und der Meister rieb sich vergnügt die Hände. „Sein Vater selig hielt auch einmal die Schule," erzählte er, „und das merkt man sogleich."

„Jetzt noch etwas," begann der junge Lehrer nach kurzer Pause wieder. „Wer kann mir ein nettes Verschen oder ein hübsches Sprüchlein sagen?" — Die Knaben sahen einander verblüfft an, als hätten sie nie von einem solchen Dinge gehört, und lachten. — „Nun, gar Keiner? Weiß Keiner so ein Sprüchlein, wie: Bet' und arbeit', Gott gibt allzeit, — oder: Morgenstund' hat Gold im Mund. Nun?" —

Dem Meister geht die Geduld aus. Unruhig fährt er hin und her. „Wird's bald, ihr Schlingel?" ruft er drohend. „He, Jakob, du weißt immer solches Zeug! Willst du reden, vermaledeiter Esel? — Wird's?" — Und wüthend packt er den Knaben am Schopfe und hebt ihn schwebend über das Seil. Der aber schreit laut, überlaut auf:

„Brätst du mir 'ne Wurst,
So lösch' ich dir den Durst." —

Der neue Lehrer hatte genug gehört und gesehen.

Er verabschiedete sich mit dem Bemerken, am nächsten Montage die Schule übernehmen zu wollen, was ihm einen bitterbösen Blick von Seite des Meisters zuzog. Beflügelten Schrittes eilte er durch das Dorf, hinaus auf die Fluren. Sehnsüchtig streckte er die Arme aus nach den fernen, blauen Bergen, hinter denen seine Heimath lag. Wie gern hätte er den Meister, die Schule und Alles hinter sich gelassen und wäre wieder heimwärts gezogen, wenn nicht die Pflicht, die Scham ihn gefesselt hätte! Zum Glücke fiel sein Auge auf ein einfaches Feldkreuz. Vor diesem kniete er nieder und suchte im stillen Gebete Trost und Stärke. Als er sich wieder erhob, hatte sich eine gewisse, entschiedene Ruhe, die nur aus den endlosen Schachten des Gebetes gefördert wird, über sein ganzes Wesen ausgegossen. Neu gekräftigt kehrte er in das Dorf zurück, fest entschlossen, das schwere Werk zu beginnen.

II.

Die fliegende Kost.

„Es tritt ein Wandersmann herfür
An eines Dorfes Schenke,
Er setzt sich vor des Hauses Thür
Im Schatten auf die Bänke;
Legt seinen Bündel neben sich,
Bittet den Wirth bescheidentlich,
Mit einem Trunk ihn zu laben."

A. W. v. Schlegel.

Eine Hauptsorge für den jungen Mann war es, sich eine leidliche Wohnung zu verschaffen. Noch an demselben Tage durchwanderte er das ganze Dorf, und wo immer ein Haus von Außen irgend eine Gelegenheit zu bieten schien, klopfte er an, um überall bald im Ernste, bald im Scherze mit einer abschlägigen Antwort bedient zu werden. Die Bauern glaubten nämlich steif und fest, es sei eines Bettelmannes Sache, einen Theil seines Hauses zu vermiethen, um davon zu leben, und für einen Bettelmann wollte bei Leibe keiner gelten, wenn er auch in Wirklichkeit volles Anrecht auf diesen Titel hatte. So kehrte denn der Lehrer ohne jegliches Resultat wieder in das Wirthshaus zurück und klagte dort unverholen seine Noth. Zum Glücke hatte die Wirthin Kopf und Herz auf dem rechten Flecke und war längst über diese fixen Bauernideen hinaus. Auch ließ sie ihr Mann voll gerechten Vertrauens im Hause frei schalten und walten, während er selbst dem Holzhandel

und der Oekonomie nachging. Im neuerbauten Nebenhause, welches den großen Tanzsaal enthielt, fanden sich nämlich allerlei Kammern und Stübchen, wo theils Korn, theils Hafer, theils Flachs oder andere Produkte aufgespeichert lagen. Das Beste davon wurde ausgeräumt, der Hafer auf den Boden geschafft, die Mäuse vertrieben, den Spinnweben ausgeboten, Wand und Boden gescheuert, Stühle, Tisch, Schrank und Bett hineingestellt, auch ein Crucifix angebracht und zum Schlusse die Geige aufgehängt. Valentin konnte der freundlichen, zuvorkommenden Frau, die ihm aus einer wirklichen Wohnungsnoth half, nicht genug danken, und diese that sich nicht wenig zu gut darauf, daß sie der neue Herr Lehrer die verständigste Frau im Dorfe nannte.

Am andern Morgen wanderte unser junger Freund getrost nach dem zwei Stunden entfernten Pfarrdorfe, wohin Buchenfeld gehörte, um vor Allem dem heiligen Meßopfer beizuwohnen und mit Gott seinen Dienst anzutreten, ferner um dem Herrn Pfarrer, welcher zugleich das Amt eines Schulinspektors versah, die geziemende Aufwartung und Reverenz zu machen. Sein Empfang bei dem ehrwürdigen, achtzigjährigen Greise war ein herzlicher, ein väterlicher. Er schätzte es sich zur größten Ehre, das frugale Frühstück mit dem Jubelpriester theilen zu dürfen und lauschte mit Begierde auf die einfachen, milden, klaren und doch so tief gedachten Worte und praktischen Rathschläge des freundlichen, erfahrenen

Seelsorgers. „Sie werden einen schweren Stand bekommen," meinte der Pfarrherr bei dem Abschiede. „Diese Buchenfelder sind so hart, so unbeugsam wie ihre verknorzten Zwergbuchen und haben mir schon vielen, vielen Kummer gemacht. In früheren Jahren bestand ich manchen ernstlichen Strauß mit ihnen und zeigte ihnen mehr wie einmal den rechten Weg. Seitdem aber der Schnee so dicht auf meinem Haupte liegen bleibt" — er strich lächelnd mit der Hand durch die Silberlocken, — „bedarf ich selbst einer kräftigen Stütze und sehne mich nach einem Cooperator. Der Priestermangel ist leider zu groß. Nun der liebe Gott wird mit der Zeit Hülfe senden. A propos! Uebersehen Sie ja nicht, bei dem Herrn Landrichter Ihre Aufwartung zu machen! Er ist ein Ehrenmann, voll guten Willens, voll Kraft und Energie, und wird diesen widerspenstigen Bauern nach Gebühr einheizen. Wenn die Buchenfelder durchaus nicht pariren wollen, so wenden Sie Sich an den Herrn Landrichter. Er hat mir versprochen, meine Stelle zu vertreten und Lehrer und Schule mit aller Kraft zu schützen. Also nur Muth, Herr Lehrer! Es wird mit Gottes Hülfe recht werden."

Ermuntert durch diese tröstlichen Worte und doch beklommen im Herzen, kehrte Valentin heimwärts. Kaum konnte die Wirthin seine Rückkehr erwarten. „Der Schulze war da," erzählte sie mit ächt weiblicher Zungenfertigkeit, „und schnitt ein bitterböses, fuchswildes Gesicht.

Der Hirtenhans habe ihm gesagt, es sei ein neuer Lehrer eingetroffen, ein junger, geputzter Herr. Derselbe wohne, esse und trinke gemüthlich auf Kosten der Gemeinde im Wirthshause. „Laßt ihn nur bei Euch zehren" — schrie er, — „so lange er Lust hat. Den Gemeindesäckel geht das nichts an. Da hätten wir Bauern viel zu thun. Borgt ihm nur! Von der Gemeinde bekommt Ihr nichts, keinen rothen Heller — dafür steh' ich Euch. Es wird keine neue Mode eingeführt trotz Landrichter und Regierung. Der Schulmeister muß mit dem Essen bei den Bauern herum gehalten werden, so gut wie der Hirte und die andern Gemeindearmen. Sagt's ihm: er kann heute noch bei dem ersten Hause, dem Wiesenbauern, anfangen, die rechte Seite herunter essen und die linke wieder hinauf. Den Bauern hab' ich's angesagt und dabei bleibt's."

„Schon gut!" meinte lächelnd der Lehrer; „ich soll also mit dem ersten Hause beginnen und jeden Tag bei einem andern Bauern zu Mittag essen. Das verspricht eine reichliche Abwechslung. Was liegt an einem Versuche? Ich will sogleich heute anfangen."

„Ich hebe etwas auf," bemerkte die Wirthin, während ihr Miethsherr sich zum Gehen anschickte; „denn der Wiesenbauer, zu dem Sie heute kommen, ist gerade so geizig wie reich und schneidet gern schmale Bissen."

Bald stand Valentin vor dem Gehöfte des genannten Bauern. Es lag so ruhig und still da, wie am

höchsten Festtage. Thüre und Fenster waren geschlossen und kein lebendes Wesen ließ sich sehen, einen alten, dürren Phylax ausgenommen, der an verlängerter Kette wüthend vor der Hausthüre hin und her sprang und jeden Eindringling aus Hunger und Pflicht zu zerreißen drohte. Da der wohlbewachten Burg in der Fronte nicht beizukommen war, ging Valentin um das Haus herum, untersuchte die gleichfalls geschlossene Hinterthüre, rief nach dem Bauern, schlug mit seinem Stocke an die Wände, pfiff, klopfte an den Fenstern — Alles umsonst. Er wartete geduldig zu, spazierte auf und ab, gab alle erdenklichen Ruf-, Pfeif- und Lärmsignale, um seine Anwesenheit zu bekunden — vergeblich. Zuletzt lugte er nach dem Schornsteine — kein Rauchwölkchen ließ sich sehen. Getäuscht machte er sich auf den Heimweg, während aus den benachbarten Fenstern neugierige, schadenfrohe Gesichter hervorlugten und ein unsichtbarer Spottvogel über den nächsten Gartenzaun herüber rief: „Wohl bekomm's, Herr Lehrer!" — Der Bauer war seinem Gaste durchgebrannt, und die kluge Wirthin hatte nicht umsonst etwas aufgehoben.

Valentin versäumte es nicht, am andern Morgen dem Herrn Landrichter seine Aufwartung zu machen. In aller Frühe begab er sich auf den Weg nach dem drei gute Stunden entfernten Landgerichtssitze, und wäre fast vergebens gegangen, weil der Herr Gerichts-Vorstand krank zu Bette lag. Zum Glücke übernahm

der Oberschreiber die Vermittlung. Bald kehrte er wieder zurück und meldete: „Sie dürfen nicht mehr herauskommen. Der Herr Landrichter nimmt die Aufwartung für empfangen an, und wird später das Vergnügen haben, Sie persönlich kennen zu lernen. Was Ihren Dienst anbelangt, so sollen Sie diese Buchenfelder tüchtig dazwischen nehmen, denn es ist die liederlichste, schlechteste Schule weit und breit. Die letzte Visitation hat es auf das Evidenteste dargethan. Sobald der Herr Landrichter genesen ist, will er die Gemeindeverwaltung kommen lassen und Ihre Bezüge regeln, denn Sie sollen nur Lehrer sein, sonst durchaus nichts, und haben damit genug zu thun. Gibt es inzwischen Conflicte, so wenden Sie Sich an uns," bemerkte schließlich mit Selbstgefühl der Oberschreiber; „wenden Sie Sich schriftlich oder mündlich an uns, und das Gericht wird helfen."

Valentin dankte, verabschiedete sich und wanderte gegen Mittag wieder zu Buchenfeld hinein. Da er zufällig an seinem heutigen Kosthause vorbeiging, sprach er sogleich vor. Der Bauer wandte ihm unwirsch und mürrisch den Rücken, ohne seinen Gruß zu erwiedern, und brummte etwas von „Bettelvolk" in den Bart. Um so geschäftiger gerirte sich die Bäuerin. „Ach Gott! — gewiß der Herr Schulmeister? — und ich bin noch nicht fertig," rief sie und schleuderte die Kinder links und rechts auseinander. „Weg, ihr Rangen! — weg von

der Schüssel!" Kräftig spuckte sie bei diesen Worten in die Hände und begann ihre Klöße zu ballen. Stück um Stück wurde so geballt und bei keinem unterlassen, das probate Bindungsmittel in Anwendung zu bringen.

Dem Gaste verging bei diesem Anblicke der Appetit von selbst. Verlegen sah er sich um und wußte nicht, wie hinaus kommen. „Ich kehre so eben vom Landgerichte zurück," erzählte er nach langer Pause, „und bin müde und staubig. Ich könnte mich zuvor umkleiden. Sollte ich nicht rechtzeitig wieder kommen, so esset nur zu."

„So bleiben Sie doch," wehrte die Bäuerin, — „es ist ja den Augenblick geschehen."

Der Herr Lehrer aber war schon unter der Thüre verschwunden, um nicht wieder zu kommen.

Am Nachmittage suchte Spengler des Schulzen Wohnung auf, um diesem seine Gegenwart persönlich anzuzeigen und, wenn möglich, die nöthigsten Schritte mit ihm zu vereinbaren. Er trat in ein stattliches Gehöfte, das stolz und ächt schulzenmäßig ihm entgegen schaute. Vor dem grün angestrichenen Hofthore stand als stiller Wächter ein riesiger Maibaum, während im Innern ein zottiger Kettenhund um so ungeberdiger lautschlug und zum Empfange grimmig die Zähne fletschte. Die eine Seite des weiten Hofes, worin ganze Massen des kostbarsten Dungmaterials zertreten und weggeschwemmt wurden, begrenzten Scheuer und Stallungen,

die andere eine lange, tüchtig gespickte Holzhalle, des Schulzen Stolz und Reichthum. Am Ende thronte etwas erhöht das zweistöckige Wohnhaus, dessen blau getünchte Balken aus den blendend weißen Feldern grell wie ein Gitterwerk hervorstachen.

Auf der steinernen Treppe kam dem Lehrer vielleicht zufällig, vielleicht absichtlich, die Tochter des Hauses entgegen, dieselbe, welche ihm bei seinem Einzuge den ersten verständigen Bescheid gegeben hatte. Ein freudiges, triumphirendes Lächeln leuchtete über ihr schönes, vollwangiges Gesicht, weil sie schon an jenem Abende den künftigen Schulherrn erkannt hatte. „Gewiß der Herr Lehrer?" rief sie wie zweifelnd, während sie es längst von den Klatschschwestern des Dorfes gewiß wußte. „Kommen Sie nur herein in die Stube, ich will sogleich den Vater rufen. Er arbeitet in der Halle."

Der Herr Vorsteher beeilte sich durchaus nicht mit seinem Erscheinen, und Valentin hatte hinlänglich Zeit, das eben so massive, wie blanke Meublement, wohl das vornehmste im Dorfe, näher zu betrachten. Seine gerechte Bewunderung erregte der Ofen, welcher ein Fünftel der Stube occupirte, und worauf und worin sich ein Mann sammt Schiebkarren bequem wenden konnte. Rings um denselben lief eine breite Bank, das Absteigquartier für's Gesinde, und das Vorzimmer für Bauern und sonstige arme Creaturen, die in Demuth auf einen Bescheid des Schulzen harrten. An Alter übertraf den Ofen

nur die große Schwarzwälderuhr, welche auf einem hohen, breiten Kasten thronte, worin der gewichtige Perpendikel in weiten Schwingungen hin- und herknackte und bei jedem Schlage bald rechts, bald links durch zwei eigens angebrachte Oeffnungen neugierig hervortrat. An der Nebenwand ruhte auf vier gewaltigen, gedrehten Holzsäulen, mit einem Doppelkreuze verbunden, eine dreizöllige Tischplatte von Eichenholz, so blank gescheuert, daß sie wirklich Appetit erregte. Um dieselbe standen Stühle von gleichem Caliber, mit Rücklehnen so starr und steif, als wollten sie jede Bequemlichkeit von vornherein verbieten. Dem Tische gegenüber thronte die Himmelbettstatt, von der Decke bis zum Boden mit zwei rieseumäßigen Vorhängen verhüllt. Doch die weiten Bauschen und Falten verriethen, daß in dem geheimnißvollen Dunkel mehr Betten ruhten, als in der heutigen Matratzenzeit eine halbe Ausstattung zu sehen bekommt. Licht verbreiteten drei Fenster von purem Glas in einer Front, sämmtlich auf den Hof gehend. Unter den zwei ersten standen Commoden, die einzigen im Dorfe und zwar ohne jene Staubdecken, in die man seinen Namen malen kann. Das dritte diente einem höheren Zwecke. An diesem stand auf eigens gezimmertem Gestelle ein Pültchen, worauf Jahr aus Jahr ein eine Zwickbrille, Federn und etliche Bogen Papier lagen, lauter Gegenstände, die den Landleuten außerordentlichen Respect einflößten. An den Pfosten des Gestells hingen Scheere, Spagat,

Kalender, das eiserne Gemeindesiegel, und an einem langen, nadelbewehrten Faden Acten und Erlasse, des Schulzen geheime Registratur. So oft ein neues Schreiben kam, wurde es mit Hülfe der Nadel eingefädelt und zu den älteren Brüdern geschoben, ein Verfahren, das allen Registratoren wegen seiner Einfachheit bestens zu empfehlen ist. Ein Verschluß für diese Registratur wäre Luxus gewesen, denn selten betrat Jemand die Stube, der diese amtlichen Hieroglyphen zu entziffern vermochte, was selbst der Schulze, wie er sich oft rühmte, nur seiner zwanzigjährigen Praxis verdankte. So oft er diesen heiligen, von der Bettstatt gebildeten Winkel betrat, mußte tiefe Stille im Zimmer herrschen, sein Antlitz legte sich in ernste Falten, die silbernen Scheitellocken schienen heller zu glänzen und in der ganzen Haltung prägte sich eine selbstbewußte Würde aus.

Nach geraumer Zeit trat der Vorsteher ein und schielte nach der Ofenbank, in der festen Erwartung, wie Alle, so auch den Fremden dort sitzen zu sehen. Statt dessen kam ihm dieser vom Fenster her entgegen mit dem altchristlichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit!" antwortete der Eingetretene, und rückte das Hauskäppchen, ob aus Achtung vor dem Gruße oder dem Grüßenden, möge der freundliche Leser selbst entscheiden.

„Ich bin der neue, von der königlichen Regierung

für die Landgemeinde Buchenfeld ernannte Lehrer, und . . ."

„Von der königlichen Regierung?" fiel der Schulze ungläubig ein und betrachtete staunend den jungen Mann, den er sich in seiner vornehmen, fast priesterlichen Kleidung als den Schulmeister, den Letzten im Dorfe, nicht denken konnte.

„Allerdings von der königlichen Regierung," versicherte Valentin, „und damit jeder Zweifel hierüber wegfällt, übergebe ich Ihnen hiemit mein Anstellungs-Decret zur Einsicht."

Hastig griff Rückert — so hieß der Schulze — nach dem Schreiben und eilte damit schneller, als seit Jahren geschehen, nach Pult und Brille. In Halbfront, das entfaltete Blatt hoch gegen das Licht haltend, studirte er langsam den Inhalt, Silbe für Silbe mit den Lippen verspeisend. „Hm — hm — hm —!" meinte er schließlich und gab das Decret zurück; „mir steht der Verstand still. Wer hat je so etwas gehört? Die Regierung! — die Regierung!" setzte er scharf betonend bei. „Wirklich, die Welt ist toll geworden. Sonst war das meine Sache, des Schulzen Recht — versteht Ihr? Wenn der Schulmeister, der Hirt oder ähnliches Zeug abging, so fanden sich immer vier, fünf arme Schlucker, die nach der Stelle um die Wette liefen. Wer's am billigsten that, oder überhaupt wer mir gefiel, — verstanden? — dem gab ich den Posten. Parirte 'mal

Einer nicht, oder gefiel er mir nicht mehr, so wurde gekündigt und ein Anderer gedungen. Und so war's recht, sag' ich Euch, oder nicht?"

„Nein, Herr Vorsteher, durchaus nicht. Ich glaube vielmehr, eine hohe Regierung hat sehr wohl daran gethan, daß sie für Buchenfeld einen eigenen Lehrer aufstellte, unabhängig vom Vorstande und unabhängig von der Gemeinde. Sowohl der Herr Landrichter, wie der Herr Schulinspektor theilen diese meine Ansicht vollkommen."

„Natürlich," versetzte Rückert ungehalten, „diese Herren verstehen auf Ihrem Papiere Alles am besten, und Ihr bläs't in dasselbe Horn."

„Wie könnte ich unter solchen Umständen anders sprechen? Von Stunde zu Stunde sehe ich es besser ein, warum mich diese beiden Herren aufforderten, energisch meine Pflicht zu erfüllen, und mir dazu ihren ganzen Beistand versprachen, weil es in Buchenfeld nicht allein bei den Kleinen, sondern namentlich auch bei den Großen in allen Stücken fehle. Als Beleg nur ein Beispiel! Wehe den Schulbuben in meiner Heimath, wenn sie sich erfrechen wollten, mit dem Herrn Pfarrer, Lehrer oder Ortsvorsteher per „Ihr" zu sprechen! Sie würden unfehlbar tüchtig ausgeklopft werden, und das mit Recht. Ein Bursche oder Mann dagegen, der sich so weit vergessen könnte, würde von der ganzen Gemeinde verachtet und für einen Erzflegel erklärt werden."

Der Schulze stutzte. Zornesröthe färbte seine Wangen, seine Stirnadern traten scharf hervor, die Locken zitterten, die Augenbrauen zogen sich zusammen, und darunter hervor fixirte er mit einem durchbohrenden, giftigen Blicke von Kopf bis zu Fuß den jungen Mann, der ruhig und bescheiden vor ihm stand. „Wenn also die Regierung den Schullehrer macht, was wollen — — Sie dann von mir?" brach er endlich mit mühsam errungener Fassung hervor, und stolperte nicht wenig über das verwünschte „Sie".

„Ich wollte Sie vor Allem als den Herrn Vorstand der Gemeinde begrüßen, wie solches die Höflichkeit verlangt. Sodann wollte ich mit Ihnen die nothwendigsten Artikel besprechen, welche unbedingt herbeigeschafft werden müssen, wenn ich überhaupt Schul' halten soll. Die Kinder sind keine Viehheerde, die man in's freie Feld treibt und mit der Peitsche von einem Ende zum andern jagt."

„Ja," versetzte der Schulze spöttisch, „das Haus gehört dem Hirtenhans und ich wette d'rauf, er gibt's Ihnen nicht."

„Mir braucht er nichts zu geben," erklärte Valentin ruhig; „überhaupt wäre mir mit dieser Hütte nicht gedient. Mein Vorschlag ist vielmehr folgender: die Gemeinde-Verwaltung miethet eine große Stube, oder die Hälfte eines Hauses und richtet es vorläufig zur Schule ein, bis mit der Zeit auf geschehene und begut-

achtete Vorlage hin die königliche Regierung den Neubau eines Schulhauses von Seite der Gemeinde genehmigt."

„Der Gemeinde?" wiederholte Rückert langsam und trat einen Schritt zurück, ungewiß, ob der junge Mensch vor ihm trotz seiner unverschämten Ruhe bei Sinnen sei oder nicht. „Zwanzig Jahre bin ich jetzt Ortsvorstand, hab' aber noch nicht ausgelernt, das seh' ich heute. Ich werde mich hüten, für Andere die Kohlen aus dem Feuer zu holen. Wenn es unbedingt sein muß," fuhr er nach einiger Ueberlegung und in der Absicht, Zeit zu gewinnen, fort, „so will ich auf morgen Abend die Mitglieder der Verwaltung hierher bestellen. Diese können anschaffen, bauen und hergeben, so viel sie Lust haben."

Der Schulze war total aus dem Concepte geworfen. Mit diesen Worten ging er ohne Gruß zur Stube hinaus und dem Gaste blieb nichts anderes übrig, als zu folgen. Er konnte sich leicht trösten. Den Gruß, welchen der Vater nicht gab, besorgte um so herzlicher und theilnehmender das Töchterlein, welches zufällig wieder die Stiege herauf kam.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Spengler nicht in rosiger Erwartung schwebte, während er am andern Mittag zum dritten Mal der „fliegenden Kost" entgegen ging. Um so freudiger überkam es ihn, als er sich dem Ziele seines Hungers näherte, den Bauern in voller Er-

wartung unter der Hausthüre stehen zu sehen, während sein Weib mit aufgeschürzten Aermeln sich hinter ihn postirt hatte und neugierig über seine Schultern weg- lugte. „Guten Tag, Herr Schulmeister," grüßte der Landmann von Weitem und zog seine weiße Zipfelmütze so linkisch ab und machte ein paar so steife Knixe, als habe er das Ding erst vor einer halben Stunde ein- exercirt bekommen.

„Herr Lehrer — mußt du sagen!" souflirte sein Weib, daß man es auf zehn Schritte hören konnte, und versetzte im heiligen Eifer dem Sprecher einen so derben Rippenstoß, daß er dem Ankömmling beinahe entgegen gefallen wäre. „Kommen Sie herein, Herr Lehrer!" rief sie zugleich, rasch vortretend, setzte dazu ihr aller- freundlichstes Gesicht auf und trippelte geschäftig in die Stube voraus. „Ach Gott! sehen Sie nur nicht auf die Unordnung. Mit den Kindern hat man sein Kreuz. Wenn ich neunmal aufräume, so werfen sie mir zehnmal Alles wieder durcheinander. Setzen Sie Sich hierher, Herr Lehrer; den Stuhl habe ich gerade mit meiner Schürze abgewischt. Nicht wahr, Sie nehmen vorlieb?" ging's in einem Strome fort; „wir sind halt Bauern, Mittelleute, nicht reich und nicht arm. Wir bieten, was wir können."

„Ja, ja," versicherte der Gatte, „nicht reich und nicht arm; aber wir haben schon manchen armen Teufel richtig satt gefüttert. He, Nanni?"

Ein bitterböser Blick war seine Antwort. „Sehen Sie Sich nur nicht um, Herr Lehrer! Bei Bauersleuten ist's nicht anders und . . ."

„Wir sind Anfänger — erst sieben Jahre verheirathet," ergänzte der Hausvater. „Meine Frau hat keine Eltern mehr, ich auch nicht: wir sind zwei Doppelwaisen."

„Ich will in die Küche, damit unser Essen fertig wird. Gedulden Sie nur einen Augenblick! Es siedet Alles."

„Brauchst dich nicht zu eilen, Nanni," versicherte der Gatte, als gelte ihm die Entschuldigung; „ich warte schon und wer zu Gast kommt, muß sich's ohnehin gefallen lassen."

Während die Bäuerin hinausging, drohte sie ihrem Manne heimlich mit dem Finger, der ganz verblüfft nachsah, weil er trefflich gesprochen zu haben glaubte.

„Wenn ich recht sehe, so habt Ihr eine wackere Hausfrau," bemerkte Spengler, der die Pantomimen der Abgehenden nicht bemerkt hatte.

„Ja wohl, Herr Lehrer, und ein Mundstück hat sie, wie keine zweite. Sie sollten's nur einmal hören! Bis ich anfangen will, hat sie mich schon zweimal todtgeplaudert. Sie dürfen's glauben."

„Ich will es gern glauben," meinte lächelnd der Lehrer, während die zwei rothwangigen Mädchen des

Hauses sich bei ihm heimisch machten und unter seinen Rockflügeln „Versteckens“ spielten.

„Und verstehen thut sie was,“ fuhr der Landmann fort. „Fleisch gibt's halt leider die Werktag' keines, aber Hirsbrei kocht sie heute und den macht ihr weit und breit keine nach. Dazu kommen dürre Zwetschgen, weil wir genug haben und das süße Zeug für die Viehmast nichts taugt. Sehen Sie, die Sache hat ihren guten Grund. Meine Frau hat länger als drei Jahre im Pfarrhofe zu Grünkahl als Viehmagd gedient und dort manchen guten Bissen gegessen. Der Herr Pfarrer hat immer gesagt, das verstünde sie am besten. Ja, ja, Herr Schullehrermeister, ich darf nicht klagen.“

„Sprecht doch, wie es Euch auf die Zunge kommt. Ob Lehrer oder Schulmeister, das bleibt sich am Ende gleich.“

„Pst — pst!“ wehrte furchtsam der Bauer und sah ängstlich nach der Thüre; „da sollte meine Nanni einen schönen Kopf machen! Sie hat mir's erst vorhin eingeschärft, daß der neue Schulmeister kein Schlumber sei wie der Hirtenhans, sondern ein vornehmer Herr, den man „Herr Lehrer“ schimpfe und nur per „Sie“ tractire. Des Schulzen Evchen hat's meiner Nanni gesteckt, die sich bei solchen Herren gleich auskennt. Ja, umsonst hat meine Nanni nicht im Pfarrhofe gedient.“

Der Eintritt der Hausfrau mit der dampfenden Suppenschüssel unterbrach den Sprecher, der unschuldig

d'rein schaute, als habe er kein Wörtchen aus der Schule geplaudert, während Valentin mit Mühe ein leichtes Lachen unterdrückte. Das Tischgebet wurde gesprochen und man setzte sich bei, nachdem zuvor mit etlichen unterlegten Spänen die Wackelbeine des Tisches in eine feste Position gebracht waren. Das eine Mädchen nahm der Vater, das andere die Mutter auf den Schooß. Bald war mit Hülfe blecherner Löffel die strotzende Kartoffelsuppe vertilgt, und herein dampfte glühend heiß in zwei riesigen Schüsseln — Hirsbrei und dürre Zwetschgen. „Geniren Sie sich nicht, Herr Lehrer; langen Sie doch zu!" repetirte die Wirthin wohl hundertmal und legte zuletzt ihrem Gaste so reichlich und so lang vor, bis der Hirsbrei links und rechts über den Teller hinaus sich Bahn brach. Die Kinder hatten inzwischen unvorsichtig zugegriffen und an dem ersten Bissen die Zünglein verbrannt, daß beide eine erbärmliche Tafelmusik anhoben, die schwer gedämpft werden konnte. Endlich spielte die thränenreiche Harmonie nach kürzeren Pausen pianissimo den letzten Tact und Spengler ging mit der Familie daran, sich den Hirsbrei munden zu lassen. Darüber bemerkte Niemand, wie ein ungebetener Gast, vom duftenden Mahle angezogen, sich durch die angelehnte Thüre hereinschmuggelte. Die Kinder wurden zuerst unruhig, fochten mit den Löffeln unter den Tisch hinab und schrieen ängstig: „Huß — huß — huß — huß!" Jetzt erst gewahrte der Lehrer ein feistes Schwein,

das emsig unter dem Tische herumschnoberte, und zog geschwind die schwarzen Höslein, worin seine Beine steckten, möglichst weit unter den Stuhl, um sie aus dieser gefährlichen Nachbarschaft zu entfernen.

„Es thut nichts," versichert die Wirthin, — „fort, huß!"

„Marsch — hinaus!" kommandirt der Hausvater und führt mit dem Stiefelabsatz einen gewaltigen Stoß. Der Eindringling rumpelt hart getroffen wider das Tischbein, krachend springt dieses aus den Fugen und fährt prasselnd mitten in's Zimmer. Der Tisch wankt, stürzt und blitzschnell fliegen mit ihm hinab Messer, Gabeln, Löffel, Teller, Schüsseln sammt Hirsbrei und Zwetschgen. Erschreckt stiebt die Gesellschaft auseinander, um nicht gebrüht zu werden, während der ungebetene Gast grunzend über die buntgefleckte, mit Trümmern bedeckte Wahlstatt herfällt. Allein eben so schnell kniet die Bäuerin am Boden und entreißt ihm die leckere Beute, mit beiden Händen in die Scherben fassend, was sie in der Schnelligkeit erreichen kann. Zornig springt der Hausvater auf den Hülferuf seines Weibes herbei, packt das Ungethüm an beiden Ohren, daß es gellend aufschreit, und zieht es mit Gewalt nach der Thüre, während die Kinder jubelnd nachspringen und mit den Blechlöffeln auf den borstigen Rücken trommeln.

Der Tisch wird wieder aufgerichtet, eine Stütze darunter postirt, und der Landmann geht mit unge-

schmälertem Appetit daran, die geretteten Reste zu verzehren. Mit Thränen im Auge ersucht die Bäuerin den Gast, das unterbrochene Mahl fortzusetzen; dieser aber versichert, daß er vollständig befriedigt sei, während ihm das Gegentheil auf der Stirne geschrieben steht, und sucht das Weite. Mit dem besten Appetit hatte er sich zu Tische gesetzt; die ganze Freude zertrat ein Schwein und schickte ihn mit hungrigem Magen heim.

Der Lehrer versäumte es nicht, sich gegen Abend in der Behausung des Ortsvorstandes einzustellen, und fand die Mitglieder der Verwaltung bereits vollständig versammelt. „Da kommt er!" platzte der Pfleger statt jeden Grußes bei seinem Eintritte heraus, und wie auf einen Schlag scharten sich die Männer um das heilige Pultchen und den Schulzen, als wollten sie sich gegenseitig, und ihr würdiges Oberhaupt vor Allem, gegen den fremden Eindringling schützen. Dieser merkte an den halb vollendeten Actionen, den gerötheten Wangen und den nichts weniger als freundlichen Blicken, daß er die Versammelten in einer unerquicklichen Debatte unterbrochen hatte. Der Betreff — um actenmäßig zu sprechen — ließ sich leicht errathen, und der Schulze gab schon mit dem ersten Worte Gewißheit darüber.

„Ich habe den Männern mitgetheilt, was Sie Alles verlangen," begann er wegwerfend, als kümmere ihn die Bagatellgeschichte blutwenig, — „allein dieselben haben durchaus keine Lust, das Geringste anzuschaffen, was ich

schon zum Voraus wußte. Sie können Sich nun darnach richten."

„Ganz gut," entgegnete der Lehrer ruhig; „in diesem Falle ist es für jede Minute Zeit Schade, welche wir mit nutzlosen Reden vergeuden. Ich werde also heute Abend noch einen Bericht mit umfassender Darlegung der bestehenden Verhältnisse an das königliche Landgericht machen, um mit obrigkeitlicher Gewalt das zu erzwingen, was mangelnde Einsicht und guter Wille verweigern."

„Das können Sie," bemerkte der Pfleger bissig. „Unmögliches darf auch der Landrichter nicht verlangen. Woher denn nehmen? Schulden machen? — Wissen Sie, was bei uns Regel ist — he? Ich will's Ihnen sagen: bei uns bringt jeder Handwerksmann sein Handwerkszeug selbst mit. Und so gehört sich's."

„Sie haben Recht, wenn von Schreinern, Schlossern, Zimmerleuten und dergleichen die Rede ist. Hier aber müssen Sie vor allen Dingen lernen, zwischen Handwerkern und öffentlichen Dienern zu unterscheiden. Ich wenigstens habe noch keinen Landrichter gesehen, der sein Landgerichts-Gebäude, noch keinen Pfarrer, der die Kirche, und noch keinen Lehrer, der ein Schulhaus auf dem Rücken mitgebracht hätte. Sie etwa?"

Der Pfleger schwieg und schien sich zu besinnen, ob er schon ein solches Wunder gesehen habe. Dafür ergriff,

sich vordrängend, ein Bevollmächtigter das Wort und rief: „Wozu das Hin- und Herreden? Ich will den Streit bald geschlichtet haben. Sagen Sie uns, woher ein Schulhaus oder eine Schulstube nehmen? Rupfen Sie ein Haar aus, wo keines gewachsen ist! Von uns kann keiner ein Stück seines Hauses entbehren, und jeder hat mit seinen eigenen Kindern vollauf zu thun. Keiner wird die ungezogenen Rangen vom ganzen Dorfe in seinen vier Pfählen haben wollen. Also nur gesagt, wie machen?"

„Nichts ist einfacher und leichter," bemerkte der Lehrer lächelnd, „und ich bitte, diese Sache vollständig mir zu überlassen. Wenn Verstand und guter Wille von Seite der Verwaltung mir entgegen kommen, so will ich binnen einer Stunde ein provisorisches Schullokal gemiethet haben, so freundlich, so hell und geräumig, wie kein zweites auf zwanzig Stunden in der Runde."

„Wo denn — wo?" platzten Alle zugleich heraus, unfähig, ihre Neugierde zu bemeistern.

„Das Zimmerchen, welches ich bewohne," erklärte Spengler ernst, „stößt an einen großen, hübschen Tanzsaal. Der Eigenthümer ist bereit, diesen Saal gegen billige Miethe für ein Schulzimmer abzulassen und zwar in so lange, bis ein neues Gebäude vollendet ist, was . . ."

„Und wo wird getanzt?" fragte der jüngste Bevollmächtigte.

„Bis dahin gar nicht."

„Gar nicht?" rief der Mann aufgebracht und nahm eine drohende Stellung an. „Bei Gott, das wäre nicht übel!"

„Das ist freilich nicht übel," wiederholte Spengler, „und der beste Sporn zum raschen Ausbau eines neuen Schulhauses. Mancher junge Bursche, der sonst keinen Finger gerührt hätte, wird lieber unentgeldliche Fuhren und jeden Handlangerdienst leisten, als er für lange Zeit dem Kirchweihtanze entsagt, und jeder Hausvater wird lieber Bauholz, Bretter, Steine und Alles beisteuern, wenn ihm die erwachsenen Töchter mit ihrem ewigen Lamento in den Ohren sitzen."

Die Gegner sahen einander verblüfft an. Sie fühlten, daß sie überlistet waren. Instinktmäßig wandten sich Aller Augen nach dem Schulzen, als erwarteten sie von ihm ein rettendes, ein entscheidendes Wort. Dieser aber verharrte consequent in einem gelehrten, vielsagenden Schweigen, wie wenn er befürchtete, durch jeden weiteren Conflict mit dem Lehrer sein Ansehen zu untergraben.

„Wenn ich nun diesen Sachverhalt dem Landgerichte unterbreite," fuhr Letzterer fort und musterte mit siegreichen, durchdringenden Blicken seine Gegner, „so wird die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen. Wie sie ausfällt, kann sich Jeder selbst denken, und deßhalb

hoffe ich, daß mir die Gemeindeverwaltung diese Mühe und sich selbst die Schande erspart."

Der Schulze schwieg und seine Trabanten mit.

„Schweigen bedeutet „Ja," erklärte der junge Mann weiter, „und einig hierüber, bedarf ich nur noch eine kleine Einrichtung: etliche Bänke, einen Tisch, einen Stuhl und eine Tafel. Um ein gutes Beispiel zu geben, will ich der Schule eine neue Tafel zum Präsent machen. Bretter gibt's in dieser holzreichen Gegend auch genug, und wer nicht gerade ein ganz armer Tropf ist, wird, ohne sich weh zu thun, einige Stücke entbehren können. Die vermögenden Mitglieder der Verwaltung und wer überhaupt nicht auf's Betteln speculirt, können dies, oder nicht?"

„Ja, ja wohl!" riefen Alle einstimmig zusammen, denn keiner wollte für arm, oder für einen Betteladspiranten gelten.

„Einen Handwerksmann, der die Einrichtung zusammennagelt, habe ich schon ermittelt, und so wäre denn Alles in Ordnung. Binnen acht Tagen soll eine provisorische Schule hergestellt sein, für die Gemeinde und ihre Verwaltung eine Zierde weit und breit."

Mit diesen Worten wünschte der junge Mann den Versammelten einen guten Abend und entfernte sich. Nach seinem Abgange fielen die Bauern wie wüthend über einander her. Jeder wollte geltend machen, wie er dem neuen Schulmeister opponirt, wie er ihm am

meisten die Wahrheit gesagt habe. „Es ist ein verflixter Bursche," meinte der Eine; „das Landgericht steht hinter ihm," behauptete der Andere, und so tröstete sich Jeder, so gut er konnte. Der Schulze allein schwieg. Die Ereignisse der letzten Tage hatten einen solchen Eindruck auf ihn ausgeübt, daß er seine Gedanken nicht zur Abwehr sammeln konnte.

„Heute bekommen Sie einen guten Tisch, Herr Lehrer, und ich darf gewiß nicht aushelfen," versicherte die gesprächige Wirthin, als am nächsten Tage ihr Miethbewohner durch den Hof ging, um in der trübseligsten Stimmung von der Welt sein „fliegendes Kosthaus" aufzusuchen.

„Sind Sie dessen so gewiß, Frau Wirthin?" fragte dieser ungläubig.

„O, ja! Sie besuchen heute einen sonderbaren Kauz, von dem Jeder etwas Anderes und Keiner etwas Bestimmtes weiß, nicht einmal seine eigenen Dienstboten."

„Also ein Sonderling?"

„Noch mehr, wenn die Leute Recht haben. Man darf ihn nur ansehen, diese große, steife Figur, halb städtisch, halb bäuerisch gekleidet. Vor drei Jahren kam er in's Dorf, kaufte das „Welschengütchen" und zog bei Nacht und Nebel mit zwei bejahrten Frauenzimmern ein. Ob es Schwestern oder Verwandte sind, oder die eine seine Frau, das weiß der liebe Gott."

„Freilich wunderbar in einem Dörfchen, wo eine Nachbarin der andern durch die Wände schaut und die Kaffeebohnen nachzählt.“

„O, Monate lang sprach das ganze Dorf von nichts Anderem. Die Einen erklärten ihn für einen alten Offizier, dessen Pension in der Stadt nicht reiche, Andere für einen entlassenen Beamten oder Geistlichen, und wieder Andere für einen lebensüberdrüssigen Wucherer, der sich unter den Stadtleuten nicht mehr sehen lassen dürfe. Zu guter Letzt' wußten Alle gleichviel: Nichts.“

„Und überzeugten sich,“ ergänzte Spengler, „daß der Fremde klüger sei, als das ganze zungenfertige Dorf.“

„Das will ich meinen,“ bestätigte die Wirthin. „Der Herr oder was er sonst gewesen sein mag, ist ein gewiegter Practiker in allen Stücken. Anfangs lachten ihn die Bauern aus, verspotteten und nannten ihn den „welschen Narren.“ Jetzt schneiden sie lange Gesichter, wenn sie sehen, wie er förmlich aus Nichts Geld schlägt. Er webt und bleicht, macht Fallen und Geräthe, fabricirt Branntwein, brennt Ziegel und Kalk und läßt kein Stäubchen Abfall zu Grunde gehen, wenn es dem Felde nützen kann. Selbst das Regenwasser wird in Kufen aufgefangen und verwendet. Wo die natürlichen Abfälle nicht reichen, erfinnt er künstliche, baut „Complotthaufen“ oder wie die Dinger heißen, und macht selbst den Staub nutzbar. Hätte mein Mann den starken Holzhandel

nicht, heute noch müßte er mir bei dem gescheidten Narren in die Schule gehen."

„Ahmen denn die Bauern sein Beispiel nicht nach, da sie den Erfolg sehen?" fragte Spengler.

„Nicht daran zu denken! Bis der Bauer eine Neuerung annimmt, muß mancher Tropfen Wasser vom Himmel auf seinen Schädel fallen und ihn erweichen. Sie werden das noch selbst finden. Guten Appetit, Herr Lehrer!" —

In Gedanken vertieft über die vernommenen Neuigkeiten, betrat der junge Mann das geheimnißvolle Anwesen. Er hatte nicht lange Zeit, die verschiedenen, neuen Einrichtungen, welche ihm hier entgegen traten, und die seltene Ordnung und Reinlichkeit, welche sein Auge erfreute, zu bewundern, denn der Eigenthümer stand unter der Thüre und winkte ihm freundlich grüßend zu. Der sonderbare Herr erschien in einem eben so sonderbaren Gewande, halb Kittel, halb Schlafrock, und rauchte behaglich aus einem großen Meerschaumkopfe. Behenden Schrittes wollte Spengler durch den Hof eilen, als die wachsame Avantgarde des Hauses, eine Heerde Gänse mit lautem Geschnatter und schallendem Flügelschlage auf ihn zustürmte und hinter ihr die schwere Reiterei, eine Abtheilung Truthühner, mit zornigem Gekoller und erhobenem Visir gegen ihn ansprengten, während sie sich den Rücken mit den gespreizten Radschweifen wie mit Schilden deckten. Der Ange-

griffene wich aus, so gut es gehen wollte, und bemerkte darüber kaum, wie ein herrliches Füllen in sausendem Galopp auf ihn zukam und muthwillig nach allen Seiten ausschlug.

„Fürchten Sie Sich nicht, Herr Lehrer!“ rief der Hausherr, — „es spielt nur.“

Zu spät! Der Lehrer springt bei Seite, der Boden weicht unter seinen Füßen und mit Blitzesschnelle stürzt er in den Abgrund. Kaltes Naß umströmt seinen Körper bis an den Hals und springt in hellen Garben hoch auf in die Luft. Herabstürzend überströmt es das Füllen, welches verdutzt dem Verschwundenen nachblickt, daß es schüttelnd und pustend in gewaltigen Sätzen das Weite sucht.

„Um Gottes Willen!“ ruft der Hausherr bestürzt und eilt zur Hülfe herbei. „Sie haben Sich doch nicht weh gethan?“ Mit diesen Worten packt er den Versunkenen unter den Armen und zieht ihn mit Mühe an's Tageslicht. Auf sein Rufen trippeln die alten Damen aus dem Hause, Knechte und Mägde eilen nach, und in ihrer Mitte steht der verlegene Gast, vom Kopfe bis zu den Füßen durchnäßt und vor Frost zitternd.

„Wo ist der Jakob?“ poltert der Gutsbesitzer, voll Verlangen, an dem Schuldigen seinen Unwillen auszulassen. „Der nachlässige Mensch verläßt zur Stunde mein Haus! Schon zehnmal habe ich ihm gesagt, daß die Deckbretter auf dem Wasserfasse beschwert werden

müssen, und wieder geschah es nicht. Er soll seinen Bündel schnüren!"

„Um meinetwillen nicht," bat der Lehrer; „den Schrecken und die Nässe abgerechnet, hat der Fall keine Folgen gehabt, und für die Zukunft wird sich's der Bursche zur Warnung sein lassen."

„Kommen Sie herein," mahnten die Frauen, welche recht gut fühlten, was hier zunächst Noth that. „Kommen Sie — vorwärts!" drängten beide; „Sie müssen Sich sofort umkleiden."

Valentin ward in ein eigenes Zimmer geführt. Die geschäftigen Frauenhände brachten eine Garderobe aus uralter Zeit herbei, für ihn durchaus um die Hälfte zu lang und zu weit. Endlich trat er in seinem Nothcostüme heraus, ein wahres Cabinetsstück: gelbe Piquéweste, weiße Halsbinde, einen hellblauen Frack mit großen Metallknöpfen, dessen Flügel den Boden kehrten, eine grüne Hose mit rothen Paßpoilen, die Beine zur Hälfte hinaufgewickelt, und zum Schlusse weiße Strümpfe mit rothen Frauenschuhen. So mußte er in's Wohnzimmer zum Tische. Nur der ernste, finstere Blick des Hausherrn konnte die Lachlust der Dienstboten unterdrücken. Der Gast fühlte sich in der neuen Uniform unbehaglich, und das treffliche Mahl wollte ihm nicht munden, so eifrig auch die Frauen ihm die besten Stückchen vorlegten, der Hausvater sich zehnmal entschuldigte, und allerlei Anekdoten aus alter Zeit zum Besten gab,

um den jungen Mann zu erheitern. Dieser war herzlich froh, als nach beendigtem Mahle die Dienstboten aufbrachen und eine Magd nach seiner Wohnung eilte, um andere Kleider für ihn zu bringen. In diesen entfernte er sich eben so verlegen, wie er eingetreten war, aber fest im Herzen entschlossen, eher Hunger zu leiden, als noch einmal in der „fliegenden Kost" zu speisen.

III.
Doppeltes Büten.

„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch;
Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschrieb'nen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr!
Wenn die Schrift nicht just erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?

Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
Daß auch Strom und Wald euch lauschen, Leben fahre in den Stein!" —

A. Grün.

Vierzehn Tage waren seit den geschilderten Auftritten verflossen. Der junge Lehrer ging zwischen Licht und Dunkel, dieser unübertrefflichen Gedankenzeit, in seinem Stübchen auf und ab in tiefem Sinnen über die Erfahrungen, welche er seither gesammelt, über die Resultate, welche er in dieser kurzen Frist errungen. Er

hatte alle Ursache, mit denselben zufrieden zu sein. Die neue Schule war seit ungefähr acht Tagen förmlich eröffnet und mit Stühlen, Bänken, Tischen und selbst einem großen Schranke ausmeublirt, so praktisch und zugleich schön, wie Spengler in seiner kühnsten Hoffnung nicht erwartet hatte. Die bessern Kinder gewöhnten sich leicht und gern an die neue Ordnung, die schlimmern mußten dem guten Beispiele, dem moralischen Eindrucke, und in Ermanglung dieser Triebfedern dem handgreiflichen Nachdrucke weichen. Der junge Lehrer hatte zugleich die Ueberzeugung gewonnen, daß mit der Gemeinde-Verwaltung und den Ortsnachbarn nicht schlecht zu ackern sei, wenn man es verstehe, die rechte Schaar einzusetzen und dem widerstrebenden Gerölle die Spitze abzubrechen. Auch die einsichtsvolleren Hausväter begannen bereits zu fühlen, daß es um die neue Einrichtung, diese Manier zu lernen, diese Methode zu lehren, ein ganz anderes Korn sei, wie vordem; zumal sie ihre Kinder keine Stunde länger entbehren mußten und bei allen dringenden Fällen Einsicht und Nachsicht obwaltete, wenn auch keine Eigenmächtigkeit stattfinden durfte. Doch mit der dem Landmanne eigenen Zähigkeit und Zurückhaltung hütete sich Jeder, mit dieser seiner Herzensmeinung herauszurücken, überließ es vielmehr dem Laufe der Zeit, die Saat zur Reife zu bringen.

Ein lautes, hastiges Klopfen unterbrach den Gedankengang des einsamen Jugendbildners. Er antwor-

tete, und herein trat der Schulze, rasch, kerzengerade und mitten in's Zimmer, als wollte er zu seinem Vorhaben einen tüchtigen Anlauf nehmen. „Ich hätte etwas mit Ihnen zu reden, Herr Lehrer," begann er nach kurzem Gruße.

„Setzen Sie Sich nieder, Herr Vorsteher, und lassen Sie hören."

„Es thut's im Stehen auch," erwiederte dieser und schwieg.

„Nun," mahnte der Lehrer nach längerer Pause, „was bringen Sie eigentlich?"

Der Vorsteher strich mit der Hand durch die lichten Locken, zerknitterte das Hauskäppchen zwischen den Fingern, räusperte mehrmals nachdrucksamst, producirte etliche „Hm, hm," und brach endlich hervor: „Ja, sehen Sie, Herr Lehrer, wissen Sie, es war alleweil so in der Gemeinde und muß so bleiben. Hören Sie, wen Sie wollen, Alle sagen: Sie müßten noch einen Dienst übernehmen."

„Wenn er sich mit meinem Amte verträgt, recht gern. Was zum Beispiel? Die Rechnungsstellung oder die Gemeindeschreiberei?"

„Gott behüt'!" wehrte der Schulze mit beiden Händen und trat erschreckt einen Schritt zurück. „Nein, nein! das ist mein Amt, ganz allein mein Amt. Für Sie gibt's andere Geschäfte. Ihr Vorfahrer, der Hirtenhans, versah vier Dienste. Wollen Sie dieselben nicht

alle übernehmen, so können Sie wählen. Ich denke immer, die Tagwacht wird das Leichteste für Sie sein."

„So leicht Ihnen die Sache erscheint, Herr Vorsteher, so schwer dürfte die Ausführung sich mit meiner Schule vereinigen. Der Dorfwächter muß zu jeder Stunde bei dem Ortsvorstand erscheinen können, so oft es nöthig ist, muß Botengänge laufen, ansagen, ausschellen, arretiren, auspfänden und versteigern helfen und noch allerlei politische Geschäfte besorgen. Ich halte am Tage Schule, im Winter sowohl Vor- wie Nachmittags. Für die Schule bin ich angestellt und diese geht demnach vor. Wie soll ich dann den Wächter machen? Sie werden ohne Zweifel als vernünftiger Mann die Unmöglichkeit dieser beiden Dienste einsehen."

Dem Schulzen fiel es nicht ein, dieser Ansicht mit Wort oder Blick beizustimmen. „Gut!" meinte er nach kurzer Pause, und ein listiges Lächeln spielte um seine Lippen, „so übernehmen Sie die Hut. Der Viehtrieb wird ohnedies den Winter über eingestellt und ist weit einträglicher als die Tagwache."

„Niemand kann zwei Herren dienen," entgegnete der Lehrer. „Ich habe schon eine zahlreiche, muthwillige Heerde, die mir vollauf zu thun macht und namentlich in den Morgenstunden der schönen Jahreszeit meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Wenn ich aber das Vieh austreiben soll, kann ich keinen Unterricht geben, denn in der Schule und auf dem Felde zu-

gleich zu sein, ist unmöglich. Meine Kinder sind mir aber lieber als Eure Rinder, die zuletzt jeder Taglöhner besser hütet als ich, und mit dem Verdienste dafür recht zufrieden ist. Sie werden das gewiß billigen."

Der Schulze gab abermals kein Zeichen seiner Zustimmung, sondern blickte gerade vor sich hin und schien zu überlegen. Gern wäre er mit einem Machtgebot hervorgebrochen, wenn ihm nicht der feste, ruhige Blick des jungen Mannes die Zunge gebannt hätte. Auch konnte der Ausgang nochmals schief ausfallen, und darum hielt er es für gerathener, sich zu bezwingen. Endlich schien er die Zauberruthe entdeckt zu haben. Hastig langte er unter seinen Wamms, brachte eine lange, hölzerne Pfeife hervor, legte sie auf den Tisch und rief: „Dann bleibt nur noch die Nachtwache übrig. Nachts ist keine Schule, weder im Sommer noch im Winter, und die müssen Sie übernehmen. Da liegt die Pfeife! Wer die Pfeife hat, muß die Nachtwache halten, und wer Nachtwächter ist, muß jede Stunde düten."

Bei jedem Worte zog sich der Vorsteher weiter gegen die Thüre zurück und mit der letzten Silbe verschwand er, um jede Entgegnung unmöglich zu machen.

Der Lehrer legte die Pfeife in seine Commode, ohne sich weiter darum zu kümmern. Einmal zog er sie hervor, um musikalische Exercitien damit auszuführen, die aber ob der schrillen, quickenden Harmonie sofort wieder eingestellt wurden. In Wirklichkeit ließ sich von

dem Augenblicke an, wo er die Pfeife so unfreiwillig in Besitz bekam, kein Nachtwächter im Dorfe mehr hören, noch sehen, so oft er auch darauf achtete. Dafür aber spuckten um so geräuschvoller andere Nachtgeister, die es namentlich auf ihn und sein Stübchen abgesehen, zu haben schienen. Bald schlug es wie mit schweren Steinen gegen die Mauern und Balken des Hauses, daß die Zimmerwände erzitterten, bald gab es ein förmliches Freischießen nach den Fensterscheiben des Stübchens mit Sand, Steinchen, Erbsen, Eicheln und Tannenzapfen, bald heulte und jolte es aus allen Tonarten, bald rief es: „Geschwind, Herr Lehrer, stehen Sie auf — die Kinder schreien!“ — bald: „Auf, Schulmeister, Ihr sollt sogleich zum Schulzen kommen!“ — bald: „He, Schulmeisterlein, die Stunde schlägt — düten, düten!“ — und ein schrilles, durchdringendes Pfeifen hallte gellend durch das Dorf, worauf ein Spottlied folgte, das irgend ein Dorfpoet nach einem bekannten Volksliede geschmiedet hatte:

„Zum Düten, zum Düten
Schulmeisterlein 'raus!
Zum Düten, zum Düten
Im hellblauen Flaus.
Die Buben, sie schwärmen,
Die Mädchen, sie lärmen,
Die Alten, sie sungen,
Die Jungen, sie zungen
Den Schulmeister aus. Ja — aus! —

Zum Düten, zum Düten
Schulmeisterlein 'raus!
Zum Düten, zum Düten
Von Haus zu Haus.
Die Glocke, sie schlaget,
Der Schulze, er klaget,
Der Landrichter strafet,
Der Hirtenhans blaset
Den Schulmeister aus. Ja — aus!" —

Lehrer Spengler erkannte die Quelle dieses Unfuges im ersten Moment. Der Hirtenhans konnte seinen Groll nicht verwinden und scheute kein Mittel, dem verhaßten Nachfolger das Amt zu verleiden. Die Ortsnachbarn stimmten ihm nicht mehr bei. Deßhalb erwählte er sich die jüngeren Burschen zu Alliirten, welche, kaum der Schule entlaufen, die Flegelschuhe noch nicht ausgetreten hatten und zu jedem Muthwillen gern die Hand boten. Ueberdies wollten sie Rache üben, weil sie sich durch die Verwandlung des schönen Saales in eine Schule in ihren Tanzrechten tief gekränkt fühlten.

„Haben Sie denn heute Nacht diesen Höllenlärmen gehört, Herr Lehrer?" fragte an einem der nächsten Morgen die Wirthin und faltete ihre Hände über der Schürze, als schwebe sie noch in Angst und Schrecken. „Ein solcher Spektakel ist mir im ganzen Leben nicht vorgekommen."

„Mir auch nicht," erwiederte Spengler, indem er seine Schreiberei unterbrach. „Ich stehe gerade im Be-

griffe, dem Herrn Landrichter eine ausführliche Schilderung davon zu entwerfen."

„Dem gestrengen Herrn?"

„Warum nicht? Ist ein so unübertreffliches, kaum denkbares Düten und Heulen, Aechzen und Stöhnen, Quaken und Plärren, Miauen und Bellen, Krähen und Pfalzen, Trommeln und Wirbeln, Patschen und Knallen keiner Beschreibung werth? Ich bin leider nicht reich genug, um diese Künstler würdig belohnen zu können. Darum muß ich es einem Mächtigeren anheimstellen, das Honorar für diese Katzenmusik zu bestimmen."

„Ich verstehe schon," meinte die Hausfrau mit einem schelmischen Blicke; „Pritsche und Haselstaude stehen bei den Gerichten immer parat, und Alles wird sogleich baar ausbezahlt. Uebrigens fehlte heute Nacht nicht viel, so hätte mein Mann den Landrichter gemacht. Er war wüthend über den Tumult und schwur, der Bande einen Schrecken in die Glieder jagen zu wollen, wenn sie je wieder kommen sollte."

„Sie wird wieder kommen," prophezeite Spengler, indem er seinen Bericht fortsetzte. „Mein Schrecken wirkt jedenfalls nachhaltiger."

Der junge Mann hatte sich nicht getäuscht. Die Nacht kam und mit dieser die vermehrte und verbesserte Auflage der Katzenmusik. Denn je größer die Anzahl, desto unbändiger der Unfug. Die hundertfachen Stim-

men wetteiferten mit einander in gräßlichster Dissonanz, und alte Häfen, Scherben, Stürzen, Gießkannen, Fässer, Klappern und Rasseln bildeten eine Instrumentalbegleitung dazu, die nichts zu wünschen übrig ließ. Gerade hatte der Lärm seinen Höhepunkt erreicht und die Musikanten schienen sich selbst zu überbieten, — da platzt, kracht, zündet und donnert's mitten unter dem Orchester. Funken springen, Blitze zucken, lichte Feuergarben sprühen, und Schlag auf Schlag pufft, brennt, lodert und knallt's dazwischen, während stinkender Schwefelgeruch und dichter Qualm Alle einhüllt. Mit einem Schlage erstickt die Musik, die Rotte stiebt erschreckt auseinander, der letzte Ton bleibt in der Kehle haften, die Instrumente werden weggeworfen und Jeder sucht so flüchtig wie möglich das Weite, froh, wenn er die eigene Haut ohne Denkzeichen salvirt hat. Der Wirth aber kommt lachend hinter dem Hause hervor, zertritt die letzten Funken und meint: „So ein paar Speiteufel thun mitunter gute Dienste. Diese Gesellschaft kommt nicht wieder."

Der Bericht des Lehrers verfehlte seine Wirkung nicht. Noch war die Sonne seit dessen Abfertigung nicht zum vierten Mal untergegangen, als der Schulze in wilder Hast durch das Dorf eilte, zum Nebenbau des Wirthshauses hinein und, ohne anzuklopfen, dem erstaunten Lehrer in's Zimmer stürmte. „Da," rief er und schleuderte einen Bericht auf den Tisch, „da haben

Sie's! Jetzt muß ich schreib'. Sie können schon anlaufen."

„Nun, was bringt Sie so außer Fassung, Herr Vorsteher?" fragte Spengler ruhig.

„Da — lesen Sie!" — rief der Schulze und zeigte drohend nach dem Papiere. „Verantwort' soll ich mich, augenblicklich, standhaft verantwort', warum der Nachtwächter nicht von Stunde zu Stunde das übliche Zeichen gibt und warum dem nächtlichen Unfug nicht gesteuert wird."

„Was hindert Sie, die Sache zu erledigen?" fragte abermals und gleich ruhig der Lehrer. „Sollten Sie keine Zeit haben, so will ich Ihnen den Bericht abfassen."

„Bei Leibe nicht! Ich schreib', ich bin der Schulz'. Schreiben ist leicht, aber die Farb' bekennen, darum handelt sich's."

„Darüber können Sie doch nicht in Zweifel sein? Wahrheit ist in allen Verhältnissen des Lebens, namentlich aber in dienstlichen Angelegenheiten, die erste, unerläßliche Bedingung. So denke ich wenigstens."

„So!" rief der Schulze gedehnt. „O, den Herrn Landrichter kennen Sie nicht. Sie werden schon gedüt't werden. Nur aufgepaßt!"

„Ich? — Was kümmert mich die ganze Geschichte? Das sind Gemeindesachen, wofür der Ortsvorstand zu sorgen hat."

„Sie haben die Nachtwache," rief heftig der Vorsteher, „und müssen daher ..."

„Gar nichts!" versetzte entschieden Spengler. „Ich bin von der Regierung als Lehrer, und nicht als Nachtwächter hierher bestimmt worden. So lautet mein Decret."

„Sie haben die Pfeife," tobte in höchster Aufregung der Schulze, „und wer die Pfeife hat, muß die Nachtwache halten, und wer Nachtwächter ist, muß jede Stunde düten. So ist's und so bleibt's." Mit diesen Worten raffte der Schulze den Bericht auf und brach wieder hinaus, eben so ungestüm, als er gekommen, und ohne auf die Entgegnung des Lehrers zu achten.

Die Folgen dieses mit dem Landgerichte eingeleiteten, schriftlichen Verkehrs ließen nicht lange auf sich warten. Sie repräsentirten sich bei unserem Helden in der Gestalt eines gravitätischen Gerichtsdieners, welcher mit der breiten, decorirten Brust, der hohen, imposanten Figur, dem melirten, steif gedrehten Ziegenbarte, den finstern, buschigen Augenbrauen, mit Sarras und Bambus, ein würdiges Instrument der executiven Gerechtigkeit vorstellte. „Ich bin beauftragt," sprach er, und schlug militärisch an, „Sie bis übermorgen Vormittag acht Uhr vor Gericht zu laden. Wollen Sie mir gefälligst die Vorladung bestätigen."

„In welchem Betreffe?" fragte Spengler, indem er zur Feder griff.

„Darf's nicht sagen!" wich eben so gewandt als

diplomatisch der Gerichtsdiener aus, sei es nun, daß er vielleicht das Amtsgeheimniß fest in seinem Herzen verschließen wollte, oder von der Sache nichts wußte. „Uebrigens bekommen Sie Gesellschaft. Auf meinem Citationszettel steht noch der Ortsvorstand und die ganze Verwaltung.

Ueber den Betreff war nun Spengler wohl im Klaren, über den Verlauf und Ausgang aber um so mehr im Ungewissen. Zweifel, Ungeduld, Besorgniß, Spannung, das Schwebende, Ungewisse der Sache machten es für das junge, rasche Blut zu einer schweren Aufgabe, den bestimmten Termin zu erwarten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir den Geladenen mit den ersten Sonnenstrahlen um die Wette zum Dorfe hinaus wandern sehen. Kaum hatte er die letzten Häuser hinter sich, und den schmalen Feldsaum durchschritten, welchen ein junger Tannenschlag wie ein hellgrüner Gürtel malerisch umspannte und zugleich über schwellendes Moos den Wanderer wie durch eine Vorhalle zu einem hohen, prachtvollen Blätterdache geleitete, das schlanke Buchensäulen leicht und zierlich trugen, so bemerkte er, daß der Schulze und die Bevollmächtigten ihm folgten. Er mäßigte seinen Schritt und blieb zuletzt stehen, um die Gesellschaft zu erwarten. Vergebliche Mühe! Ging er langsamer, so hemmten auch die Nachfolgenden ihre Schritte, blieb er stehen, so machten auch diese Halt, und eilte er rascher vorwärts, so suchten

auch diese den früheren Abstand wieder zu gewinnen. Der Lehrer mußte bald merken, daß er absichtlich gemieden wurde, nach dem uralten Grundsatze der Landleute, die Gegenpartei auf allen Wegen und Stegen, namentlich auf dem Gerichtsgange, von Grund des Herzens zu hassen und zu verabscheuen, was sie selbst von ihren Anwälten voraussetzen und fordern. Mit einander zu gehen, wäre ein neuer Criminalfall, der schwersten Bestrafung werth. Wie leicht könnte man seine Gründe, seine Beweise verrathen oder zum friedlichen Vergleiche den Weg bahnen! Das Recht muß seinen Lauf haben — und sollte der letzte Groschen, der letzte Heller aus der Tasche des Proceßkrämers in die bodenlose Gerichts- und Advokatencasse wandern.

Der feindselige Abstand schloß den Lehrer von der Unterhaltung nicht aus. Dieselbe wurde so lärmend und geräuschvoll geführt, daß jedes Wort zu seinen Ohren drang, und namentlich wenn ein schlechter Witz, ein wohlfeiler Hohn zum Besten gegeben wurde, spielten die Stimmen absichtlich in den höheren Lagen, damit jedes Wort um so sicherer sein Opfer erreichte. „Aufgeschaut, Männer, nur aufgeschaut!“ rief der Schulze immer und immer wieder. „Den Landrichter kennt der Superkluge noch nicht. O, der wird gedüt't werden! Ui — ui!“ Dabei brach der Sprecher in ein schallendes Gelächter aus, in welches seine Begleitung pflichtgemäß einstimmte, so daß der Schall sich von Baum zu Baum

weithin fortpflanzte und aus dem geheimnißvollen Dunkel des Waldes hundertfach wiederhallte, als sei dort ein ganzes Heer lachender Bauern versteckt.

„Wenn wir gewinnen," meinte der Pfleger und schlug auf die klingende Tasche, „zahle ich einen guten Schoppen. So viel ist mir der Gemeindesäckel noch werth."

„Ob wir gewinnen?" wiederholte der älteste Bevollmächtigte. „Wenn wir fest zusammenstehen, der Schulze und die ganze Verwaltung, so werden wir doch diesen „Langrock" hinabbringen. O, den wollen wir verarbeiten, daß nicht eine Spur vom ganzen Mann mehr sichtbar bleibt."

„Das sollt' ich denken," bejahte der zweite. „Unsere Sache ist gerecht, und wenn uns der Landrichter nicht Recht gibt, so gehen wir weiter."

„Ja wohl," rief der Pfleger, „wir werden die rechte Schmiede schon finden. Wir wissen auch, wo die Regierung ..."

„Pst!" unterbrach ihn der Vorstand und schaute sich ängstlich um, ob Niemand das verhängnißvolle Wort vernommen habe. „Still! die Regierung hat ja den neuen Schulmeister hergesetzt und wird ihm und dem Landrichter nicht abstehen. Wir müssen die Sache anders angreifen."

„Ich will für Euch reden, Männer, ich!" rief der Pfleger wieder und schlug voll Selbstgefühl auf seine

Brust. „Ich will dem Landrichter erklären, wo das Recht liegt; ich will ihm sagen, was eine Gemeinde leisten muß, und ihm auseinander setzen, was dieses Stadtherrchen uns für Kosten aufbürden will, die wir nie und nimmermehr erschwingen können. Wenn er ein Quintchen Verstand hat und nur das ABC vom Rechnen kennt, so wird er mir beistimmen und sagen: „Euer Pfleger ist ein gescheidter Mann."

„Ich muß sprechen," fiel Rückert barsch und verletzt dazwischen. „Ich bin der Vorsteher, — der Schulz' hat's Wort. Was ein Anderer sagen will, weiß ich zehnmal. Ich hab' zu reden, Ihr stimmt bei, sonst nichts."

„Ganz richtig," meinte der Bevollmächtigten Aeltester, „und jetzt keinen Streit, Männer! Zusammenhalten müssen wir, dann geht's. O, ich könnte mich zu Tod lachen, wenn sie den Springinsfeld auf ein paar Tage behalten und ihm freie Kost und Wohnung geben würden!"

„Juchhei!" jubelte der Pfleger, des Sieges gewiß; „ich laufe heute noch von Haus zu Haus im ganzen Dorfe und erzähle es allen Leuten."

„Nicht nöthig!" rief der Schulze spöttisch. „Sag's nur deiner Frau! Diese besorgt's besser und geschwinder, als wir alle zusammen."

Ein herzliches Lachen folgte diesen Worten und auf's Neue gingen sie daran, ihr Streitobject zu erörtern und zu verfolgen. Für diese Leute war die unvergleichliche

Pracht, so ringsum das Auge entzückte, nicht geschaffen, für sie war das bunte, vielgestaltige Leben, so ringsum keimte, sproßte, blühte und webte, gleichgültig. Sie bemerkten nicht, wie die Sonnenstrahlen immer kühner über die schimmernden Baumgipfel hereinbrachen und mit ihrem funkelnden Feuergeschosse die dichten Nebelgebilde gewaltsam hinabdrängten, zum Theil in feuchte Schluchten, zum Theil in das breite Waldthal, das unter ihren Füßen sich hinzog. Dort flüchteten sich jene einzeln in dichten, duftigen Streifen in den Schutz der Baumstämme und Felsen, oder sie setzten sich am Erlengebüsch, das den rauschenden Waldbach begrenzt, als ihrem letzten Hort fest. Aber auch hierher drang die gewaltige, sprühende Gluth, verscheuchte sie aus ihrem Schlupfwinkel und drängte sie in's Wasser. Dafür erschlossen sich tausend und tausend Blumenkelche und spendeten dem belebenden Himmelsgestirn süßduftenden Dank. Forellen schnalzten in dem klaren, sprudelnden Waldbache, der rasch über spiegelglatte Steine dahin hüpfte und sich plätschernd durch die Erlen wand, um das summende, endlose Insektenheer zu schrecken, das über der Oberfläche seine Tänze ausführte, während eine Weihe in gehaltenem Fluge spähend durch das Thal strich, ob nicht die Wasser- und Waldfrauen ihr ein leckeres Frühstück bereitet hätten. Die glühenden Strahlen badeten und spiegelten sich im Perlenthaue der Blüthen, daß er wie Milliarden Rubinen und Smaragde schillerte und funkelte, und küßten einen Theil der zitternden Edel-

steine von den Blättern, während die andern blinkend auf das weiche Moos sanken, um auch dieses zu beleben und zu erfrischen. Aus der Ferne kollerte und pfalzte der Auerhahn, der Dirigent des vielstimmigen Waldorchesters, und gab mit wuchtigem Flügelschlage weithin schallend den Tact. Allenthalben antworteten die freien und lustigen Sänger, bald fröhlich von Zweig zu Zweig tanzend, bald munter sich zwischen den Blättern wiegend, bald mit leichtem Flügelschlage über das duftende Waldgras hingleitend. Das war ein Singen, Pfeifen und Schmettern, ein Trillern, Jodeln und Schlagen, ein Flöten, Rufen und Jauchzen, Zwitschern und Pfalzen, daß das Ohr unschlüssig schwankte, welcher Harmonie es folgen sollte, während sich Eichhörnchen schnurrend und pustend in weiten, kühnen Sätzen von Ast zu Ast, von Baum zu Baum schwangen, um mit ihren graziösen Voltigeur- und Seiltänzerkünsten das Auge zu ergötzen. Dazwischen kletterten die rindenfarbigen Baumrutscher geschäftig an den Stämmen auf und ab, und pochten bald da, bald dort mit ihren scharfen Schnäbeln an, ob nicht eine geheime Gesellschaft in den dunkeln Schachten verborgen sei. Meister Reineke scheuchte blitzschnell über den Weg, als habe er fremdes Gut und Blut nicht sonderlich geschont, und suchte seine Burg im Dunkel des Waldes, während die von nächtlicher Aesung heimkehrenden Rehe einen Augenblick Halt machten und aus der Ferne mit ihren großen, schwarzen Augen, denen selbst die Thränen

nicht fremd sein sollen, neugierig die Wanderer betrachteten, bevor sie im Dickicht der Büsche verschwanden.

Mehr als einmal wollte Spengler stehen bleiben, um dieses prachtvolle Waldesleben in seiner Freiheit und Großartigkeit zu bewundern, und der schaffenden Natur, wie der Allmächtige sie mit Meisterhand gebildet, auf ihren geheimnißvollen Spuren zu folgen. Aber immer wieder schreckte ihn das leidenschaftliche Geschrei der nachfolgenden Gesellschaft, ihr höhnisches Lachen, das stets des Schulzen periodischer Kernspruch schloß: „Den wird er düten! Laßt mich nur machen, Männer! Der Junge muß gedüt't werden."

Nach einem Marsche von vier Stunden gelangte endlich die Gesellschaft zum Gerichte und betrat ehrfurchtsvoll das Wartzimmer. Der Vorsteher und sein Anhang blieben sich auch an diesem gefürchteten Orte consequent, indem sie möglichst entfernt von ihrem Gegner sich an die Thüre postirten und höchstens bei Gelegenheit giftige Blicke nach dem Verhaßten hinüberschossen. Auf Ansuchen Spenglers übernahm der Gerichtsdiener bereitwillig die Meldung, und weil der Herr Gerichtsvorstand immer noch leidend war, wurden sie eine Stiege höher in seine Privatwohnung beschieden. Die Bauern drängten sich, den Hut in der Hand, voraus die Stiege hinauf, indem der Schulze den Vortrab bildete, die übrigen sich hinter seinem breiten Rücken versteckten und jeder den andern vorzuschieben suchte.

Auf der letzten Stufe angelangt, schlichen sie auf den Fußspitzen vorwärts, indem sie bald links bald rechts mit den Füßen an die Wände klopften, um den Staub abzuschütteln. Vor der kritischen Thüre machte der Schulze ein tiefes Compliment und bewegte probirend den gebogenen Zeigefinger wohl sechsmal wie einen Hammer auf und ab, bevor er sich getraute, sachte anzuklopfen. Hastig beugte er den Kopf hinab zum Schlüsselloche und hielt lauschend sein Ohr hin. Ein lautes „Herein" und die Gesellschaft trat bedächtig in's Zimmer, Mann für Mann über die hohe Schwelle stolpernd. Sie defilirten mit steifen, drolligen Bücklingen vor dem gestrengen Herrn und stellten sich in Reihe und Glied, mit halb gebogenen Knieen, den Hut tief bis zum Boden senkend, um ja recht ergeben und gehorsam zu erscheinen. So ein Landrichter ist aber auch ein kleiner König in seinem Gebiete und kann ohne Zweifel Wohl und Wehe seinen Untergebenen und ihren Nachfolgern bringen, je nachdem er die weit verzweigten Fäden der Justiz, Verwaltung und Polizei in seine Hand faßt, leitet und lenkt. Er kann die Fackel der Bildung und Gesittung entzünden, daß sie ihren Zauberglanz weithin erstrahlen läßt über nachfolgende Geschlechter; er kann aber auch die aus dem dunkeln Erdreich schimmernde Silberader der Religion und Tugend mit einem Schlage zertrümmern, so daß nur ein neuer Umguß wieder hellen Klang erzeugt. Zerstören ist leicht, Aufbauen eine Kunst.

Oft wird in fünfzig Jahren nicht wieder gebessert und errungen, was eitle Ueberschätzung, schlechter Wille und falsche Wissenschaft in fünf Jahren vernichteten.

Zu den Letzteren gehörte dieser Mann nicht. Die hohe, schlanke Figur, die wohlwollenden, doch scharf markirten Züge, die großen, freundlichen Augen flößten Vertrauen ein, während die gebogene Adlernase, das kleine, schwarze Schnurrbärtchen und die tiefe, metallreiche Stimme im entscheidenden Momente durchdrangen und sich Achtung verschaffen konnten.

Als der Letzte betrat der Lehrer das Zimmer. Der Landrichter hieß ihn freundlich willkommen und dankte ihm artig für seine neuliche Aufwartung. Hierauf wandte er sich ernst und streng an die Geladenen mit den Worten: „Ich mußte die Verwaltung der Gemeinde Buchenfeld vorladen lassen, weil verschiedene Beschwerden und Klagen gegen dieselbe theils mündlich, theils schriftlich zur Kenntniß des Gerichts gekommen sind. Am meisten gravirend darunter ist eine Anzeige, daß in Buchenfeld nächtliche Excesse und Scandale seit Kurzem überhand nehmen, wobei sich weder der Vorstand, noch sonst ein Ortsnachbar zur Abwehr einfindet, und eben so wenig ein Nachtwächter zu sehen oder zu hören ist. Wie kommt das, Vorsteher? Wo bleibt der Nachtwächter? Warum gibt er nicht von Stunde zu Stunde das Zeichen?"

„Der muß dük', Herr Landrichter! — Der muß dük'!" rief der Schulze, indem er mit der Hand nach

dem Lehrer zeigte und ein hämisches Lächeln über seine Züge glitt.

„Wer muß düten?“ fragte der Landrichter erstaunt.

„Der — der muß düt'!“ rief der Schulze wieder. „Er hat die Pfeife und wer die Pfeife hat, muß düten. So war's immer und so muß es bleiben.“

„Der Lehrer?“ wiederholte der Landrichter und wandte sich mit einem fragenden Blicke an diesen, als bedürfe er einer Aufklärung dieser Widersprüche.

Nun war die Reihe zu sprechen an dem Lehrer. Er bat um die Erlaubniß dazu und gab eine Schilderung seiner seitherigen Erlebnisse unter diesem hartgesottenen Volke, so klar, so treu und bündig, daß der Gerichtsvorstand bei der Beschreibung der Schule, ihrer Einrichtung, der fliegenden Kost und anderer Dinge nur mühsam seine Würde behaupten und das Lachen vermeiden konnte. Am Schlusse aber wandte sich derselbe entrüstet zu den Vorgeladenen und sprach, indem des Zornes Gluth seine bleichen Wangen röthete: „So treibt Ihr's? Ja, wofür glaubt Ihr denn eigentlich, daß Euch die Regierung einen Lehrer hersetzt? Damit Ihr ihn zum Nachtwächter stempelt und ihm das Hirtenhorn um die Schulter hängt? Euch sollte man Hörner aufsetzen, um Euch vor der ganzen Umgegend als vertrocknete, bornirte Subjecte zu kennzeichnen, denen ihre Rinder und Schweine mehr am Herzen liegen, als ihre Kinder.“

„Herr Landrichter," wollte sich der Schulze trotzig defendiren, „der Hirtenhans hat alleweil . . ."

„Ruhig!" rief dieser gebieterisch; „pfui, schämt Euch! Wie könnt Ihr zwischen einem ordentlichen Lehrer und dem Hirtenhans, einem verdorbenen Schuster, der nicht einmal zwischen Mein und Dein unterschied, einen Vergleich anstellen wollen?"

Der Schulze begann wieder: „Es war alleweil so, Herr Land . . . . . ."

„Still!" donnerte dieser, „kein Wort mehr! Respectirt man so die Befehle einer hohen Regierung? Ich hätte gute Lust, die ganze Verwaltung bei Wasser und Brod einsperren zu lassen, bis sie zur Einsicht kommt und Gehorsam lernt."

Der Redner schwieg und fixirte mit strengen Blicken die Geladenen. Sie sanken, den Schulzen ausgenommen, welcher nur das Haupt senkte, bei jedem Worte tiefer in die Kniee, bis die Hüte am Boden streiften. Dem Pfleger aber, welcher draußen im Walde mit seiner famosen Rede renommirt hatte, klapperten hörbar die Zähne, aus Furcht und Angst, der Lehrer möchte jetzt an den Mann bringen, wie er mit der Regierung drohte.

„Dem Vorsteher aber," sprach nun der Landrichter speciell zu diesem, „hätte ich wirklich mehr Einsicht und Verstand zugetraut. So war's und so muß es bleiben — sagen Sie? Ich sage Ihnen und stehe dafür ein: so war es und so darf es nicht bleiben. Nicht wahr,

Sie können schreiben? Haben denn zu Ihrer Zeit auch andere Knaben schreiben gelernt? Wie viele von drei oder vier Dutzenden?"

„Gott behüt'! Ich war der Einzige, Herr Landrichter," versicherte eilig Rückert, tief aufathmend und neu auflebend vor Freude, wenigstens in einem Punkte Anerkennung zu finden.

„Also gut! Wenn Ihr Vater gesagt hätte: früher haben die Jungen nichts gelernt, so soll der meinige auch nichts lernen, — wie dann? Wären Sie seit zwanzig Jahren Schultheiß? Nichts wären Sie, sag' ich Ihnen, gar nichts."

„Ich bin meinem Vater selig jede Stunde dankbar dafür," betheuerte der Schulze, der allmälig und politisch einzulenken suchte. Die Definition des „gestrengen Herrn" hatte bei ihm durchgeschlagen und er ahnte es wohl, daß eine Zeit auftauche, der er sich fügen müsse, wenn sie ihm nicht Amt und Würde unerbittlich entreißen sollte.

„Und ich will und setze es durch," fuhr der würdige Gerichtsvorstand fort, „daß die späteren Generationen auch uns dankbar sein sollen. Wohl verstanden: in allen Dingen, welche die Schule betreffen, hat fortan nur der Herr Lehrer hier zu bestimmen. Auch bei den Angelegenheiten der Gemeinde ist es sehr rathsam, wenn Ihr ihn um seine Meinung fragt, und ihm auch Glauben schenkt. Ich freue mich, daß die Wahl der Regierung auf

einen jungen Mann gefallen ist, der sein Amt liebt und so energisch zu wahren weiß. Ferner wird binnen 24 Stunden die Pfeife wieder abgeholt, den nächtlichen Scandalen gesteuert, ein taugliches Subject als Nachtwächter aufgestellt und dem Herrn Lehrer eine Ganggebühr von einem Thaler ausgezahlt. Wird der Termin nicht streng eingehalten — Sie werden die Güte haben, Herr Lehrer, mir davon Nachricht zu geben, — so erscheint ein Wartbote, der Euch theuer genug kommen soll."

„Ich werde Ihren Auftrag pünktlich vollziehen, Herr Landrichter," antwortete der Lehrer, „und sage Ihnen zugleich den verbindlichsten Dank für Ihre gütige Unterstützung. Uebrigens hoffe ich fest, daß die Verwaltung, ihren in sonstigen Dingen sehr erfahrenen und practischen Vorsteher an der Spitze, fortan mit mir Hand in Hand gehen wird, so daß wir den sehr geehrten Herrn Landgerichtsvorstand nicht mehr mit unnützen Klagen belästigen dürfen."

Die letzten Worte hatte Spengler nach dem Vorsteher und seinen Begleitern hin gesprochen. Dieser, von der Nutzlosigkeit jedes ferneren Widerspruches überzeugt, antwortete mit einem kräftigen „Ja," während die Uebrigen nothgedrungen in allen Tonarten nachseufzten, wenn sie auch in der Tasche die Faust ballten.

„Zu bemerken habe ich noch," sprach der Landrichter zum Schlusse, „daß die „fliegende Kost" von heute an einer entsprechenden Geldentschädigung Platz zu machen

hat, sowie auch die weiteren Bezüge des Herrn Lehrers in Einvernahme mit der Regierung ihrer baldigen Regelung entgegen gehen."

Mit diesen Worten reichte er dem Lehrer, welcher sich höflich empfahl, zum Abschiede die Hand, verbeugte sich leicht gegen die Andern und hinaus schlich die Verwaltung noch weit stiller, als sie gekommen, die hohe Schwelle ausgenommen, worüber abermals Alle zu ihrem größten Schrecken stolperten. Hastig ging es durch das Städtchen, als stünde jedem die Niederlage auf der Stirne geschrieben; sie vergaßen selbst die Einkehr und fanden erst die Sprache wieder, als sie den schützenden Wald erreichten.

„Düt' — düt'!" rief der Pfleger zuerst, indem er die gebogene Hand statt der Pfeife vor den Mund hielt; „ich bin nur froh, daß ich wieder Bäume sehe. Wir sind gedüt't worden! Ui — ui!"

Keiner gab Antwort. Nur Spengler, der sie inzwischen eingeholt hatte, bemerkte: „Man soll nie vor der Kirchweih' jubeln. Mir war's „Düten" bestimmt, und Euch wurde es zu Theil. Merkt's und Ihr werdet manchen Verdruß weniger haben." — —

Von dieser Zeit an lebte der Lehrer mit seiner Gemeinde in der größten Eintracht. Im Laufe der Jahre wurde ein schönes Schulhaus gebaut und eine stattliche Kirche. Oft versicherte Spengler, daß mit Niemand besser umzugehen sei, als mit dem alten Schultheiß,

wenn man ihn nur zu behandeln verstehe. Um einen sprechenden Beweis dafür zu liefern, erkor er sich dessen Töchterlein, das bei seinem Einzuge das erste verständige Wort zu ihm gesprochen, zur treuen Begleiterin auf seiner Lebensbahn und hatte nie Ursache, diesen Schritt zu bereuen. —

Druck der vorm. Lauter'schen Buchdruckerei in Augsburg.

Neuere empfehlenswerthe Verlagsartikel von J. A. Schlossers Buch- und Kunsthandlung in Augsburg.

Abendunterhaltungen eines Familienvaters, oder die christliche Sittenlehre in Beispielen. 2 Bdchen. mit 1 Stahlstich. 2te Aufl. 8. brosch. 24 kr. oder 7½ Sgr.

Adelheid von Landstrost, oder der Kampf der Tugend mit dem Laster. Eine Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, für die reifere Jugend bearbeitet von J. N. Mundbrod. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 36 kr. oder 11¼ Sgr.

Ambach, Ed. v., Gott und die Welt, oder wie gelangt man zur Freiheit und zu dauerndem Glück? Zeitgemäße Erzählungen der reifern Jugend und dem christlichen Volke gewidmet. 2te Aufl. 2 Bde. mit 2 Stahlst. 8. brosch. 1 fl. 12 kr. od. 22½ Sgr.

NB. Jeder Band auch einzeln à 36 kr. oder 11¼ Sgr.

— — Kara Mustafa vor Wien, oder die verhängnißvolle Verlobung am Tage der Enthauptung Johannes des Täufers in der Pulvermine unter der Minoritenkirche. Ein charakteristisches Gemälde aus dem 17. Jahrhundert, der reiferen Jugend geweiht. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 36 kr. oder 11¼ Sgr.

— — Missolunghi's letzte Stunde, oder der Sieg im Tode. Ein historisches Charakter- und Heldengemälde aus Griechenlands Befreiungskampf. Der reiferen Jugend gewidmet. 2. Aufl. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 36 kr. oder 11¼ Sgr.

— — Tirol und seiner Braven Liebe zum Kaiserhause in den Tagen der Gefahr, oder der schwarze Schütze vom Passeyerthal. Ein Charaktergemälde aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts; der reiferen Jugend geweiht. 2te Aufl Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 36 kr. oder 11¼ Sgr.

Ambach, Ed. v., Deutschlands Erlösung, oder der Fürstenbund, geschlossen über dem Grabe der Königin Louise von Preußen. Ein Charakter- und Zeitgemälde aus dem 19. Jahrhundert. Der gesammten edlen Leserwelt, namentlich der reifern Jugend gewidmet. 2te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 34 kr. od. 11¼ Sgr.

Augustinus, oder die Buße. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 27 kr. od. 7½ Sgr.

Clotilde, oder die Taufe. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Dörle, A., Maria und Rosa, oder der Tugend ihre Krone und dem Laster seine Strafe. Eine Erzählung zur Belehrung, Warnung und Beherzigung für die reifere Jugend, sowie für alle weiblichen Dienstboten, Eltern und Dienstherrschaften. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 36 kr. od. 11¼ Sgr.

Elisabeth, oder die Ehe. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1. Stahlst. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Familie Sainval, die, auf der Insel Behnard an der Loire, oder Abendunterhaltungen für die reifere Jugend aus dem Französischen. 2 Bde. mit 1 Stahlst. 8. brosch. 24 kr. oder 7½ Sgr.

Großvater, der, im Kreise seiner Enkel, oder italisches Stillleben. Erzählungen für die Jugend und das Volk, von K. Riedl. Mit 1 Stahlstich. 8. broschirt. 36 kr. oder 11¼ Sgr.

Hildegarde, oder der Abschied vom Vaterhause und die Waise in der Fremde. Eine Geschichte aus der französischen Revolution für die reifere Jugend bearbeitet von J. N. Mundbrod. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 36 kr. od. 11¼ Sgr.

Indier-Apostel, der, oder die Firmung. Eine Erzählung für die Jugend und das christl. Volk. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 27 kr. od. 7½ Sgr.

Julius, Graf von Montefalkone, oder Vaterlandsliebe und Heldenmuth. Ein Charakter- und Familiengemälde aus der Zeit des deutschen Freiheitskampfes. Für die deutsche Jugend bearbeitet von J. N. Mundbrod. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 36 kr. oder 11¼ Sgr.

König Ludwig, des Heiligen, sechster Kreuzzug in's heilige Land, oder die letzte Oelung. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

König Robert's Mildthätigkeit oder das Abendmahl. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Macht des Kreuzes. Eine historische Erzählung für die kath. Jugend. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 36 kr. od. 11¼ Sgr.

Margaretha, oder die Hoffnung. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Marie, oder Gottes Vertrauen trägt Glück ein. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk von Hofkaplan K. Riedl. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 36 kr. od. 11¼ Sgr.

Milla, oder der Vorsehung Walten. Erzählungen für Jugend und Volk, vom Hofkaplan K. Riedl. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 36 kr. oder 11¼ Sgr.

Pilger, die drei, oder der Glaube. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Rom, das christliche, oder die Priesterweihe. Eine Erzählung für die Jugend und das Volk. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Ambach, Ed. v., Deutschlands Erlösung, oder der Fürstenbund, geschlossen über dem Grabe der Königin Louise von Preußen. Ein Charakter- und Zeitgemälde aus dem 19. Jahrhundert. Der gesammten edlen Leserwelt, namentlich der reifern Jugend gewidmet. 2te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 34 kr. od. 11¼ Sgr.

Augustinus, oder die Buße. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 27 kr. od. 7½ Sgr.

Clotilde, oder die Taufe. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Dörle, A., Maria und Rosa, oder der Tugend ihre Krone und dem Laster seine Strafe. Eine Erzählung zur Belehrung, Warnung und Beherzigung für die reifere Jugend, sowie für alle weiblichen Dienstboten, Eltern und Dienstherrschaften. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 36 kr. od. 11¼ Sgr.

Elisabeth, oder die Ehe. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1. Stahlst. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Familie Sainval, die, auf der Insel Behnard an der Loire, oder Abendunterhaltungen für die reifere Jugend aus dem Französischen. 2 Bde. mit 1 Stahlst. 8. brosch. 24 kr. oder 7½ Sgr.

Großvater, der, im Kreise seiner Enkel, oder italisches Stillleben. Erzählungen für die Jugend und das Volk, von K. Riedl. Mit 1 Stahlstich. 8. broschirt. 36 kr. oder 11¼ Sgr.

Hildegarde, oder der Abschied vom Vaterhause und die Waise in der Fremde. Eine Geschichte aus der französischen Revolution für die reifere Jugend bearbeitet von J. N. Mundbrod. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 36 kr. od. 11¼ Sgr.

Indier-Apostel, der, oder die Firmung. Eine Erzählung für die Jugend und das christl. Volk. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 27 kr. od. 7½ Sgr.

Julius, Graf von Montefalkone, oder Vaterlandsliebe und Heldenmuth. Ein Charakter- und Familiengemälde aus der Zeit des deutschen Freiheitskampfes. Für die deutsche Jugend bearbeitet von J. N. Mundbrod. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 36 kr. oder 11¼ Sgr.

König Ludwig, des Heiligen, sechster Kreuzzug in's heilige Land, oder die letzte Oelung. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

König Robert's Mildthätigkeit oder das Abendmahl. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Macht des Kreuzes. Eine historische Erzählung für die kath. Jugend. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 36 kr. od. 11¼ Sgr.

Margaretha, oder die Hoffnung. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Marie, oder Gottes Vertrauen trägt Glück ein. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk von Hofkaplan K. Riedl. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 36 kr. od. 11¼ Sgr.

Milla, oder der Vorsehung Walten. Erzählungen für Jugend und Volk, vom Hofkaplan K. Riedl. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 36 kr. oder 11¼ Sgr.

Pilger, die drei, oder der Glaube. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Rom, das christliche, oder die Priesterweihe. Eine Erzählung für die Jugend und das Volk. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Roten, L. L. v., Wiederklänge aus dem Rhonethale. Gedichte. 16. Elegant geheftet à fl. 2. oder 1 Rthlr. 6 Sgr.
— — Dieselben elegant gebunden in Leinwand mit Goldschnitt à fl. 2. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18. Sgr.

Sainte-Foi, Ch., ernste Stunden eines jungen Mädchens. Ein Buch für die reifere weibliche Jugend. Aus dem Französischen. Zweite Aufl. Mit einem Vorworte von Dr. J. E. Stadler. kl. 8. brosch. à 48 kr. oder 15 Sgr.
— — Dasselbe elegant gebunden in Leinwand mit Goldschnitt à fl. 1. 36 kr. oder 28 Sgr.

Schuler, Mich., deutsches Landsturmbüchlein. Patriotische Lieder. 16. Eleg. geh. à 42 kr. od. 12 Sgr.
— — Dieselben eleg. geb. in Sarsenet mit Goldschnitt à fl. 1. 6 kr. od. 20 Sgr.

Söltl, J. M., der Untersberg. Deutsche Bilder im Spiegel der Sage und Geschichte. 2 Bde. kl. 8. Eleg. brosch. fl. 3. 30 kr. od. 2 Rthlr. Eleg. in Halbfranzband fl. 4. 40 kr. od. 2 Rthlr. 20 Sgr.

In diesem Romane wird das geheimnißvolle Innere des Untersberges, eine ganze Welt handelnder Gestalten erschlossen, und Sage und Geschichte haben sich vereinigt, um deutsche Tapferkeit, Frömmigkeit, Treue, Kunst und Wissenschaft zu verherrlichen, das Nationalgefühl zu wecken und in allen Deutschen das edle Selbstbewußtsein zu nähren: „Wir sind eines der ersten Völker der Erde!“

Wilden, die, oder die christliche Liebe. Eine Erzählung für die Jugend und das christliche Volk. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 27 kr. oder 7½ Sgr.

Wörner, B., Lust und Leid. Geschichten aus unsern Tagen. Erster und zweiter Band. Mit vielen Illustrationen. kl. 8. Jeder Band hübsch broschirt. à fl. 1. 45 kr. od. 1 Rthlr. Elegant in Halbfranzband à fl. 2. 20 kr. od. 1 Rthlr. 10 Sgr.